

Italisches Leben



Geschichten und Abenteuer

von

Gustav Floerke

Stuttgart 1890.
Verlag der
J. G Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Fortsetzung siehe auf der 3. Seite.

Italisches Leben.

Geschichten und Abenteuer aus alten Skizzenbüchern

von

Gustav Floerke.

Stuttgart 1890.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Dr. med. Oswald Schmidt

in München

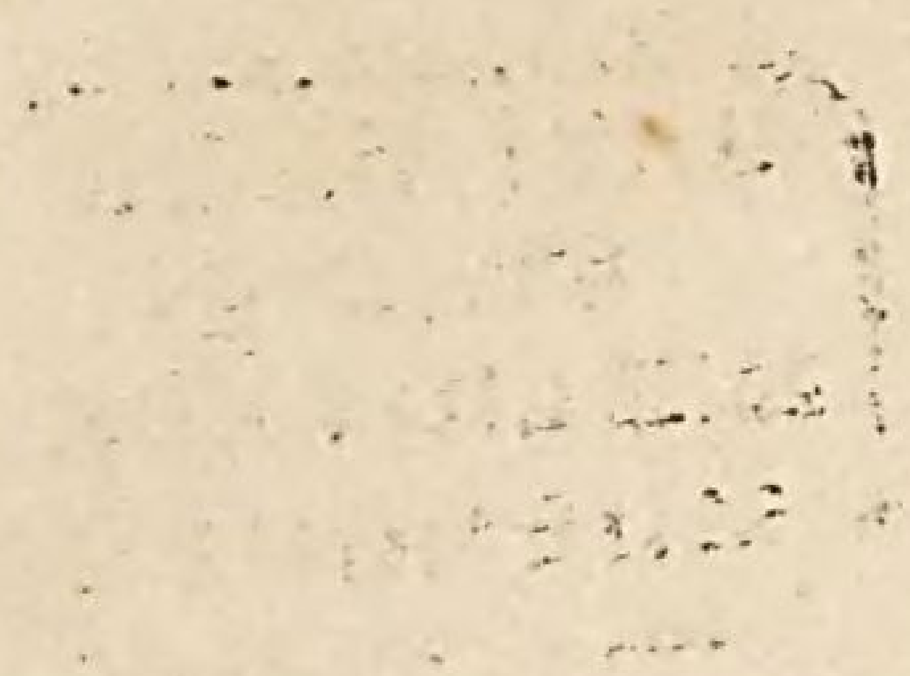
widmet dies Stück Herbarium

freundschaftlichst

G. F.

Inhalt.

Die Herren Banditen.



Der „große Krieger" — so hieß unser Segler — blähte und verbeugte sich vor dem versammelten Publikum des „Porto di Massa", und indem er die buntbemalte Brust kräftig eintauchte in die quecksilberschwere Flut, betrat er den Kriegspfad. Kaum den geschicktesten unter den braungebratenen Söhnen Parthenopes gelang es noch einmal, uns nachzuspucken. Noch weniger vermochte ich den Felsenglauben der übrigen zu belohnen, die mich auf zwanzig Klafter Entfernung noch um einen Soldo anriefen. Im nächsten Augenblick entzogen uns schwarze Schiffswände, unter denen die Barke sich hinwand, das bunte blendende Bild. Es war, als wenn im Theater der Vorhang gefallen ist, die Musik aber noch immer keinen Pardon gibt. Aus dem steinernen Neapel waren wir einstweilen in das hölzerne geraten. Aus dem zwecklosen, aggressiven Lärm der vom Teufel besessenen einzigen Stadt in das Klirren und Knarren, Rufen, Pfeifen, Läuten, Zischen, Blasen und Schießen ihrer schwimmenden Vorstadt, aus dem Staub in den niederschlagenden Qualm der Dampfer. Noch einmal überschüttete uns ein solches schmutzig elegantes Ungetüm mit lauwarmem Kohlenruß, während es uns unsäglich stolz fast umrannte, dann glitten wir hinaus aus dem Schatten der haushohen Rümpfe in Licht, Luft, Stille . . . ah! Eine Mandoline auf dem Vorderdeck hörte man plötzlich klimpern . . . Nur einmal weiß ich, daß mir ähnlich befreit zu Mute war: als ich aus dem Wasser und Feuer des „Rheingold" in die lichtvolle Formenschönheit der Mondnacht hinaustrat unter

die schneeglitzernden Baumgruppen neben dem weimarischen Theater, und drüben bei Posthalters spielte ein Mädchen eine jener kleinen Mozartschen Sonaten . . .

Aber — die Fahrt ist lang, der „Granguerrier" war ein Marktschiff wie jedes andere, der Wind nichts weiter als ein schläfriger Greco und die Hitze lagerte sich, ihm zum Trotz, immer breiter und dunstiger über die träge Flut. Nach zwei Stunden schwamm Capri noch immer vor uns wie ein blaues Märchen, in denselben metallisch weißblauen Duft gehüllt, der es an diesem Nachmittag für die Neapolitaner verschleierte. Für uns war inzwischen auch die Stadt in dasselbe unendliche Blau versunken. Die zwei großen lateinischen Segel rauschten leiser; das eintönige, klingende Plätschern am Kiel, das Gesumme auf dem Schiffsboden, wo die Capresen hockten, alle diese Leute, die nichts zu thun hatten, sich kaum bewegen konnten, das versengte Zeug, in welchem man sich nicht zu rühren wagte, die unendliche flimmernde Sonnenwüste umher, das alles stumpfte ab. Selbst die Delphine langweilte es, uns zu folgen. Meine Beine, die ich zwischen den Rücken der Untensitzenden, so gut es ging, weggestaut hatte, schliefen bereits. Bei den Wiedererweckungsversuchen, die ich mit ihnen anstellte, berührten meine Kniee den Nacken eines Mädchens, das zwischen ihnen saß. Aber auch diese schien eingeschlafen, denn sie rührte sich nicht. Um wach zu bleiben, nahm ich den „Pungolo" aus der Tasche. Aber ich faltete ihn ärgerlich wieder zusammen. Nicht wegen der Blendung, denn dagegen halfen meine schwarzen Augengläser. Aber das erste, was ich las, war die aufgeworfene Frage, welcher politischen Partei die Schuld an dem reißenden Zunehmen des Brigantaggio — des Räuberwesens — beizumessen sei. Ich öffnete den „Piccolo" und las, daß die berühmten Banditen Giordano und Pilacchiello, der „forza irresistibile" des Heimwehs folgend, aus Aegypten, wohin sie 1863 geflohen, wieder in ihre

alten Jagdgründe zwischen Morcone und Cerreto zurückgekehrt seien . . .

Briganti! So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Britten, wie mich heuer dies Wort, diese dummen Räubergeschichten. Schon vor meiner Abreise begann es.

„Kommt also zur Taufe," schrieb mir vor vierzehn Tagen nach Florenz ein Freund, der im Viterbesischen ansässig ist, — „ich schicke euch den Wagen und zwei Carabinieri. In Soriano sind nämlich sechs Zuchthäusler ausgebrochen." Und auf deren Konto sündigt natürlich die ganze Provinz und hilft ihnen, für eigene Rechnung, allgegenwärtig sein, sagte ich mir. Leider stand ich vor gepackten Koffern, um andere Versprechungen zu erfüllen.

Als ich tags darauf mit einem Gefährten auf den Pratomagno stieg, fragte mich in Pontassieve der Pizzicagnolo, ob wir auch bewaffnet seien. Die Kerle aus den Maremmen hätten ihre Schafe oben . . . Und da sei es recht unsicher. — Mitten in der höflichen, wohlerzogenen Toscana! Der muß nun schon wieder seinen Nachbarn was anhängen, dachte ich.

Vor Orvieto — kaum zwei Tagereisen weiter — begegnet mir eine Patrouille, bis an die Zähne bewaffnet. Seit wann in der Stadt Versaglieri lägen, frage ich sie, und ob sie Felddienstübung hätten? — Nein, wegen der Briganten seien sie aus. Ich lachte und ging mit ihnen. Aber wir trafen weit und breit keinen Menschen, das nächste Wirtshaus war verbarrikadiert und niemand stand mir Rede, denn alles hatte mit den Soldaten zu verhandeln. Nach zwei Minuten hörte man einen Wagen. Als er vorfuhr, gab es ein Geschrei mit den Insassen: wie sie so leichtsinnig ohne Bedeckung fahren könnten. Jene lachten: hinter ihnen käme die Post. Man hörte sie auch bereits; richtig, da blitzten Gewehrläufe; auf dem Bock, drinnen, — Carabinieri und wieder Carabinieri,

so daß mir denn doch bunt vor Augen wurde, als ich mich allein auf den Rückweg machen mußte.

Drei Tage später, als ich in Albano zu Pferde stieg, um durch die Macchia della faggiuola nach Velletri zu reiten, hatte ich genug zu thun, um mich vor den Revolvern — meiner Freunde zu retten.

„Nehmt diesen,“ sagte der Jäger des Fürsten Piombino, ein alter, durchaus ernsthafter Mann, „er ist mir schon manchmal nützlich gewesen.“

„Ihr seid alle toll.“

„Durchaus nicht; aber die Leute da hinterm Berge taugen nun 'mal nichts. Gestern erst haben sie einen Ingenieur ausgeraubt, der mit einer großen Summe von Rom kam. Teremis heißt er. Und hier, lest was in der ‚Capitale‘ steht.“ Die drei bei Aquila gefangenen Banditen seien sämtlich von drüben, das heißt der Hauptmann aus Rocca priora — dort oben lag es, man sah es über die Zeitung hinweg. Hm . . . aber wir ritten doch, und natürlich machte uns niemand ein böses Gesicht. Verwundet — von Brombeerranken, aber nicht von Räubern, erreichten wir den „Gallo“ zu Velletri, und nicht einmal er hat uns in der alten Bischofsstadt ausgeplündert.

Ebensowenig jemand in Terracina. Als wir dort querfeldein, erhitzt und verstaubt über eine Hecke kletterten, um die Landstraße wieder zu gewinnen, rissen vielmehr zwei schöne Terracinesen im Sonntagsstaat vor uns aus. Vor dem Kaffeehaus am Thor saßen sie und wischten sich den Schweiß ab, als wir zu ihrem Erstaunen dazu kamen und sie auslachten.

Es ist heuer — 1881 und wohl noch auf lange Zeit hinaus — durch allerlei Wahl- und Parteimanöver einmal Mode, überall Briganten zu wittern. Für jeden Soldo, den man in Zeitungen anlegt, kauft man sich neue Räubergeschichten. Dazu spuken diesen Leuten im seligen Kirchenstaat und Neapel alte Geschichten im Kopf. Sie alle haben die aufregende Un-

sicherheit dieser Grenzdistrikte miterlebt, wie die Neapolitaner ihre Vesuvausbrüche.

„Briganti!" Richtig, unter mir in der bunten Menge der Ueberfahrenden sprach wieder einmal jemand das ewige Wort aus: „briganti".

Unter den Capresen zu meinen Füßen saß also ein ältlicher Signore in blindem Cylinder und blankem Tuchrock, gestopften schwarzen Stiefeln und weißer Weste. Ueber einem eigenwilligen Vorhemdchen saß ein unbezahlbarer Quacksalberkopf mit durchaus zahmen Mienen. Anfangs hatte ich ihn mit den Leuten über Rechtsverhältnisse und Prozeßsachen reden hören. Dann ward sein Vortrag zu einem vollständigen Plaidoyer, wie er es gehalten haben würde, hätten sie ihm ihren nunmehr verlorenen Gemeindeprozeß anvertraut, welchen sie in diesem Falle, wie er unter zahlreichen Berufungen auf Gajus und das Corpus juris nachwies, unzweifelhaft gewonnen hätten. Schließlich war dieser Herr so frei gewesen, sich den „Exzellenzen" auf der Herrenbank mittels Aufstehens von seinem Platz aus vorzustellen. Er war der Advokat Biagio Monaldo, bekannter, wie er verschämt lächelnd hinzusetzte, unter dem Namen Don Buonasera. Im übrigen und durchaus unserer Herrlichkeiten unwürdigster Diener. Als keiner von ihm Notiz nahm, war er bald wieder in ungeschwächter Unterthänigkeit in der Menge zu Füßen der roten Bank versunken.

Dieser Herr war soeben, als ich aufmerksam wurde, sprachlos vor Erstaunen und Verachtung, weil die Capresen ihm auf eine Verherrlichung der Briganten geantwortet hatten:

„Die Briganten sind Diebe. Diebe und Briganten sind ein und dasselbe. Und bei uns in Crap gibt es keine."

„Und Signori sehen anders aus," setzte die zierliche Kleine hinzu (die also doch gewacht hatte!). Indem sie sich dabei ebenso deutlich wie schmeichelhaft nach mir umsah, nahm sie natürlich die letzte Gefahr des Einschlummerns von meinen

Lidern und sicherte ihrem Kreise einen aufmerksamen Zuhörer von Distinktion . . .

„Briganten!“ sagte ein anderer Caprese. „Es war wirklich einmal einer, der glaubte, daß es auch bei uns welche gäbe, wo man doch nicht einmal Thürschlösser kennt. Aber das war auch so ein dummer fluchender Piemontese aus Florenz. Sie wollten ihn — er war natürlich Soldat — unter die Strafkolonie auf Capri stecken, und als er die Berge sah dort oben, auf denen im Herbst wohl hin und wieder die Wolken ausruhen“ — der Sprecher wies auf die langgestreckte Hochebene Damecuta, die bereits über unseren geneigten Segeln sichtbar ward — „da nun lief er ihnen davon. Noch einmal sahen sie ihn von oben mit der Mütze winken, dann verschwand er im Nebel. Und drei Tage stahl er uns die Trauben aus den Vignen und fragte alle Leute, wo die Banditen lägen — bis der Nebel schwand und sie ihn, der unsere Insel für ein Vorgebirge gehalten haben mochte, wieder griffen.“

Für die Stupidität des „Piemontesen“ hatte der Advokat nur einen Blick gen Himmel. Aber diese Leute von Capri? Waren das wirklich Italiener! Diese armen Insulaner! Der Rechtsgelehrte war außer sich.

Nachdem er sich von seiner Verachtung dieser ungebildeten Anschauung einigermaßen erholt hatte, begann er, Hand und Stimme pathetisch erhoben:

„Ihr meint also in eurer Unwissenheit, Briganten und Diebe seien dasselbe! Seid barmherzig: eßt ihr Mehl für Maccheroni? Trinkt ihr Wasser für Wein? Seid ihr denn Christen? Habe ich nicht die Autorität unseres seligen Papa Pio Nono für mich, der doch wohl gewußt hat, warum er die Briganten segnete und absolvierte? Haben sie ihn auch je nur um eine heilige Messe betrogen, oder ihn gar verraten, wie andere Leute? Kennt ihr überhaupt die Briganten? Nein, ich wußte es. Aber *ich* kenne diese Signori Briganti.“

Alles nickte zustimmend und erwartungsvoll. Denn man wußte offenbar von der Erfahrung des guten Herrn in dieser Materie.

„Nun also. Ich werde euch etwas von ihnen erzählen, etwas, was ich mit meinen eigenen Augen, mit diesen zwei guten Augen hier gesehen habe" (er that, als ob er sie herausnehme und den Nächsten zur Prüfung auf ihre Unverdächtigkeit hinreiche) — „und bei Gott, ich habe doch auch keinen Kürbis anstatt des Gehirns im Kopf. Ihr kennt alle den Caccio Cavallo?"

Mit dem entzückten Schnalzen von Feinschmeckern antwortete die ganze Zuhörerschaft bei der Erwähnung dieses geschätzten Käses.

Fediciello, unser Kapitän, der stehend am Mast schlief, erwachte, drehte sich um und sah auf die Hände der unter ihm Sitzenden, bis er sich überzeugt hatte, daß es sich um keinen vorhandenen handle. Ein Neapolitaner Gamin behauptete, daß er zwei Karlin für das Pfund zahlen würde, wenn der Rechtsgelehrte ihm im Augenblick aushelfen könne.

Don Buonasera sah ihn verächtlich an.

„Nun, die Briganten," sagte er, „haben vom Caccio Cavallo (von welchem dieser hungrige Hund da nie mehr als Wasser im Munde haben möge), soviel sie befehlen und essen können. Wenn sie aber davon essen wollen, so schneiden sie nur aus der Mitte" — der Advokat schien mit spitzem Finger eine Prise zu nehmen — „ja ganz aus der Mitte ein Stück, wie eine Nuß groß. Das übrige — überlegt ein wenig — das übrige — Käse, Caccio Cavallo, Käse, fett wie ein Priester — lassen sie am Wege liegen."

Der Redner hatte den Schluß mit einer großartig wegwerfenden Handbewegung verstärkt — jetzt sah er sich triumphierend nach der Wirkung seiner kunstvollen und über-

zeugungswarmen Erzählung um. Schweigen der Bewunderung starrte ihm entgegen.

„Nun," sagte der Advokat, selber ganz ergriffen und gerötet von der Erinnerung an das Unerhörte, „kriegen nun die Kätzchen Augen? Sind das ‚Diebe' oder sind das ‚Signori'?"

Allgemein gab man zu, daß Leute, die einer solchen Ueppigkeit fähig wären, nur Signori, und zwar wirkliche Grandseigneurs sein könnten und keine Diebe, die, um sich zu bereichern, stehlen. Die Achtung vor solcher Verschwendung schnitt jeden Einwand ab. In dieser Nacht hätte jeder auf Capri jenem Briganten suchenden „Piemontesen" Unterstand gegeben.

Der Advokat hatte immer direkter für mich gesprochen und gespielt. Jetzt nahm Don Buonasera seinen Hut ab, verbeugte sich gegen „seinen Gönner, dessen Aufmerksamkeit ihm eine moralische Unterstützung gewesen sei" und teilte mir ergebenst mit, was die anderen schon wußten, daß er, wofür er um Entschuldigung bat, aus Salerno gebürtig, jetzt in Neapel praktiziere, und den Bedrängten lediglich des Rechtes wegen helfe, wie sowohl alle Anwesenden als auch seine Geschäftsgrundsätze: „Arbeitsamkeit, Selbstlosigkeit und wahre Ehrenhaftigkeit" bezeugen könnten; daß ferner seine Brigantenanschauungen (bei der allerheiligsten Jungfrau, Exzellenz!) auf der wahrhaftigsten Anschauung und nicht etwa auf alltäglicher Erfindung beruhten, daß sie, man könnte fast sagen, äußerst würdig seien, besungen oder beschrieben zu werden. Denn die Briganten hatten ihn eines Tages mitgeschleppt (homo homini lupus, wie Hobbes sagt), ja allerdings, mitgeschleppt, ihn selbst, den Advokaten Biagio Monaldo von Salerno, der hier leibhaft vor mir sitze. Diese hielten nämlich — und der Advokat lächelte geschmeichelt — seine arme Person für diejenige seines Bruders, des Grafen, der er aber — er wisse nicht,

solle er sagen leider oder zum Glück — der er in summa nicht war. Für seinen Bruder hatte man ihn genommen, der damals gerade eine blonde Miß geheiratet habe, um seinem zerstörten Vermögen aufzuhelfen, und den zu hassen er auch noch den persönlichen Grund hatte, daß er ihm, seinem Bruder Biagio, einem freien Italiener, zugemutet, ja befohlen habe, sich den Schnurrbart zu rasieren, falls er weiter in Diensten des Hauses Donadio zu verbleiben gedenke. Eigentlich aber sei dieser Befehl gegeben worden, nicht sowohl des englischen Wesens halber, welches nunmehr im Schlosse eingeführt wurde, sondern um sein Antlitz, welches demjenigen des Grafen durchaus geglichen habe und nur viel sympathischer gewesen sei (und welches auch der englischen Gräfin nicht mißfallen) zu schänden. Auf diese tödliche Beleidigung hin habe er natürlich sofort den Staub von seinen Füßen geschüttelt. Schwerlich aber habe er, der stellenlos und trostlos nach seiner Vaterstadt zurückkehrende Biagio, zu dem allen auch noch verdient, an Stelle seines präpotenten Bruders schwere Tage zu erleiden. Schwere Tage für die Stadt Salerno wie für ihn. Die Salernitaner, vor deren Augen man ihn entführt, waren erschrocken wie die Einwohner von Pompei — ‚dort drüben liegt es, hinter Ihnen, Lustrissimo, nein, man sieht nur die Richtung wo es liegt — also wie die Einwohner von Pompeji am Tage jenes denkwürdigen Vesuvausbruchs — den Vesuv wenigstens sieht man — welchen Plinius der Jüngere so schön beschrieben hat‘. Er, — damals noch ein armer Verwaltungsschreiber, wofür er wieder um Entschuldigung bat — sei natürlich zu Tode erschrocken gewesen (wie nur etwa ein harmlos musizierender Heuschreck traurig werden kann, wenn er in die Hände der Knaben fällt: denn nun kennt er sein Schicksal. In manus tuas domine commando!). Indessen die allerheiligste Jungfrau habe ihn vor dem Aergsten bewahrt. Zwar habe er vierzehn Tage lang in den unwegsamsten und schattenlosesten

Einöden (der große Salvator Rosa konnte keine gräßlicheren ersinnen) und zwar auf dem Monte Sant' Angelo, dem Gebirge zu unserer Linken nämlich, laufen müssen. (Laufen! Ein Christenmensch und auf seinen eigenen Füßen laufen!) „Zum Glück,' bemerkte der Advokat und streckte seine Füßchen vor, ‚zum Glück sieht man es ihnen nicht mehr an.' Auch habe er dabei wenig zu trinken und viel Prügel gekriegt . . . (‚Wie ein Esel,' sagte der Gamin achselzuckend und das Mädchen vor mir lachte vergnügt auf) . . . wie der gute San Biagio von Kappadozien, sein Schutzpatron, den er damals samt allen übrigen dreizehn Nothelfern zwar leider vergebens angerufen habe. „Aber ich habe Grund zu glauben," fuhr der Advokat lächelnd fort, „daß San Biagio erschrak, als er sich schließlich dessen erinnerte, der ihm so manche Kerze angezündet und den er nun so ganz aus den Augen verloren hatte. Urteilen Sie selbst, Exzellenz: was konnte mich wunderbarer stärken in meinen Nöten, als daß die ‚Königin der Berge', eine Gestalt, der Feder Giorgio Byrons würdig, — als daß sie, die Braut des großen Mangiagalli, meines Entführers, ihre Augen auf mich warf — ah — Augen, um einen Heiligen auf die Galeren zu bringen, Augen, sage ich Ihnen, wie der Dolch ihres Geliebten, also unfehlbar ins Herz dringend, Augen, daß ich, sobald ich an sie denke, noch jetzt alles vergesse und z. B. meine Maccheroni wieder wie damals mit den Fingern esse. O, Exzellenz! Damals gab es Stunden, wo ich, unglücklich wie Hiob, selig zu werden hoffte wie Medor . . ."

Aber gerade damals mußten diese Banditen merken, daß er durchaus kein Graf war! Schon die drei gelbweißen Katzen kamen nicht, welche, als eine herrliche Spezialität Salernos, die drei Damen der Bande von ihm verlangten. Von einem Lösegeld gar nicht zu reden. Nicht einmal etwas ward für ihn geboten. Daraufhin hatten sie ihn zwar halb tot ge-

schlagen — nur das Beispiel seines großen Schutzheiligen ließ ihn auch dies noch überstehen — aber von diesem höchst menschlichen Zorn abgesehen (hatten sie doch gemeint den arabischen Vogel Phönix in Person gefangen zu haben) waren sie nur noch Gentlemen gewesen. Sie hatten ihn liegen lassen, ohne ihm auch nur so viel zu nehmen, als vorhin vom Käse, und hatten ihn mit Gott gehen heißen. Allerdings sei wohl sein Anzug bereits der reine Sankt Lazarus gewesen bei der Auferstehung. Indessen habe er doch eine Uhr besessen mit einer dicken Kette und einem großen Korallenhorn, einen Siegelring mit dem Donadiowappen und eine Busennadel. Aber wie gesagt, auch nicht der Geringste unter ihnen habe diesen seinen Schmuck angerührt. Und es gäbe noch Menschen, welche diese Signori mit Dieben verwechselten. Ah! Seit jenen Tagen nähre er vielmehr die Flamme unbegrenzter Achtung für diese Herren der Berge in seinem Busen.

Don Buonaseras lehrreiche Erlebnisse und Meinungen hätten vielleicht an Hitze und Durst ein vorzeitiges Ende gefunden, wenn nicht die skeptische Kleine zu meinen Füßen dem schwitzenden Herrn ein baldiges Wiedersehen mit seinen Banditenfreunden gewünscht hätte.

Daran habe es durchaus nicht gefehlt, sagte der Advokat ruhig, und da er so wie so nicht umhin könne bezüglich einiger Dunkelheiten seiner bisherigen Erzählung den „Herren" gegenüber seine Pflicht zu erfüllen, so werde er fortfahren und bei dieser Gelegenheit seiner weiteren Begegnung mit den Briganten zu erwähnen haben.

Der, welchen diese hätten aufheben wollen, sei wie gesagt der Graf Ercole Donadio von Amalfi gewesen und diesen habe er — Biagio Monaldo — seinen Bruder genannt, Bruder, müsse er hinzufügen, von väterlicher Seite. Denn seine Mutter sei zwar keine Gräfin, wohl aber einer solchen würdig gewesen, als eines der schönsten Mädchen Amalfis und die schönste

Frau von Salerno, wohin sie dem Herrn Monaldo, dessen Namen zu führen er gezwungen sei, in sein Haus habe folgen müssen. Solches habe denn sein Vater, der Graf, auch wohl erkannt und zu einem Teil das Versehen des Schicksals wieder gutgemacht, indem er fast täglich von Amalfi nach Salerno gekommen und, wie alle Welt wisse, seiner schönen Mutter bewiesen habe, wie sehr er, der schönste Kavalier des Prinzipats, ihre himmlischen Reize zu würdigen wisse — während ihr Gemahl nur gut war im Kaffeehaus zu sitzen oder beim Apotheker zu schwatzen. Ah — aber es sei tröstlicher von Amalfi zu sprechen, wo das Schloß der Grafen Donadio stehe, als von solchen Männern! Amalfi — wir müßten es sehen, läge es nicht am jenseitigen Abhange jener blauen Landzunge da drüben — Amalfi war, nach Don Buonasera, — „ab antiquo“ die erste Stadt der Welt und noch immer die schönste. Amalfi war die Königin der Meere, und wäre es noch heute, wenn es seine Erfindung des Kompasses nicht den neidischen Genuesen verraten hätte. Gerade Amalfi hatte sich der heilige Apostel Andreas — immer nach Don Buonasera — ausgesucht, um dort noch heute sein wunderthätiges Oel zu schwitzen. „Haben Sie das wunderbare Meisterwerk, die ‚Contessa d'Amalfi‘ von dem unsterblichen Maëstro Petrella gehört? Sehen Sie, aus dieser herrlichen Oper könnten Sie etwas von der geschichtlichen Größe Amalfis erfahren. Oder ist Ihnen die stupende Chronik dieser Stadt, welche der Livius von Amalfi, der berühmte Cavaliere Taletale verfaßt hat, vorgekommen, deren Vorrede allein schon ein Beweis seines edelsinnigen Geistes ist?“ (Hier citierte Don Buonasera einige kunstvolle Sätze, die ich mir durch eine Uebersetzung zu entstellen nicht getraue.) O, und als er, Biagio Monaldo, wieder heimkam aus der Banditengefangenschaft, — wie ihn die Bürger dieser seiner zweiten Heimat empfingen! Wie die Frauen (eine Plejade schöner Damen, eine Wolke deliziöser Demoisellеs, sämtliche „déesses“

des aristokratischen Olymps) sich an ihn drängten, obgleich er fast so nackt war wie eine arme Seele vor Gott und fiebergelb wie ein Eierkuchen! „O, Signore, das wird der Stolz meines Lebens bleiben. Wie mich die ersten Familien und die ganze jeunesse dorée beklatschten und mir ein Festessen gaben, welchem der Graf, mein Bruder, präsidieren mußte, und wie ich populär wurde, indem man merkte, daß ich, ein armer Schreiber bisher, sprechen konnte und eine Sache vorzubringen wußte — ah! Und jenem Abenteuer und — wenn die Herrschaften mich weiter anhören und der Sache auf den Grund gehen wollen — den Briganten verdanke ich mein Glück, welches in meiner Erfahrung, meinen Kenntnissen und in dem Vertrauen besteht, welches mir so viele achtungswerte Leute (er nahm den Hut ab und schwenkte ihn graziös im Kreise) diesseits und jenseits des Meeres — oder doch Meerbusens — bewahren."

„Aber ich glaube auch, daß ich mich erkenntlich erwiesen habe für das was ich dem Hauptmann Mangiagalli danke," fuhr Don Buonasera fort, sich im Kreise nach Zustimmung umsehend, „ihr alle wißt das, mag es auch lange her sein. Ihr wißt, daß sie ihn bald darauf griffen, durch Verrat natürlich und zehn gegen einen, und daß ich es war, der ihn befreite. Ja ich, Exzellenz. Ich hielt zu seinen Gunsten, zu Gunsten meines Feindes, wenn Sie wollen, dessen, der mich entführt und geprügelt hatte, die glänzendste Rede meines Lebens. Ich leugnete sogar ihn wiederzukennen, während ich ihn doch mit einem Wort auf die Galeren bringen konnte. Allerdings geschah es auch der Kunst wegen — natürlich — und der Gelegenheit halber meinen Mitbürgern zu zeigen, daß ich des Ruhmes wert war, dessen sie mich würdigten. Schließlich aber auch, Exzellenz, um diesen Henkern der Gerechtigkeit einen Tapferen zu entreißen. Ah, gebt mir einen Schluck à conto, Fediciello, bei dieser Hitze stärkt es den Magen, —

und ich werde euch dies alles der Reihe nach — mit Erlaubnis dieser Herren — noch einmal vortragen, wie es sich wirklich eins nach dem andern zugetragen hat.

„Arma virumque cano,“ sagte er lächelnd zu mir herauf, „also. Ich beginne. Erzählen wir sub titolo ‚études de mœurs‘.“

„Ihr könnt euch nicht vorstellen, welch ein Mensch er war, nicht einmal dem Aeußeren nach, dieser Mangiagalli! Zum Verlieben! Ein Held aus der biblischen Geschichte! Er hatte noch mehr Figur als Sie, Herr. Stellt euch vor! Also sie bringen ihn. Alle Weiber, was glaubt ihr, die nicht im Gerichtssaal sind, drängen sich in den Fenstern, auf den Balkons. Ein ewiges Sich-bewegen von reizenden Köpfen, schwarzen, roten und braunen, ein Winken von Händen, ein Feuerwerk von Augen, ein Hinüber und Herüber von Lächeln — ebensoviele Novellenanfänge, Exzellenz, oder süße Erinnerungen an abgeschlossene. Die Männer warten auf der Straße, denn über die Straße muß er gebracht werden, wißt ihr. Zuerst nun komme ich, der Verteidiger, in meiner Robe also. Man klascht, man ruft mir zu, man wirft Schmucksachen auf mich herab, man winkt mit Taschentüchern. Ich verneige mich, vor Stolz glühend — stellt euch vor — ich muß eine Rede halten:

„Nach mir wird ein Größerer kommen, rufe ich beiläufig aus, denn dergleichen große und glückliche Momente vergißt man nicht wieder, — ihm spart eure Zurufe, Bürger dieser edlen Stadt und schöne Frauen, denen ihr Herz Ehre macht. Sie werden ihn bringen, diese Schergen des Pilatus, wie sie ihn gefangen haben, cum fustibus et lanternis. Aber, Volk von Salerno, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

„Das zündete, wie ihr zugeben müßt, und man trug mich auf Händen bis an die Assisen.

„Hinter mir brachten sie den Mangiagalli — ah, meine Herren! — welch ein Moment. Aber vorher überlegen Sie,

bitte, und ihr hört zu: sie hatten ihn doch nach langem Kampf gefangen und schmutzig, zerrissen, blutig wie er war, wollten diese Hunde von Piemontesen — causa mali tanti — ihn, der sich Lieutenant des Königs nannte und der eine geweihte Hostie, ein Geschenk des Papstes, wie er sagte, auf der Brust trug, vor Gericht schleppen. Ah, Exzellenz, versetzen Sie sich gnädigst in seine Lage, — ein Held, ein Signore wie er, sollte so vor ganz Salerno erscheinen! Natürlich weigerte er sich. Und Salerno empfand mit ihm. Dies großartige Salerno — welch eine Stadt! — bringt eiligst das Nötige zusammen und kauft ihm eine Sammetjacke, ein gesticktes Hemd, eine seidene Sorrentiner Schärpe und einen spitzen Hut mit Bändern. Dazu eine nagelneue blanke Stahlkette, vierzehn Pfund schwer. Stellt euch das vor! Ah, Salerno weiß, daß die Banditen der Berge keine Diebe sind! Es sympathisiert mit den Tapferen, sein Herz schlägt für die Unterdrückten, der Freiheit Beraubten. Und nun denkt euch diesen Mann, so angethan, durch diese Stadt schreitend. Welche stolzen, nobeln Gefühle schwellten den Busen aller. Ihr könnt euch nicht denken, wie die Damen jauchzten, wie das Volk jubelte und pfiff, denn neben ihm her, mit aufgepflanzten Messern, liefen vier kleine Bersaglieri, halb so groß wie er . . .“

„Ja,“ sagte ich, „warum auch just die, anstatt großer stattlicher Carabinieri, die ihn hinter die Ohren schlagen konnten, wenn er frech werden wollte!“

Der Advokat verbeugte sich lächelnd gegen mich, als ob ich ihm, etwa auf lateinisch, ein Kompliment gemacht hätte, und fuhr fort: wie nun der große Mangiagalli zwei Stunden lang die Richter schlecht behandelt habe, bis sie — im Vergleich zu ihm — klein dagestanden seien, wie die Bersaglieri (moralisch genommen, setzte Don Buonasera hinzu) — so groß von oben herab und mit verächtlicher Ruhe habe jener geantwortet.

Und als man ihn abgeführt, habe er wieder das Volk gegrüßt, mit den blanken Ketten an den Händen und dabei diese seine Fesseln vor sich hergetragen, wie ein heiliger Dreikönig sein Geschenk, oder, wem das lieber, wie ein Bischof das Allerheiligste. Und wieder um ihn herum diese vier kleinen zappeligen Bersaglieri. . . .

„Aber nun begann ich meine Verteidigung," sagte Don Buonasera nach einer großen Kunstpause. „Ah, welche stupende Rede, meine Herren! Entschuldigen Sie. Aber der öffentliche Ankläger selbst schüttelte mir zum Schluß die Hand und beglückwünschte mich, obgleich ich seine Argumente den Hühnern zum Lachen vorgeworfen hatte. Das Publikum beklatschte mich — keine Primadonna kann man frenetischer auszeichnen — ohne Aufhören, und als schließlich der Präsident den Saal räumen lassen mußte, leistete es Widerstand, wobei drei Damen verletzt wurden, fünf Uhren mit Ketten abhanden kamen, dreizehn Taschentücher . . . kurz ein glorreicher Tag, der schönste Tag meines Lebens!"

„Aber ihr hättet sie auch hören sollen, diese meine Rede, sehen sollen, wie ich dastand (der Advokat erhob sich leuchtend wie Siegellack) und einen nach dem anderen abthat: die Carabinieri und Soldaten, die ihn gefangen, die Zeugen, die Richter, waren nichts als Lügner und Schurken. Ich schritt über ihre Leichen hinweg, ich machte mir das Publikum günstig, ich steckte die Geschworenen in die Tasche . . . Glauben Sie nicht durch Geld, Lustrissimo, denn wo wohl hätte es herkommen sollen? Aber, sagte er blinzelnd, — als ob wir nicht die übrigen Künste kennten, mit welchen man diesen Herren Geschworenen ihre Stimmen eskamotiert, wie einem brütenden Vogel die Eier. Ah, Kinder, ihr hättet sie hören sollen, diese Rede. Drei Tage redete ich. Ihr versteht, nicht allein weil mein Geist mich mit einer stets neuen Menge von Gedanken versah, sondern um den Geschworenen — bedenkt, daß wir

mitten im Karneval waren — Zeit zu lassen, auf diese ganze Justiz zu fluchen und sich die Folgen bei kaltem Blut zu überlegen. Sollten sie ihren Landsmann, den Sohn ihrer Berge, den fremden Richtern ausliefern? Mußte nicht jeder von ihnen in die Berge, wenn ihm einmal das Unglück widerführe einen Feind zu erstechen? Beklagen sie nicht den Unglücklichen, bewundern sie nicht den Tapferen? Hassen sie nicht alle den Henker? Haben sie nicht auch Kinder? Haben sie nicht Weiber zu Hause, die ihnen die Augen auskratzen werden, wenn sie ihn schuldig sprechen? Und dann: fürchteten sie nicht die Vendetta? Konnte das ‚redde rationem‘ nicht einmal umgehen? Da war noch die ‚Königin der Berge‘, welche gräßliche Rache geschworen hatte, und die ganze Bande mit ihr. Quos ego! Ich denke, auch die Richter verstanden dies Latein. Als ich glaubte, daß es genug sei, verlangte ich, daß mein Klient unmittelbar in Freiheit gesetzt werde. Aut Caesar, aut Nicola! Und er wurde ‚nicht schuldig‘ befunden, mit Stimmengleichheit, und freigesprochen. Er ging aus diesem Prozeß hervor wie Daniel aus der Löwengrube. Salerno war wie wahnsinnig, und da Mangiagalli seine Berge dem Stadtleben vorzog, so war ich der einzige Held des Tages. Ah, meine Herren, wie aufgeregt, wie dankbar in solchen Tagen die Herzen schlagen. Ah, man genießt seinen Ruhm nirgend süßer als in schönen Armen, Exzellenz. Aber von dergleichen spricht man nicht.“

„Nur noch eins: Meine Verteidigung, von welcher die ‚Gazzetta di Salerno‘ rühmte, daß sie jener des Marcus Tullius ‚pro domo sua‘ in der Rhetorik wenig nachgäbe, diese meine Verteidigungsrede machte ich der Fate-bene-fratelli-Bruderschaft zum Geschenk — welche mir seit jener Zeit alle ihre Prozesse überträgt — und diese ließ die Rede drucken und mit dem Bilde Mangiagallis schmücken, der sich zu diesem Behuf mit mir zum Photographen begeben hatte . . . Oh, Sie haben ihn nicht gesehen, Exzellenz . . . !“

„Doch,“ sagte ich in schändlicher Undankbarkeit und zum grenzenlosen Erstaunen Don Buonaseras, — „doch. Ein gewisser Renato Fucini hat ihn mir vorgestellt, in Portoferraio, in einer Zelle der Linguella und kurz geschlossen, weil er einem Zuchthauskollegen 40 Lire gestohlen hatte . . .“

Die guten Capresen sahen mich zweifelnd an, nur die Kleine lachte und rieb sich die Hände.

„Seht Ihr,“ sagte sie, „seht Ihr! Wollt Ihr Euren Freund nicht besuchen gehen, Don Buonasera?“

„Padrone,“ sagte dieses Lamm von einem Advokaten zu mir, — „wie Sie befehlen. Aber was wollen Sie. Legen Sie einen Wolf an die Kette und er wird ein Hund. Alles Gemeine lernt man in den Gefängnissen . . . Ah, werfen Sie Ihre Zigarre nicht weg, ich rauche den Rest in der Pfeife . . . Unterthänigster Diener. Also verraten von der Gerechtigkeit; ich wußte es. Aber der Himmel wird ihm so gut sein Recht werden lassen, wie er mir volle Genugthuung gegeben hat, volle Genugthuung, Lustrissimo, auch meinem Bruder gegenüber, Lustrissimo, der in seinem Hochmut fortfuhr. Denken Sie sich, daß es Mangiagalli noch vergönnt war diesen veritabeln Vogel Phönix in sein Netz gehen zu sehen, — wenige Tage nach jenem siegreichen Prozeß, meine Herren . . .“

Der Advokat wollte durchaus nicht leugnen, daß er als Mensch hierüber Genugthuung empfunden habe, trotzdem er als Christ seinem Nächsten das Beste gönne. Hier sehe er — und dafür bat er um unsere Beistimmung — eben nur den Finger der ewigen Gerechtigkeit. Nach seiner Auffassung habe diese göttliche Gerechtigkeit den übermütigen Grafen das nachzahlen lassen, was sie den Donadios bestimmt hatte, und was nur durch ein Versehen auf sein schon so wie so verkürztes Teil gekommen war. Ihm aber sei damit zugleich Rache geworden für jene unbrüderliche Beleidigung. Denn durchaus hätten die Briganten den einen nicht besser behandelt

als den anderen, bis auf ein Ohr, welches der Graf eingebüßt habe, als seine Lady sich über den Wert seiner Person zu lange habe besinnen wollen.

„Denn die Briganten, damit diese Herren es wissen (so schloß Don Buonasera seine denkwürdigen Mitteilungen), sind wie unser Herrgott: gerecht, und nicht wie die Richter und Beamten der Regierung — libera nos Domine! Im Buschwald des Prinzipats und in den Einöden des Monte Sant' Angelo gibt es keine bevorzugten Plätze, keine Sperrsitze, — ebensowenig wie im Fegfeuer, wollen wir hoffen. Doch davon weiß man nichts."

„Es ist heiß," sagte der Wackere direkt, als er von mir kein besonderes Zeichen des Einverständnisses erhielt, — „es ist heiß, Exzellenz, wie im Fegfeuer."

„Ja," erwiderte ich überzeugt, „und man wird durstig."

Der kleine Herr war die Entrüstung selbst.

„Nennella," sagte er zu dem vor mir sitzenden Mädchen, — „wo hast du deine Augen und deine gute Erziehung? Bei Christus, du bist doch keine Magd, die zu allem Befehl haben will! Seid ihr Capresen noch immer ungebildete Leute. Bitte doch den Herrn, daß er eine Schnitte Cocomero geruhen möge."

Die Kleine sah den Kleinen groß und verächtlich an. Dann wandte die zierliche Gestalt ihr noch zierlicheres Gesichtchen ganz zu mir, und aus schwarzen Augen und mit vielen weißen Zähnen lachend gab sie mir mit lässiger Höflichkeit die Hälfte einer großen duftigen Zitrone.

„Das ist besser als Wasser und Wassermelonen," sagte sie. Dann steckte sie erstaunt aber willig die Kupfermünzen ein, die ich ihr galant in den Busen zu schieben suchte.

„Heraus mit den Zähnen," sagte sie während dieser Beschäftigung lachend, — „sie beißt nicht wieder." Die sei von der süßen Art, fuhr sie fort, als ich noch immer zögernd den „Cedro" anblickte, ich könne hineinbeißen, ohne daß sie zu

lachen brauche, sogar ohne daß sich eine Falte in meinem Gesicht derangiere.

Ob dergleichen bei uns zu Hause nicht wüchsen? — Nein?

Dann sei das wohl weit, — so weit wie Tripolis? Da sei nämlich ihr Bruder, der Ciccio, Korallen fischen. Weiter? Noch weiter? Und es müsse doch ein großes Land sein! Denn wo wohnten sonst alle die Forestieri? Und davon gebe es doch so viele, viele. Und alle seien sie reich und vornehm, denn wie könnten sie sonst reisen? Und die wenigsten hätten Frauen, nicht wahr? Ob es deren denn so wenige gebe in der Foresteria? Die Italienerinnen gefielen ihnen besser? Hm.

Dann fragte die Nennella mich nach meinem Namen. Das „Gustavo“ konnte sie behalten, das weitere nicht. Also sang sie ihrem „Signorino Gustaviello“ das alte Lied von Capri, der Sireneninsel: wie auch sie schon einmal ein Forestiere habe heiraten wollen. Aber sie habe ihn nicht gewollt. (Na, na!) Nicht daß ihr die Forestieri unsympathisch seien, — o — sie sei auch keine Tölpelin und wisse wohl, was sich schicke; sie könne, wie wenige von ihrer Insel, Gedrucktes lesen und habe ihr Heiratsgut im Kasten liegen. Aber er sei so häßlich gewesen, so häßlich, — puh — wie ein Affe, so daß sie noch heute manchmal von ihm träume und dann aus Angst vor dem Gesicht schreiend aufwache und das Licht wieder anzünde. Und nun gar neben so einem sein Leben lang schlafen! Und übrigens sei er auch nur ein Maler gewesen und kein rechter Signore.

Plötzlich ließ das Mädchen die Hand von den Augen sinken, unter welcher sie bisher zu mir aufgeschaut hatte. Ein Schatten bedeckte das Schiff wohlthätig. Ich sah erstaunt auf und es that mir fast leid, als ich mich bereits unter den blauen Felsmassen Capris fand, die ihre Schatten in der nachmittäglichen Sonne breit übers Meer warfen.

Gleich darauf stieß das Boot auf und blieb, etwa zehn

Schritt vom Ufer, mit leisem Schwanken im Sande stehen. Auf dem Vorderdeck wurde es lebendig.

„Vorwärts, schöner Herr,“ sagte das Mädchen lachend und trat neben mich auf die Bank, — „oder wartet Ihr bis Sankt Moses Euch trockenen Fußes hinüberführt? Nur hinein mit den Füßchen. Aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr keine Haifische tottretet. Ich gehe vorauf. Die Gesellschaft von Don Buonasera gefällt mir nicht. Er ist mir zu dumm mit seinen Räubergeschichten. Er und die anderen, von denen keiner in eine Schule gegangen ist. Unterthänigste Dienerin.“

Sie nahm ihren Rock zusammen, sprang ins flache Wasser und watete mit den übrigen ans Land.

Als die weißen Füßchen des Mädchens im Wasser verschwanden, sah ich verdutzt auf die meinigen, die gescheidterweise mit Seidenstiefeln geschmückt waren, stieg dann zögernd auf ein langes Bänkchen, welches mir ein nackter Junge anbot, und kam auf diese Weise trocken ans Ufer, wo sich Eseltreiberinnen und Hoteljungen über mich herstürzten.

Aus dem Strudel auftauchend, sah ich den Advokaten an einem umgestülpten Boote lehnen und arbeitete mich auf ihn zu, während ich die Nennella in entgegengesetzter Richtung treiben ließ. Er schwenkte schon von ferne seinen alten Cylinder, sobald er meinen Kurs gewahr wurde, und war außer sich vor Stolz und Hochachtung, als ich ihn ersuchte, einen Tropfen Wein mit mir zu trinken.

Während er mein Glas ausschwenkte, begann er sich zu räuspern und Entschuldigungen um nichts vorzubringen, so daß ich wohl merkte, wie ihn etwas drücke. Also schenkte ich ein und bat ihn herauszurücken.

„Gut,“ sagte der Kleine, — und er danke mir. Aus Wohlerzogenheit und aus schuldigem Respekt habe er an Bord geschwiegen, und aus denselben Rücksichten erlaube er sich auch jetzt noch nicht, an meiner schrecklichen Erzählung zu zweifeln.

„Aber — seid barmherzig, Exzellenz — als Sie in Portoferraio waren, — wie sah er aus, der Mangiagalli?“

Ich gestand lachend, daß ich ihn gar nicht gesehen.

„Ah,“ sagte Don Buonasera, sein Glas austrinkend, „Sie schenken mir das Leben wieder! Denn Ihre Erzählung hat mich tief erschüttert.“

Allerdings sei ich vor wenig Tagen in Portoferraio gewesen, aber um die herrliche Insel Elba und nicht um das Zuchthaus zu besuchen. Was ich erzählt, sei nichtsdestoweniger durchaus keine Fabel. Nur sei der, welchem jenes kleine Malheur passiert, nicht Mangiagalli, sondern der noch größere General Cipriano la Gala, ihrer beider Landsmann aus dem Principato citeriore.

„Und ein General so gut wie nur einer des Don Carlos.“

„Mit Vergnügen zugegeben. Sein Leben und seine Thaten singt das Volk. Er rühmte sich, nichts Schmackhafteres zu kennen, als selbstgebratene Carabiniericotelettes ...“

„Vendetta, natürlich!“ warf der Advokat dazwischen.

„Italien wäre um seinetwillen nahezu mit Frankreich in einen Krieg verwickelt worden ...“

„Die Franzosen sind eine großmütige Nation,“ sagte der Kleine achselzuckend.

Leider, fuhr ich fort, sei auch nicht jener Signor Fucini selbst mein Begleiter gewesen, sondern vielmehr seine höchst vorzüglichen Briefe über Neapel, worin er gedachten Vorfall erzähle.

„Ah,“ machte Don Buonasera, „Zeitungsklatsch!“

„Durchaus nicht. Vielmehr ein Buch, und das beste, welches über Neapel geschrieben ist.“

„Ah, Exzellenz sollten sich doch Ihr gutes Herz nicht von diesen Schreibern vergiften lassen. Denn sie sind immer Lügner. Woher sollten sie auch all das Zeug nehmen, womit sie täglich ihre Blätter füllen? Das gab es doch wenigstens

nicht — regnante Francisco — zur Zeit Franceschiells. Aber lassen Sie uns, mit Eurer Exzellenz Erlaubnis, von etwas Erfreulicherem reden, — ist sie nicht ein schönes Mädchen, die Nennella?"

Unwillkürlich sah ich mich um, obgleich ja das Mädchen längst verschwunden sein mußte. Don Buonasera lächelte.

„Exzellenz haben recht," sagte er. „Und wenn man bedenkt, daß so viel Schönheit arm ist. Arm heißt das gegenüber einem fremden Herrn, der zu seinem Vergnügen reisen kann, wie Ew. Exzellenz; denn für eine Capresin hat sie Aussteuer genug, allerdings auch zu viel Erziehung. Ihr müßt wissen, daß ihre Mutter eine Witwe ist, von Anacapri dort oben, und eine Gevatterin von mir, weshalb denn auch niemand besser bei ihr angeschrieben steht, als meine Wenigkeit. Ich sage das für den Fall, daß Eccellenza etwas zu bestellen hätten an die Nennella, denn für Ihren unterthänigsten Diener wäre selbst der steile und sonnige Weg dort hinauf nicht zu viel ... Und was meine diplomatische Kunst betrifft ... Nun, nun, Exzellenz haben zu befehlen. Ah, verheiratet sind Exzellenz! Allerdings, die Nennella ist ein ehrliches Mädchen, die einen Mann sucht und keinen Liebhaber. Indessen für den Fall, daß Exzellenz etwa in Neapel meine Gewandtheit gelegentlich auf die Probe stellen möchten ..." schloß Don Buonasera und überreichte mir mit einer großen Verbeugung seine Karte.

„Hm," sagte ich, „und unsereins hätte darauf geschworen, daß die Nennella gerade Euch nicht besonders grün sei."

Der Alte machte eine schlaue Gebärde. „Lustrissimo," sagte er, „wer einem heiratsfähigen Mädchen Grüße bringt von einem interessanten Herrn, bedenken Sie ein wenig, wie kann der ein übelaufgenommener Gast sein! Aber Exzellenz wollen sagen, daß Sie die Hartnäckigkeit bemerkt haben, mit welcher dieses Mädchen sich jeder Belehrung entzog, die ich doch aus meiner reicheren Erfahrung nicht sparte ... Wir

sprechen unter uns Ehrenmännern, — ich kann Ihnen also erzählen, wie dies zusammenhängt. Nämlich: Ich muß bekennen, daß ich — bei den schlechten Zeiten — mich begnüge, den Anwalt dieser armen Leute zu machen, auch in anderen Angelegenheiten als in Streitsachen. Im Gegenteil, könnte man fast sagen. Ich schreibe ihnen ihre Briefe. So hatte ich denn auch die Ehre, einem deutschen Signore — ah! einem echten und freigebigen Edelmann, wie alle Landsleute Eurer Herrlichkeit — über die ersten Schwierigkeiten der Sprache und des Verkehrs hinwegzuhelfen und zwischen ihm und der Nennella eine Heirat zu planen, resp. zunächst einen Briefwechsel zu führen. Dann — Exzellenz werden nicht an meiner Diskretion zweifeln — überließ ich natürlich die Liebenden sich selbst. Um diese Zeit bat mich ein anderes achtungswertes Mädchen dieser Insel um meine Dienste, und hierbei mußte ich zu meinem Kummer entdecken, daß auch sie, die in Untercapri wohnte, dem fremden Herrn nicht fremd war. Aber was ging das mich an. Nun denken sich Exzellenz, was geschieht.

„Eines schönen Tages — die Sonne war bereits herunter und wir hatten Licht angezündet, hier, dort drinnen in der Osterie Zio Mimmis, wie wir ihn nennen, und auf dem Hofe saß eben jener fremde Herr mit einigen seiner verehrten Landsleute, um den neuen Wein von Lipari zu kosten, denn der von Capri wird seit Jahren in Napoli gemacht und taugt nichts — da also kommt plötzlich ein Frauenzimmer zu uns ins Zimmer, und als sie uns allein sieht, nimmt sie ihr Tuch vom Kopfe. „Nennella,“ sagen wir beide, Onkel Mimmi und ich, und sehen sie an, denn sie war rot wie eine Kirsche und die Stunde so ungewöhnlich, noch dazu für eine, die von oben kommt. „Bringt ein Liter,“ sagt sie, „Zi Mimmi, ich zahle.“ Und dann fragt sie ihn — was denken Sie wohl, Exzellenz — fragt sie ihn, „was er verlangt, wenn er ihren Lordo prussiano umbringt . . . !“

„Also nun mußte, wie ich schon gesagt habe, gerade dieser fremde Herr, auf den es gemünzt war, im Hofe sitzen. „Wart einen Augenblick," sagt Zio Mimmi, „nur damit kein Irrtum unterläuft!" und geht hinaus; wie das Mädchen natürlich denkt, um etwa sein bestes Messer auszusuchen; denn Sie müssen wissen, Lustrissimo, daß unser Wirt — sehen Sie ihn sich darauf an, wenn er den neuen Wein bringt — mit Cipriano und Mangiagalli im Sant' Angelogebirge gearbeitet hat, wie die ganze Insel weiß. Und darum war ja auch die Nennella zu ihm gekommen. Aber hieran können Exzellenz recht erkennen, wie kindisch es in dem eifersüchtigen Köpfchen eines Mädchens zuweilen aussehen kann. Zi Mimmi als gedungener Mörder! Zi Mimmi und auf Capri jemanden umbringen. Er, dem es so wohl geht, seit er begnadigt ist und in der Verbannung auf dieser nahrhaften Insel sitzt, wo sein Geschäft ihm mühelos zu leben gibt!

„Also die Freude können Exzellenz sich denken. Denn nun kam mein Zio wieder herein, mit dem ungetreuen Liebhaber und seinen Landsleuten und mit zwei Lichtern in den Händen, und diese alle wollten sterben vor Lachen und betrachteten sich die blutdürstige Nennella, die vor Scham und Wut weinte und trampelte, aber weder in den Boden zu sinken noch die Thür zu erreichen vermochte. Vielmehr nahm Ihr verehrter Herr Landsmann die wilde Katze trotz alles Tobens auf den Schoß und küßte sie ab, und wir übrigen tranken dazu auf ihre Gesundheit und langes Leben — bis sie entwischte und furios wie eine Hummel davon fuhr, hinaus in Wind und Dunkelheit.

„Aber das Gelächter hinterdrein können Sie sich denken, und ebenso mit welchem Vergnügen die ganze Insel daran teil nahm, acht Tage lang und mehr, bis die Nennella auf einige Zeit zu Verwandten aufs Festland ging ... Hinc illae lacrymae! Aber pardon, Exzellenz, dort sind Leute, die auf mich warten — auf Wiedersehen!"

Während der Advokat aufstand, seine Kunden am Nebentisch zu bedienen, setzte sich der Exbandit pflichtschuldigst zu mir.

„Ah," sagte er und gab mir unbefangen die Hand, „Ihr kennt ihn, unsern Don Biagio, — ein Galantuomo durch und durch, nicht wahr? Und klug dabei wie ein Salernitaner, welche, wie Ihr wißt, dem Teufel selber noch eins vorgeben. Und solche Leute braucht man bei der heutigen Regierung. Ein Teufelskerl, ein Prachtmensch. Und nicht bloß die irdische Gerechtigkeit versteht er auf die richtigen Wege zu führen, was glaubt Ihr! Auch die himmlische — weiß Gott! — sollte man glauben, kriege längere Beine, wenn er sie berät. Ihr habt gehört, wie er jenem Conte, den er seinen Bruder nennt, doch noch zu dem verholfen, was ihm zukam, und sich die nötige Genugthuung verschafft hat, indem er ihn von Mangiagalli greifen ließ? Ein wahres Meisterstück, sage ich Euch, — ich kenne ihn von damals. Allerdings nahmen sie ihn fest — noch in Neapel, wohin er sich zurückzog. Man wußte, daß er mit Mangiagalli verkehrt hatte. Er sollte diesen also verraten. Jawohl! Keine Silbe. Lieber ertrug er ein ganzes Martyrium. Ah, erstaunlich! Ein stupender Mensch. Aber die Zeiten sind schlecht und das Genie wird nicht bezahlt. Darum macht er denn auch heute, was von ihm verlangt wird. Neben seinem Briefschreiben spielt er den Wahlagenten."

„Für eure Herren von der Camorra?"

Mein Exbandit war die Entrüstung selbst.

„Ah," sagte er, „Signorino, für was haltet Ihr mich? Ich bin ein ehrlicher Mann und habe nichts gemein mit Dieben. Haben sie Euch gesagt, daß ich zu den Sanfedisten gehört habe, daß ich bei den Briganten gewesen bin? Gut. Ich mußte in die Berge wegen einer Blutrache, die ich erbte. Ihr wißt, daß man zu einem Totschlag kommen kann, unschuldig wie ein kleines Kind. Ist man schon ein Dieb, wenn man sich mit der Büchse und dem Schrecken sein Leben erhalten

muß? Mangiagalli war vielmehr ein Held und Cipriano eine Säule des heiligen Glaubens und ich bin stolz, daß ich unter beiden als ein freier Mann im Buschwald gewesen bin. Ah, Signorino! Dem Cipriano hatte der gute Papstkönig einen Kapellan verstattet und ein geweihtes Heiligtum geschickt, damit es ihn unverwundbar mache wie Achill. Ihr zweifelt? Allerdings, gewisse Leute haben diese Thatsachen später nicht wahr haben wollen, aber wir wissen's besser. Lebt er etwa nicht heute noch, der Cipriano? Und hatten wir nicht alle die Absolution articulo mortis empfangen? Wer fiel, ging als Märtyrer des heiligen Glaubens direkt ins Paradies ein, ob Ihr's glaubt oder nicht. Ah, Cipriano und die Seinigen waren gerecht wie Salomo und haben nie etwas genommen, als wo das Glück zu viel gegeben hatte. Die Camorra dagegen," setzte er leiser hinzu und sah sich vorsichtig um, „diese Camorra, beim blutigen Heiland, die ihre Ohren überall hat, ist eine Bande von Dieben, und wenn auch zehnmal Abgeordnete und Herzöge darunter sind. Sie nehmen von jedem und terrorisieren den kleinen Mann. Den reichen Fremden — entschuldigt, ich spreche nach der Gerechtigkeit — den Forestiere lassen sie feige gehen und berauben nur den armen wehrlosen Neapolitaner, der keine Konsuln hat oder Gesandte in Rom bezahlen kann. Nein, was Don Buonasera arbeitet, macht er für die Partei der Galantuomini."

„Aber die sind doch bourbonisch oder klerikal . . .?"

„Und warum nicht? Zuerst denkt man an seine Haut, mein' ich, und nicht an den, der sie einem abzieht. Und was gehen uns die Piemontesen an! Indessen es wird diesmal alles nichts nützen, auch Don Buonaseras Einfluß nicht, und ein Dritter wird die paar Stimmen der Insel fischen. Es scheint nämlich, daß auch die Regierung einen eigenen Kandidaten aufstellen will. Und dann wird es einfach heißen: wollt ihr sicher sein, daß man euch die Strafkolonie läßt, so

schickt diesen ins Parlament. Nur er hat Einfluß bei den Ministern und gehört zur Majorität ... Und was bleibt dann übrig? Was wollt Ihr! Es gibt immer noch genug Inseln die lange Küste hinauf — wer kennt ihre Namen —, die um einen solchen Vorzug ambieren...."

Ich nahm Abschied und ging. Die Luft war Balsam, Ruhe rings wie im Paradiese, die Aussicht unbeschreiblich. Aus dem gewaltigen Blau tauchten wie die Gefilde der Seligen in abendlicher Klarheit weiße Küsten, leuchtende und dämmernde Inseln ... Strafanstalten und Verbannungsorte, „und es gab immer noch genug, die lange Küste hinauf — wer kennt ihre Namen —, die um einen solchen Vorzug ambieren...." Unterm Thor des Städtchens saßen Soldaten der Strafkolonie, — vielleicht war jener darunter, der hier unter die Briganten zu gehen gedachte. Wieder waren meine Gedanken bei dieser Landplage Italiens. Und nach den Erfahrungen dieses Tages zweifelte ich recht ernstlich, daß es genüge, die braven Carabinieri in den Busch zu schicken, um den Brigantaggio aus seinen besten Schlupfwinkeln zu vertreiben.

(1881.)

Narella.

„Ma chillo tiempo comme priesto è passato!“

Mir kommt eine Studie unter die Hände mit einer Palme darauf, irgend einer. Aber ich denke dabei an Don Micheles Palme — und ein Bild tritt mir vor die Augen, welches ich daheim unter allerlei seltsamen Herrlichkeiten aufbewahre, ein mäßiges „Lichtbild“, aufgefaßt in dem Augenblick, wo der Photograph — und was für einer! — das Halseisen anlegt und sagt: „So! Bitte nur ganz ruhig. Sehen Sie mal da hin und recht freundlich. Jetzt ...“

Es ist die Photographie eines langaufgeschossenen Mädchens von vierzehn Jahren mit schwarzen riesigen Händen und Füßen, geblendeten Augen und vielen, vielen Zähnen. Aber bei der Erinnerung an diese Heldenthat einer übereifrigen Sonne beginnen meine Lippen das „Io mi sono un poveretto“ zu trällern, die Füße schlagen den Tarantellatakt dazu, das Meer hebt zu leuchten, der Vesuv zu speien an, Mandolinenklänge und der scharfe Duft Neapolitaner Zigarren schwimmen in der seidenweichen Luft, und man wandelt ungestraft unter den Palmen Capris.

Capri! Bei diesem Stichwort steigt der Mond am schwarzen Himmel auf. Er ist groß, hell, aber noch wenig leuchtend, und die Musik spielt dazu. Gewiß, es ist wie in der Oper, wie alles im Süden. Nicht einmal die Lichter und Lampen flackern. Die Männer lehnen kunstvoll an dicken Rosenbüschen und steifen Kaktusblättern; die Mädchen tanzen. Nach dieser pantomimischen Unterhaltung wird ohne Zweifel

die Umgangssprache die dramatisch-musikalische sein. Wer mag die erste Partie singen?

In der Mitte steht ein Baum, eine Palme noch dazu, die Palme Don Paganos, des braven Bürgermeisters und Herbergsvaters der Insel. Es wird zwar nicht um den Baum herumgetanzt, denn das ist hier im Süden wie in der italienischen Oper nicht Sitte. Aber es lehnt ein Fremder daran in breitem Hut und Mantel. Bis jetzt kann er noch alles sein: Don Giovanni, Fra Diavolo, Masaniello — —. Wie werden die Herzen in den Logen schlagen, wenn er, den Mantel abwerfend, an die Rampe vortritt, ganz nahe und in glitzernder Seide, wenn er den Mund öffnet — jetzt!

Um Gotteswillen keine Erregung, meine Damen, keine vorzeitige Begeisterung. Es handelt sich durchaus nicht um eine Bravour-Arie. Dieser Unbekannte singt weder Tenor noch Bariton, er spricht sogar einstweilen noch recht mäßig italienisch. Ich darf um alles in der Welt nicht gleich zu Anfang Mißbrauch treiben mit der folgsamen Einbildungskraft meiner vertrauenden Leserinnen. Einem Helden, der enttäuscht, wird mit Recht auch jene Achtung entzogen, welche gute Herzen immer noch für die Träger ganz bürgerlicher Geschichten so schön übrig haben, und welche so entsprechend die entflammte Sympathie ersetzt, auf die nur romantische Tenöre Anspruch machen können. Und darum, es hilft nichts, will ich meine Leserinnen lieber schon jetzt völlig ernüchtern: dieser passive Held hat sich sogar gegen den losgelassenen Zauber der Sireneninsel mit den prosaisch tugendhaften Fesseln von Vorsicht und Grundsätzen, dem Dulder Odysseus ähnlich, an den Palmbaum gebunden. Er ist nichts weiter als ein Tedesco, wie man daraus ersieht, und leider sogar nur der Erzähler dieser Erinnerungen in der etwas schülerhaften Gestalt und der opernhaften Beleuchtung, wie er vor Jahren der Hochzeit eines ältern Bekannten mit einer Capresin im Garten Don Micheles

beiwohnt. Und jene unscheinbare Kleine, mit den vom Wachsen angegriffenen und auf der Photographie noch größer geratenen Händen, die unbeachtet das Tamburin zum Tanze schlägt, wird gleich nach ihm um das Mitleid meiner schönen Leserinnen zu bitten haben.

O, wie ich damals hinter dem Rücken meines schulmeisternden Verstandes, den glücklichen Neuvermählten, meinen guten Mr. Finkeboom, um sein Wagestück beneidete, — ihn, der reich genug war, die kleinen Unebenheiten seines Lebensweges mit Gold auszugleichen, ihn, der mir die meisten Hiebe des großen unbekannten Gegners mit spielender Klinge zu parieren schien, und dem jene, die „gesessen" hatten, den sorglosesten Optimismus nicht verwunden konnten.

In dem einschläfernden Duften und Rauschen dieser Nächte begriff ich ihn, wie er im Sammetrock, mit weit übergeschlagener Batistwäsche und rotseidenen Beinkleidern die herumkletternde, motivsuchende Jugend belächelte, spät aufstand und nichts weiter malte, als was ihm das wechselnde Schauspiel des Tages auf seiner schattigen Terrasse vorführte. Wie bewunderte und beneidete ich ihn, wenn er, in grauen Haaren rosig und jugendlich, eifrig auseinandersetzte, daß der Mensch sich Sorgen machen müsse, um die Behaglichkeit dieses Daseins mit immer neuem Verständnis einzuschlürfen. Er z. B. wickle sich morgens, sobald er aufgestanden, und bevor er sich den ersehnten Kaffee gönne, alle sechsunddreißig Zigaretten, deren er für den Tag bedürfe; denn für ihn sei das Zigarettendrehen das „Allerodiofeste". Und wenn er gar von den Frauen sprach, wie von behaglichen Haustierchen, die uns einspinnen oder anregen, und die man hier auf diesen glückseligen Inseln streicheln und an sich gewöhnen müsse, und denen man nur Höflichkeit, Schmuck und Zuckerwerk schuldig sei — — Meine grünen dreiundzwanzig Jahre nickten seinen grauen fünfzig zu; aber sie lächelten und meinten, daß es ihnen auch auf

etwas Kampf und Unterdrückung nicht ankommen werde, wenn es auch uns einfallen sollte, unter Palmen und Myrten der heimatlichen Welt zu entsagen und unter diesen Sirenen ein Gott zu werden — —

Ein unmäßiger Duft von Orangenblüten zwang mich, die Fensterthüren zu schließen. Aber das Mondlicht glitt durch die Rohrvorhänge im Zimmer auf und ab, der Wein richtete ein ungeheures Feuerwerk an in meinen Träumen und das Herz schlug Generalmarsch. Dreiundzwanzig Jahre, vierzehn Tage in Italien und Frühling dazu: wer das zusammen erlebt hat, wird sich nicht wundern.

* * *

Am andern Morgen warf ich, mit einigem Kopfweh beschäftigt und nichts ahnend, einen verlorenen Blick über die Brüstung meiner Pergola in der Casa Pagano, und mit diesem Augenblick verlor auch mein seit dem vorigen Abend nicht mehr schwindelfreies Herz völlig das Gleichgewicht und stürzte in zwei sooo große, brunnentiefe Augen — — Mich überläuft es noch, wenn ich an den Schrecken denke.

„Wie habt Ihr Euch gestern abend unterhalten, schöner Herr?" sagte die Besitzerin dieser leichtsinnig offenstehenden Brunnen von unten herauf und die Hand ausstreckend; „ich schlug das Tamburin, aber Ihr werdet mich nicht gesehen haben. Gebt mir einen Soldo, schöner Herr!"

Ich warf ihr einen ganzen Carlin zu, weil ich ihre schmeichelhafte Anrede für eine persönliche Auszeichnung nahm. Sie hielt mich von dieser Stunde an für einen „Lordo", also für einen der verrücktesten und reichsten unter all den verrückten und natürlich reichen Fremden, welche sich die Zeit mit den Unbequemlichkeiten des Reisens vertreiben.

Ueber dem Glück, von einem so hohen Herrn angesehen zu werden, über der Neugier, mit der sie ihn ganz aus der

Nähe wieder ansehen durfte, und über der Bewunderung ihres plötzlichen Reichtums vergaß sie völlig, daß sie von Rechts wegen in Don Micheles Artischocken zu arbeiten hatte. Aber ich war ganz ihrer Meinung. Warum soll unter diesem gesegneten Himmel einer mehr thun, als er muß? Man wird ja darum keine Minute eher erlöst und nicht extra dafür bezahlt. Warum hier nicht herumstehen, wenn man kann, noch dazu bei solcher Jugend und mit diesen Augen, — bis ihr Don Michele, dieser abscheuliche Don Michele, einen freundschaftlich ermunternden Fußtritt versetzte.

„So ist diese Bande," sagte er zu mir herauf, „faul, gewissenlos, wenn man den Rücken kehrt. Man wirft sein gutes Geld weg an sie, aus Mitleid, Herr, gerade so wie ihr Fremden."

Empört wandte ich mich ab. Mein Herr Verstand hingegen, den ich noch gestern abend wegen völlig gouvernantenhaften Benehmens von seinem Vertrauensposten enthoben hatte, und der zu Beginn des vorigen Auftrittes nichts Gescheiteres gewußt hatte, als über mein Betragen mit einem „shocking" in Ohnmacht zu fallen, — mein Verstand erholte sich merkwürdig schnell, als er Don Micheles Bundesgenossenschaft spürte und das Mädchen sich mit ruhigem Fleiß ihrer Gartenarbeit widmete. „Ein rohes Bauernmädchen," sagte er, unvorsichtig übertreibend, „die man wie ein Haustier behandelt; jedenfalls ohne feinere Empfindung, ohne Herzensbildung."

„Möglich," sagte die Gegenpartei in mir, die den geehrten Vorredner zum mindesten für einen ängstlichen und überflüssigen Pedanten hielt, und stellte unter der Hand Erkundigungen an nach dem Mädchen: ob sie Modell sitzen würde u. s. w. Am dritten Tage war sie im Atelier, zu ihrer eigenen offenbaren Verwunderung und zu meinem nur um so größeren Behagen.

Nun spielte mein Herr Verstand den vornehmen Euro-

päer. Er beschäftigte sich mit Achselzucken, wurde ironisch oder nahm die Sache scheinbar auf die leichte Achsel. Ich war doch nicht etwa in dies Bauernmädchen —? Lächerlich! Wie konnte er nur eine so geschmacklose Idee haben! „Mein Gott," sagte er entschuldigend, „die Kleine hat einen Namen, den irgendwo in ganz Italien gehört zu haben wir uns nicht entsinnen, der uns aber gleich beim ersten Hören besonders gefiel. Eine Ableitung von dem ganz gewöhnlichen Nannina, welche Narella lautet." Mein Verstand wußte ganz bestimmt, daß wir dabei in keiner Weise von der Trägerin des Namens beeinflußt waren. Sie war ja auch nichts weiter, als ein langaufgeschossener Backfisch mit sonneversengtem Haar . . .

„Laß gut sein," sagte hier die Gegenpartei, während ich, durchaus nicht mehr aufgebracht über diese Manöver, auf der Palette herummischte und nach den sonnigsten Tönen suchte, „sie ist schlank wie die Palme Don Micheles und ihr Haar sieht genau aus wie die rohe Seide, die sie hier spinnen; manchmal sogar wie ein Heiligenschein."

„Sie trägt kleine Kattunjäckchen," fuhr der Krittler fort, „aus denen sie herausgewachsen ist — —"

Ich sah auf; das stimmte.

„Sie hat große, magere Hände, große, nun ja, manchmal träumerische, manchmal dumme, in diesem Augenblicke z. B. dumme Augen und bewundert offenbar ihre Schwester, die siebzehnjährige Mariantonia, die kleiner, unternehmender, rundlich, blondhaarig, hyacinthäugig und ihr gegenüber und für capresische Verhältnisse allerdings fast eine kleine Dame ist."

Die Opposition antwortete gar nicht mehr, aber der wohlerzogene Herr Verstand sollte trotzdem nicht recht behalten. Mochte er noch so überzeugend beobachten und argumentieren: der Lordprotektor der in Frage stehenden Jungfrau, sowie der beiden streitenden Mächte hatte offenbar gegen ihn Partei genommen, strich währenddessen pfeifend, in sorg-

losestem Gleichmut, auf der Leinwand umher und zeichnete ebenso vergnügt die vom Wachsen angegriffenen Hände oder das Kattunjäckchen, wie die Augen seines Modells und den Mund, der ihn ganz besonders anzuregen schien.

Und so gab der Herr Verstand als der Klügere einstweilen nach und legte sich aufs Abwarten, nur hin und wieder die Gelegenheit wahrnehmend.

Tage und Wochen vergingen. Die Narella vergaß ihr Erstaunen und nahm die Dinge, wie sie lagen. Sie ward zutraulich, lustig und ungeschickt wie ein Hündchen und ich freute mich meiner harmlosen Souveränität. Was mein Verstand einfältig an ihr schalt, genoß ich als Einfachheit, als paradiesische Naivetät. Wo er bei mir Bequemlichkeit und Eitelkeit sah, glaubte ich an wirkliche Neigung. Ich dachte nicht an die Zukunft, er hoffte auf Zeit und Gewohnheit als seine natürlichen Bundesgenossen. Nur jedesmal, wenn ich in Narellas brunnentiefe Augen mich versenkte, die sie lachend dazu hergab, wurde ihm wirklich bange, um so mehr, wenn drunten die See und droben die Sterne funkelten, daß ich die ganze Welt für ein Feuerwerk und die Insel Capri für meine Fremdenloge hielt. Manchmal deuchte es mir, daß die Narella mich wiederum anstarre wie der Vogel die gleißende Schlange, und sich dem Glanze gefesselt und berauscht hingebe. Ich lächelte dann wohl gnädig über ihre süße Willenlosigkeit, küßte die Träumende — warum etwa nicht? — und begann übermütig in Farben und duftendem französischem Firnis zu phantasieren.

Inzwischen sorgte die nicht gerade geniale Kleine auch für einen Hofstaat. Zunächst erzählte sie mir unermüdlich, wie „carina" ihre Schwester sei, die Mariantonia, welcher Name immer ganz ausgesprochen werde, und wie ein Signore, — allerdings nur ein „Napoletanaccio", aber doch immer ein Signore, — dieselbe geheiratet haben würde, wenn er nicht

zuvor hätte sterben müssen. Dann erschien, wie ich annahm, auf einen Wink der Narella, die Mariantonia selber mit ihrem Bruder, dem kleinen Gigino, und diese zwei bemächtigten sich auch der letzten kleinen Mühen, die mich daran erinnern konnten, daß das Leben kein Traum sei.

Die erstere dadurch, daß sie mir ihr ewig lachendes leichtsinniges Gesichtchen zum Malen lieh, daß sie mir Wein holte und das Zurückgeben des kleinen Geldes vergaß, Limonade machte, tanzte und plauderte; der letztere, indem er mir die Malsachen trug, wenn ich draußen auf der Insel herumstreifte. Allerdings die Hälfte nahm ich an schwierigen Stellen selber, um das Bürschlein nicht zu überlasten. Dafür war es aber auch ganz geschwollen von Stolz über sein ehrenvolles Amt und so aufmerksam, daß es z. B. auf einem Vignenwege, den wir regelmäßig beim Ausgehen benutzten, jeden großen Stein auf die Seite schleppte. „Wenn Ihr Euch etwa am Abend verspätetet, könntet Ihr Euch daran stoßen, Eccellenza," sagte er dabei mit wichtigem Ernst. Und die beiden Male, wo ich von einem Ausfluge nach Napoli zurückkehrte, kam er mir, als ich kaum die halbe Höhe des Weges erstiegen, atemlos mit einem großen Blumenstrauß entgegen.

Abends tanzten wir bei Mr. Finkeboom auf der Terrasse, oder ich saß bei Narellas Eltern auf dem Dache, hörte die Mädchen schwatzen und mein Lob singen; das Meer rauschte aus der Tiefe und glänzte auf bis hoch in den Himmel hinein — — Auch ein minder Sterblicher wäre sich vorgekommen wie Gott im ehemaligen Frankreich. Ich wunderte mich über nichts mehr und hätte mir auch eine rote oder gelbe Grotte, wenn sie just entdeckt worden wäre, wie die blaue und die grüne, als etwas Zukömmliches gnädigst gefallen lassen. So ließ ich außer den Blicken der Narella bald auch die Zuthulichkeiten der Mariantonia über mich ergehen, wie etwas, was die Nerven angenehm erregt. Man hätte

mir hundertmal sagen können, daß die Mariantonia ihrer Schwester in meinem Herzen Schlingen lege, daß sie nur für meinen Geldbeutel und für die Mehrung ihres Brautschatzes Interesse empfinde, — mein optimistischer Absolutismus hätte zu derartigen Verdächtigungen bedauernd gelächelt. Vielmehr, wenn ich in meiner sonnigen Kindlichkeit überhaupt etwas dachte, stellte ich mir vor, die Mariantonia behüte etwa ihre Schwester und sich selber, damit keine von ihnen mit mir Gefährlichem allein bleibe. Das machte mich um so übermütiger gegen beide. Und dann schloß Narella die Augen, während Mariantonia sich lachend hinter irgend eine Brustwehr zurückzog. Die Narella sprach wenig; aber ich glaubte zu wissen, daß ihr Schweigen das Allerheiligste ihres Herzens bewache, welches nur meines hohepriesterlichen Eintrittes harre. Die Mariantonia schwieg keinen Augenblick; sie plauderte und plätscherte wie das Meer unter den Felsen drunten, sie schmollte, lachte, sang und tanzte, daß ihre Röcke im Abendwind flogen, — alles für mich, — natürlich! Inzwischen dachte ich nicht daran, es mit ernsthaftem Zugreifen zu versuchen. Ich dachte meist wie ein Träumender an die neben uns sitzende, spielende Narella und gefiel mir in der Vorstellung, wie glücklich die Mariantonia sei, dieses Urbild unbekümmerten, leichtgetrösteten Genießens — — So entschwand lächelnd und schmeichelnd der Frühling, ohne daß ich in meiner, wie ein Johanniswürmchen leuchtenden Eitelkeit daran dachte, was ich trieb, was ich mir einbildete, was ich wollte. O, Narella, Mariantonia, Gigino und ihr, meine jungen Jahre!

So kam ein Fest heran, ich weiß nicht mehr, welches Heiligen. Aber er mußte wohl im Himmel wie auf Capri in ganz besonderer Wertschätzung stehen; denn vom frühen Morgen ab zischte das Feuerwerk und knallten die Böller, bis einem ein Ladestock in den Leib geschossen war; dann gingen sie bestürzt nach Hause.

Abends flogen wieder die Schwärmer von Dach zu Dach. Der Unfall war vergessen. Auf der Piazza großer Korso, versteht sich zu Fuß. Männlein und Weiblein, in langen Zügen bunt durcheinander, wie Wogen, die gegen die Stufen des Domes brandeten. Und dort fiel der Schein der bengalischen Flammen auf die beruhigende Inschrift „Indulgenza plenaria“: „Hier werden alle Sünden vergeben.“

In übermütigster Laune ließ ich mich von dem wohlbekannten Strome treiben, als mich die Mariantonia erwischte und beim Arme nahm.

„Und die Narella?“ fragte ich, in dem Gefühl, daß ich noch einen zweiten Arm zu vergeben hatte.

„Sie steht der Concettella bei, deren Sohn sie heute niedergeschossen haben, die Tölpel! Ihr wißt doch, daß sie mit ihm versprochen ist? Uebrigens soll es nicht lebensgefährlich sein, wie sie anfangs glaubten. Es wäre auch schade um den klugen Jungen.“

Nun wußte ich recht wohl, daß man auf Capri die Mädchen häufig schon bei der Geburt verspricht, und daß solche Verlobungen einem bessern Glücke durchaus nicht im Wege stehen. Aber — aber — — Zunächst flossen die Einnahmen der Narella, welche durch ihre Krankenpflege das Modellstehen versäumte, in Mariantonias Tasche. Dann fand die Kleine, wenn sie von ihren Hilfeleistungen heimkehrte, die Schwester vollauf beschäftigt, mich zu unterhalten und mich, wie ich leider bekennen muß, wenig gelaunt, ihre Samariterdienste gegen andere zu schätzen. Warum hat sie andere Götter neben dir? flüsterte mein Verstand.

Sie sah mich mit ihren großen, träumerischen Augen an, aber weder erstaunt noch vorwurfsvoll. Ich pfiff und scherzte mit ihrer Schwester und bat sie, das Tamburin zu schlagen, wenn wir tanzen wollten.

Bei all dem Lachen und Sonnenschein, bei all der

Siegesgewißheit war es leicht, sich nicht einzugestehen, daß verletzte, eifersüchtige Majestät und ein klein wenig Herzensärger an dieser Barbarei schuld waren.

Es hat nicht lange gedauert, meine ich, bis die Narella anfing ihre Krankenpflege zu vernachlässigen. Aber es war ihr Glück, und wie ich heute denke, meines nicht minder, daß sie damit zu spät kam. Dieser entscheidende Sieg ist uns beiden erspart geblieben. Denn ehe er mich abermals in Narellas Fesseln schlagen konnte, bevor nur seine Gewißheit mich von neuem an das Spiel fesselte, schob die Hand des Zufalls die Figuren durcheinander.

Zwei Briefe älterer Freunde über Politik und Kunst im jungen Reich fuhren wie plötzlicher Donner in meine unthätige Selbstherrlichkeit. Wie Gewitterschwüle erschien sie mir im nächsten Augenblick: wie ein Nichts schüttelte ich sie aus den Gliedern. O, ich war auch noch auf dem Posten! „Avancieren!" wurde auf der ganzen Linie geblasen und ich lag hinter einem Busch und träumte? Scham und Eifersucht brachten mich auf die Beine, nur das Selbstbewußtsein kommandierte Ruhe. „Addio, Finkeboom, du Glücklicher!" Ich wußte wohl, daß die Sehnsucht nach diesem Frieden mich finden werde; aber noch deutlicher fühlte ich, daß die Stunde zu solch beschaulichem Genügen für mich noch nicht gekommen war, daß mein Herz noch für anderes schlug.

Während ich meine sieben Sachen zusammenpackte, bereitete man in Don Micheles Küche ein Abschiedsmahl. Als ersten Gang wollten wir uns das Vergnügen machen, die Modelle und Maljungen unserer kleinen Gesellschaft essen zu sehen. Zwar hatte Don Michele ernste Bedenken, sein Haus dazu herzugeben. Er verstand nicht, wohin das führen sollte, wenn Modelle und Packträger mit ihren Herren essen wollten. Wenn er gar gewußt hätte, daß zwei anwesende Damen es übernommen hatten, die erlesene Tafelrunde zu bedienen! Auch

ein Braten war kaum durchzusetzen. Sie äßen zweimal im Jahre Fleisch, sagte er kopfschüttelnd, und möchten es nicht einmal; Macheroni thäten es reichlich. Wenn sie gar Wein bekämen, zündeten sie ihm hinterher das Haus an. Am besten wäre es, jedem einen Franken zu geben und die Gesellschaft so schnell als möglich nach Hause zu schicken. Aber das alles half ihm nichts, — und doch behielt er recht.

Schon die Stearinlichte, die wir hatten anzünden lassen, waren den Capresen unheimlich. „Kerzen!" sagte einer von den Jungen; „als ob wir gekommen wären, eine Totenmesse aufzuführen."

Dann kamen die Damen mit frischen Rosenkränzen, — unsere Gäste sahen sich an und schienen am liebsten dort gewesen zu sein, wohin Don Michele sie wünschte. Als ich mir den Kranz aufsetzte, den anzunehmen Narella sich ängstlich weigerte, riß sie ihn mir entsetzt herunter:

„Comme i morte!" sagte sie; „um der Barmherzigkeit willen, thut das nicht. Ich sähe Euch nicht lebendig wieder!"

Ich lachte sie aus. Wir thaten Rosen in die Weinflaschen und ins Haar. Die Capresen sahen uns scheu eine Weile zu, flüsterten untereinander und stürmten hinaus, als sie die Erlaubnis dazu erhielten. Narella sprach kein Wort mehr mit mir.

Die Mariantonia, die sich bisher zwischen Lachen und Erschrecken gewehrt hatte, riet mir zum Abschied, zuzusehen, wie weit ich mit meinem Heiligen nach einer solchen Herausforderung des Schicksals käme, besonders wer mir glücklich über den Golf hinüberhülfe. Als ich ihr einen Franken bot, wenn sie meinen Kranz aufsetze, nahm sie das Geld, schlug mir den Kranz aus der Hand und floh lachend aus dem gottverlassenen Saale. Draußen sahen wir die Gesellschaft noch lange die Köpfe zusammenstecken und von der Seite nach unseren erleuchteten Fenstern hinaufschielen.

Am anderen Morgen hatte man sich beruhigt. Was ging es schließlich sie an, was aus diesen Ketzern wurde! Fuhren die einen zum Teufel, so schickte die Madonna in ihrer Gnade schon andere.

Schmerzlos, — wer hätte es geglaubt! — übermütig fast verließ ich die Insel. Mein Herr Verstand lachte sich ins Fäustchen, als ich zur Marine hinabstieg mit dem stolzen Gefühl, doch einige Herzen geschädigt zu haben und mit der moralischen Genugthuung, daß es nicht mehr gewesen war.

Ich nahm es wie eine behagliche und zukömmliche Gewohnheit hin, daß mich die Mädchen der Stadt mit den zurückbleibenden Freunden zur Marine geleiteten. Die Blumensträuße, die sie mir brachten, steckte ich zwischen die Knöpfe meines Rockes und lachte mit allen, obgleich die Narella fehlte. Ich fürchte, ich fand es interessant, daß sie mir wegen meiner unvermuteten, unentschuldigten Abreise zürnte. Ich weiß leider nicht recht, ob ich damals vor mir selber Komödie spielte oder ob ich wirklich nicht tiefer aufgeregt war. Der Schelm von Verstand war so verdächtig ruhig. Aber plötzlich kam sie, gerötet vom Laufen. Sie schien mir auch sonst erregt und nur vor den anderen ruhig. Ihre großen Augen leuchteten tiefer als je, während sie mir ein geweihtes Agnus Dei in die Hand drückte und mich der Madonna del Soccorso empfahl. Ah, sie war besorgt um mich. Also richtig! Ihren Strauß steckte ich auf den Hut, weil auf der Brust kein Platz mehr war. Als unsere Barke sich unter dem Druck des entfesselten Segels neigte, schwenkte ich den Filz höflich, graziös, aber ach, vom Augenblick übermannt, zu gefühlvoll: Narellas Strauß flog ins Meer, unwiederbringlich verloren.

Warum empfand ich, daß sie da drüben am schnell entschwindenden Ufer das für die schlimmste, ihre Angst bestätigende Vorbedeutung nahm?

Aber unter mir schäumte und rollte die weite See, in

unsere Segel blies der freie Wind des Himmels, um mich her arbeiteten die Leute an den knarrenden Tauen. Drüben erschien Napoli, und Capri versank. Ich schwamm wieder, und in was für Wellen. Addio, du kleine Insel für Einsiedler und Hochzeitsreisende! Addio, Narella! Drüben im lärmenden Neapel schlug ich die Wörter: Blumen, Hut und Meer in der Cabbala nach, setzte die Zahlen, die sich dafür ergaben, im Lotto und schickte diese Anweisung auf einen unfehlbaren Terno secco in der nächsten Ziehung an die Mariantonia, zur Teilung mit ihrer Schwester. O weh! ich vergaß dabei, daß es sich um einen weißen Hut handelte und daß es Pomeranzenblüten waren, die mir die Narella gab. Und das verändert, wie man weiß, die Zahlen!

* * *

Ich habe Capri nur im Herbst wiedergesehen, nach Jahren, die wie Kriegsjahre doppelt zählen. Und die Erinnerung an dieses Wiedersehen kommt nicht von selber; ich muß sie rufen. Dann aber drängen sich immer wieder jene Tage vor, in welchen ich zum erstenmal den Zauber der Sireneninsel harmlos auf mich wirken ließ.

Damals, in jenen ersten Tagen, war es Frühling. Rot, blau und gelb blüht es in meiner Erinnerung an allen Sträuchern und Abhängen; in den Myrten summt es von allerlei Bienen; Veilchen und Hyacinthen gibt es zum Mähen, und die rotgeflügelten Heuspringer schnurren in der Meeresstille nur so, als ob sie in Nürnberg gemacht wären. Eifrig und geschäftig knisternd bewegt die Palme ihre Fächer durcheinander, als ob Don Michele sie, die Morgenländerin, mit der Erzeugung des seidenweichen Südwindes betraut habe, mit welchem er mir in der Märzsonne die Honneurs der Insel machte. Denn damals lebte er noch, diese Blume aller Her-

bergsväter. Der Handel und das ganze öffentliche Interesse drehten sich damals um ein Paar gänzlich abgetretener Stiefeletten, um einige stockfleckige und halbzerrissene Lithographien gleichgültigen Gegenstandes und um ähnliche Herrlichkeiten, die tagelang von Hand zu Hand gehend, immer wieder gezeigt und angeboten wurden. Vor allem aber: ich selber war damals dreiundzwanzig Jahr, und Capri hatte noch keine „Via carrozzabile." O, ich bin schlecht zu sprechen auf diese fahrbare Straße!

Ach, wohin sind sie jetzt, jene jungfräulichen Zeiten, da man auf der Insel noch nicht wußte, was ein Wagen war: „Nur ‚Timberio' soll einen gehabt haben," sagte Narella. Und wenn sie das sagte, verband sie damit die dunkle Vorstellung von etwas Sündhaftem, Wahnsinnigem, womit man Gott versucht, und hing damit ihrer Meinung nach dem bösen Kaiser einen unauslöschlichen Makel an.

Mir sind von dieser schönen Zeit zweierlei Bilder geblieben: eines von der verklärenden Erinnerung draußen in der Welt gemalt, das andere jene unbarmherzige Photographie der Narella. Nur jenes Bild trug ich mit mir, als unsere Barke wiederum vor den rätselhaften Felsmauern Capris auf und nieder schwankte.

Aus kleinem war es in dunklen Tagen der Arbeit und Enttäuschung wieder berückend hervorgewachsen, wie eine alte Liebe. Das trockene Herbarium meiner Erinnerungen war wie ein heller Paradiesgarten aufgeblüht. Damals war es mir, dem Knaben, geglückt, die Wirklichkeit in ein Märchen umzuträumen; jetzt nahm ich ein deutsches Wintermärchen für Wirklichkeit und wollte kopfüber hineinreisen.

Ich ging nach Italien. Aber was war mir Italien ohne Capri? Was ich früher einmal leicht, wie ein Nichts, von mir warf, war jetzt die „Irredenta" meiner Sehnsucht geworden. „Narella" hieß die Parole.

Endlich betrat ich die meiner Erinnerung heilige Insel.

Ein heißer, unduldsamer Scirocco ging um, wie ein brüllender Löwe, und alles erzitterte vor dem Atem seines Mundes. Eine rote, afrikanische Sonne glühte durch ein fliegendes Meer von Wüstensand herab, eine Sonne, vor der Paganos Palme nichts war, als ein gen Himmel schreiender Besen, höchstens noch ein Motiv für das Album einer aquarellierenden Engländerin, welche die gastliche Kühle der nahen Künstlerherberge verrät. Aber während die Palme geduldig stillhielt, sägten die nichtsnutzigen, unsichtbaren Cicaden in den versengten Büschen der aus tausend Rissen nach Regen schreienden Erde, daß die glühende Luft nur so erzitterte. Das gastliche Haus neben der Palme winkte noch, aber die Genossen jener Tage sahen mich nur noch von den Thürfüllungen an, die man damals in selbstgefälliger Verschwendung mit seinem Besten bemalte. Wie ein Album mit Handschriften Verstorbener erschien mir das Haus. Eine lärmende fremde Menge, lachende Erben, saß auf unseren Stühlen. Auch die gute Seele Don Michele war inzwischen heimgegangen. Ich fand seine Hände nicht mehr zum Gruße bereit. Der Brave hatte die Sorge um seine Gäste dem Manfredi, seinem Sohne anvertraut und aß nun, sicherlich der einzige seines Zeichens im ganzen Paradiese, den ganzen Tag mit den lieben Engelein und seinem mächtigen Schutzpatron die allerbesten himmlischen Amalfi-Maccheroni.

Und die Insel hatte vom Baum der Erkenntnis gegessen. Bisher hatte man höchstens den „ciuccio“ (Esel) carrozza genannt. Jetzt wußten sie auf Capri, was ein Wagen ist. Es fuhr einer täglich zwischen der unteren Stadt und Anacapri. Das heißt, um es meinen deutschen Lesern deutlich zu machen, so viel als: man hatte in hoher Politik gemacht und gegen die Stimmen der Insel von irgend einem neapolitaner Parlamentskandidaten die Vertretung der „Inselinter-

essen" eingetauscht. Das bedeutet ferner: Dynamit, Maschinen, Arbeiter und Ingenieure. Ingenieure aber sind nun einmal klüger und gefährlicher als Maler. Sie gaben, wie es scheint, Heiratsversprechen rechts und links, wo sie verlangt wurden. Und die Mädchen, welche bisher gesehen hatten, daß man in solchen Fällen ihre Gefährtinnen zum Priester führte, glaubten, sobald die Reihe an sie kam.

Und dann? Was wollt ihr! „Der Teufel ist so häßlich nicht, als man wähnt," sagt ein italienisches Sprichwort. Mariantonia z. B. befand sich ganz schön dabei. Sie wieselte auf der Insel umher und war nun wirklich wie eine kleine Dame anzusehen. Die Tugend freilich saß ihr lose, wie jenen Orangen, die man Mandarinen nennt, die Schale — — — Ich erfuhr das alles während der Ueberfahrt von einem Kollegen. Von der Narella wußte er nichts.

Mir schlug schon das Herz, als wir unter dem Schutz des Monte Solaro in der herrlichen flachen Bucht der großen Marine aufliefen. Mir schlug das Herz doppelt, als ich die stille Straße zum Städtchen hinanstieg. Vor mir schwebte das Kind, die Narella, die Samariterin mit den brunnentiefen Augen und dem Heiligenschein ihrer reichen Haare.

Auf halber Höhe sah ich einen nagelneuen kahlen Friedhof mit zwei weißen Gräbern und einer frischaufgeworfenen Grube. An der nächsten Wegecke kam mir, von der Stadt herab, eine junge Person entgegen, eine frische Kiste auf dem Kopf, ein weißes Tuch und etliche Blumen darüber gedeckt, etwa ein Dutzend plaudernder Kinder hinter und mit ihr.

Sie trat mir in den Weg.

„Signore, damme nu sold", sagte sie wie alle von Capri, — — — „o sieh da, Sor Gustavo! Und Ihr lebt noch!"

Ich hätte die Narella kaum wieder erkannt. Der tiefe Glanz ihrer Augen war erloschen; sie waren nur noch groß

und sahen erschöpft aus. Sie war lang und starkknochig geworden, aber mager geblieben. Man sah ihr die Arbeit an und ich fühlte sie, als das Mädchen mir die Hand reichte.

Sie war fast erschrocken, mich zu sehen, aber gleich darauf schien sie neugierig zu erfahren, ob ich noch immer am Reisen Gefallen fände. Weiter nichts.

Wie es ihr gehe? fragte ich.

Die Mutter sei tot, antwortete sie und ihre Pupillen vergrößerten sich, — tot und begraben. Dort. Sie gehe aus der Heimat.

„Aber, Narella," sagte ich ganz verwirrt, „willst du nicht wieder mit mir arbeiten?"

Nein, entgegnete sie, das sei nichts für sie. Jeder habe seine Bestimmung.

Warum sie aber fort wolle?

Der Vater habe nun mit sich allein genug zu thun.

„Und die Mariantonia?"

„Heiratet."

„Und du?"

Narella zuckte die Aseln.

„Dazu gehört mehr als ein Versprechen und ein Priester," sagte sie, „Vorherbestimmung oder Glück, wie Ihr es nennt. Ich habe nun einmal kein Glück. Und niemand weiß, wer es mir angethan hat. Ich habe Eidechsen mit zwei Schwänzen gesucht und gefangen — sie starben. Wir haben Eure Abreise ins Lotto gesetzt, wie Ihr, aber nichts gewonnen — weil ich dabei war. Ich trage stets ein Amulett von dem größten Hexenmeister in Napoli und Hörnchen gegen den bösen Blick, aber es hilft nichts und bricht den Zauber nicht. Es ist doch Vorherbestimmung."

Sie redete noch lange, während ich auf das fahlschimmernde Meer hinaussah und auf die Küste, die da drüben in heißem Dunst verschwand.

Sie gehe dort hinüber, sagte sie, meinem Blick folgend, — wallfahrten zur „Incoronata“ am Monte Gargano. (Erst jetzt sah ich, daß sie in Feiertagskleidern war; in dem Kasten wähnte ich ihre paar Habseligkeiten.) Sie wisse nicht, wo es sei. Aber die ganze Kirche dort solle voll silberner Herzen hängen.

„Dann muß sie tüchtig sein, die Incoronata,“ sagte ich, mit tausend bitteren Gedanken beschäftigt.

„Nicht wahr?“ antwortete sie, „und was wollt Ihr! Auch da drüben scheint die Sonne. Und ich bin nicht arm, seit ich wieder gesund bin. Ich habe zu essen für acht Tage. Erinnerungen will ich keine mehr. Die letzten begrabe ich heute. Und dann gehe ich zu einem Onkel in ein Dorf am Vesuv, Massa glaub' ich heißt es, — dienen.“

Ich gab ihr beide Hände und bat sie, zu bleiben; fürs erste könne ich dafür sorgen, daß sie etwas erwerbe. Das weitere werde sich entwickeln.

Sie sah mich groß an. Dann entzog sie sich mir, und bewegte langsam den Zeigefinger hin und her. Mit der anderen Hand griff sie nach der Kiste auf ihrem Kopf, die ins Schwanken gekommen war.

„Nein“, sagte Narella, „der eine hofft auf Christus, der andere auf die Christenmenschen. Der eine hat ‚Genie‘, wie z. B. die Mariantonia, der andere ist für die Arbeit gemacht. Mir hatten sie auch einmal eingeredet, daß ich eine Dame werden müsse, wenn ich nur klug sein wolle, — damals, als Ihr bei uns waret. Aber ich habe sie nie verstanden. Schon als Ihr den Kranz aufsetztet, gab ich die Hoffnung auf, es durch Euch zu werden. Und nun gar, als Euer Strauß ins Wasser flog. Man sollte es überhaupt nicht glauben, daß Ihr noch lebt,“ sagte sie, mich mißtrauisch von der Seite ansehend, „was müßt Ihr für Heilige haben und wie viele Wunder müssen sie täglich für Euch thun! — — Dann kamen sie und bauten die Straße. Der Mariantonia gaben sie das

Geld und ich trug die Steine. Und dann — — Was kann ich dafür," sagte sie düster, „daß ich denen von der Via carrozzabile noch einmal glaubte, was sie sagten! Die Mariantonia war zu klug dazu. Darum hatte ich es zu ertragen — — während sie leicht und lustig blieb wie ein Schmetterling. Was wollt Ihr! Und außerdem — nein, es hülfe zu nichts, das Dableiben. Es geht nicht mehr. Ein jedes hat nun einmal sein Schicksal.

Alles Reden war vergeblich.

„Addio," sagte sie, „und gebt mir einen Soldo, Don Gustavo."

Ich gab ihr was ich übrig hatte. Sie sah erst den Schatz, dann mich starr an.

Ich glaube das Schluchzen war ihr nahe. Sie reichte mir hastig die Hand: „Stateve buono Don Gustavo". Und sie ging.

Auch ich wandte mich, um meine Bewegung zu meistern. Aber ich war noch nicht fünf Schritt gestiegen, da umfingen mich von hinten zwei Arme, Thränen und Küsse bedeckten mein Gesicht.

— Narella!

Einige Kinder, die ihr nachgesprungen waren und uns offenen Mundes umstanden, fingen an zu lachen.

Das Mädchen riß sich los.

„Folgt mir nicht, Gustavo," sagte sie, „oder ich springe über die Brüstung in die Tiefe. Folgt mir nicht! Ich habe an dem da genug zu tragen, — allein zu tragen. Addio."

Sie nahm ihren Kasten von der niedrigen Mauer, zog das Tuch fast liebevoll darüber und drückte ihn an sich, als wäre er das einzige, was ihr nun noch geblieben. Mir kam das erst zu Bewußtsein, als sie hastig, von den lärmenden Kindern gefolgt, um die Wegecke verschwunden war.

Das war mein Wiedersehen auf Capri!

Ich war so elend aus meinen Himmeln gefallen, auf eine so harte Erde, daß ich nichts von dem allem verstand und nicht handelte.

Ich starrte noch lange auf das Meer hinaus. Unter mir hörte ich die Narella mit tiefer Stimme singen:

„Ma chillo tiempo comme priesto è passato!“

* * *

„Doch ach! die schöne Zeit, wie schnell entschwand sie!“

Droben in „Crape“ klingelten und klangen die Glocken, herzlos und wehleidig, wie geschäftsmäßige Klageweiber, — und ich war der Leidtragende.

Ich erstieg den Rücken der Insel als ein Fremder. Kein Gerücht eilte mir vorauf; kein Gigino kam mir halbwegs mit schnell zusammengerafften Blumen entgegen. Aber droben stand er auf der Piazza, wo die Bummler stehen, gegen das Caffè Villa gelehnt und gaffte nach „Sorriento“ oder „Napole“ hinüber. Er war lang aufgeschossen; aber ich erkannte ihn an dem großkarrierten Stoff seines Jacketts, welches ich ihm vor Jahren in Form von einem Paar für das Festland zu auffallender Unaussprechlicher zurückgelassen hatte. Seine Mutter nahm sie damals in Verwahrung. Jetzt war sie tot und mein Gigino hielt sich offenbar reif genug für diese verführerische Pracht.

In der Hand trug er ein kurzes Myrtenstöckchen, wie man sie auf der Insel für Fremde schneidet, und schlug damit an seine Stiefel.

Er, dem man die Fußsohlen kitzeln konnte, ohne daß er es spürte, trug Stiefel!

„Gigino, Spitzbube,“ sagte ich zur Begrüßung, ganz in Anspruch genommen von dem Ungeheuerlichen, „wie kommst du in Stiefel? Ich bin überzeugt, daß du sie gemaust hast.“

„Ah,“ sagte er, „Sie sind es, der falsche Lordo!“ Dann schwur er mir würdevoll und bei mehreren Heiligen, daß ich den einen seiner Stiefel kennen müsse, da er ihn schon zu meiner Zeit besessen habe. Den anderen hätten sie ihm dieser Tage aus Afrika mit zurückgebracht, wo er ihn als ganz kleiner

Junge mit den Korallenfischern habe stehen lassen. Sie seien ihm damals allerdings viel zu groß gewesen. Seiner Schwester, der Mariantonia, gehe es wie einer Dame. (Ich hatte ihn durchaus noch nicht gefragt.) Sie trage jetzt einen Hut und Stadtkleider und sei das gesuchteste Modell auf der Insel, — wirklich „chic“ sagte er und küßte sich dabei die Fingerspitzen. Außerdem heirate sie morgen den „Ci“.

„Ci“ ist eine capresische Abkürzung von Cicino, welches seinerseits wiederum von Francesco abgeleitet wird, einem Namen, den man beispielsweise drüben in Neapel in Franceschiell diminuiert. In ersterer Form und für meine Erinnerung bedeutete er jenen guten Jungen von Capri, der zu meiner Zeit und von ihrem neunten Jahre an für den Verlobten der Narella galt, ohne deshalb jemals, nach capresischer Sitte, irgend beengende Ansprüche an sie und sich zu stellen. Nur daß sie seiner Mutter Handreichungen leistete, als der Ladestock sie an die alte Abmachung erinnerte. Arme Narella!

Drüben stehe er auf der Piazza, sagte Gigino, mit dem Stock auf einen Menschen deutend, der dort irgend etwas feil hielt und, da er augenblicklich niemand anzurufen hatte, sich mit einem uneingefaßten Vergrößerungsglase sehr ernsthaft zu unterhalten schien.

Er war also Kaufmann geworden, und es gab demnach Leute auf Capri, die etwas kauften!

„Stück für Stück zwei Soldi!“ Er grüßte mich sehr vergnügt und bot mir sofort sein Hauptschaustück zum Kauf an. Ich hatte auf diese Weise die seltene Ehre, den Re di Scozia, den König von Schottland, kennen zu lernen. Sein prächtiges Bildnis befand sich nämlich auf dem lackierten Bilderbogen, in welchem Ci's Stolz beruhte, einem nagelneuen chromolithographischen Verlagsartikel irgend welcher artistischen Anstalt in Rom, welche damit dem nunmehr königlichen Italien sämtliche Souveräne, Vittorio an der Spitze, zur Anschauung

brachte. Diese schottische Majestät vertritt noch heute in meiner Sammlung von Andenken die zweite Epoche meines capresischen Aufenthalts, wie jene Photographie der Narella die erste.

Narella! Als ich ihrer erwähnte, hatte Gigino mit den Fingern geschnipft, und Ci bot seine ganze Gewandtheit auf, um diesem Thema zu entgehen.

Inzwischen war es völlig leer auf der kleinen Piazza geworden. Der Dampfer sei angekommen, sagte Ci, sich die Hände reibend, und holte allerlei Herrlichkeiten neapolitaner, sorrentiner und anderer Manufaktur hervor. Ich trat vor das Thor zurück und sah unten im Hafen den schmalen weißen Strand wimmeln wie von Ameisen. Eine halbe Stunde später wurden die ergriffenen Fremden im Triumph aufgeführt, umringt, wenn sie standen, in Prozession begleitet, wenn sie gingen.

Jetzt sah ich auch die Mariantonia neben ihrem Bräutigam. Sie waren noch schnell im Begriff, die letzten paar Franken, — was war das früher für eine Summe! — zu verdienen, die morgen der Priester zu bekommen hatte. Sie streckte mir die Hand entgegen und bat auch mich, dazu einige Soldi beizutragen, die Ci einzeln durch sein Vergrößerungsglas betrachtete. Es sei so viel falsches Geld im Umlauf, sagte er wichtig, während Mariantonia mir dafür mit ihren drei Dutzend Zähnen zulächelte, — noch heute, wenn ich sie mir vorstelle, bin ich überzeugt, daß beide Schwestern von diesen weißen Korallen mehr besaßen, als andere Sterbliche.

Während die fast zu stark gewordene Mariantonia diese Pracht auch an andere Kauflustige verschwendete, bedauerte sie, daß ich als ein verdammter Ketzer nicht bei ihrem ersten Kinde Gevatter stehen könne, nahm aber meine Glückwünsche lachend entgegen und fand, daß mein Segen um so schwerer wöge, als ich ja selber einst in sie verliebt gewesen sei.

„Es ist ein Glück für dich, Cicino," sagte sie, „daß dieser Herr sehr schüchtern ist."

Cicino schien die Auffassung vollkommen zu teilen. Wenigstens sagte er lächelnd, daß man allerdings, mit meiner Erlaubnis, im Schlafe keine Wachteln fange, und schraubte dabei zwei Petroleumlampen, die er zur Feier des Tages bereits bei Tage angezündet hatte, und die nun in den langen Abendschatten des Platzes seinen Kram in ein ebenso zweckloses wie zauberisches Licht setzten, — in selbstvergnügtem Stolz so hoch, daß sie qualmten wie Pech- oder Hochzeitsfackeln, und daß es eine helle Freude war auf der mittlerweile leer gewordenen Piazza. Und er hatte recht. Brachte ihm doch, wie ich nachher erfuhr, die Mariantonia einen Heiratsschatz von mehr als hundert Scudi zu, und hatte er es doch seinem Verstand und seiner Entschlossenheit zu danken, wenn derselbe keinem anderen zufiel, als ihm. Ja, wenn er hätte sentimental sein wollen!

Auf meine Frage nach der Narella, und wie es ihr inzwischen ergangen sei, hatte die Mariantonia nur ein nicht gerade schwesterliches Achselzucken. Wer seinen Vorteil so wenig verstehe, verliere mit Recht auch das noch, was die Madonna ihm gegeben. Hier zuckte auch Ci mit den Achseln. Nach ihrer Meinung teilten sich die Menschen in solche, die den nötigen „Genio“, resp. Geld genug hätten, um ihn entbehren zu können (wie z. B. wir Fremden), und in solche, die zum Arbeiten da wären. Die Narella sei dumm geblieben und eine Bäuerin geworden. Und was hätten die Klugen mit denen gemein, die nicht klug werden und die Zeit nicht begreifen wollen? Mehr war aus ihr nicht herauszubringen. Ci beschäftigte sich währenddessen mit seinem Vergrößerungsglase. Als ich ging, drückte mir die Mariantonia die Hand, lud mich zu ihrer Hochzeit ein und hoffte, daß ich sie auch nach derselben nicht vergessen werde.

Etwas nachdenklich ging ich meinen alten Mr. Finkeboom begrüßen. Während ich Mariantonia los zu sein glaubte,

kam sie mir nach und überholte mich, als ich kaum die nächste dunkelnde Straße betreten hatte. Sie wollte von sich reden, aber ich zwang sie, von der Narella zu sprechen.

„Aeh," sagte sie, „die Närrin! Denkt Euch nur, sie hat wahrhaftig der Mutter geglaubt, daß Ihr sie heiraten würdet. Und als Ihr weg waret, hat sie es von jedem geglaubt, der nach Euch kam und ihr zu verdienen gab, immer weil die Mutter ihr das einredete. Und keiner that ihr etwas, so dumm sie war. Es waren eben Tedeschi, Maler," sagte sie, mich anstoßend. „Aber dann kam einer, ah, — ein Ingenieur von der Via carrozzabile, bis an den Hals voll Lügen und Teufeleien und voll ‚spirito' und voller ‚curaggio'; — der sagte den Dummen, was sie hören wollten. Die Narella glaubte ihm auch wieder, weil die Mutter nun einmal hoch mit ihr hinaus wollte. Und da, nun ja, — sie ließ sich eben alles gefallen: das Heiratsversprechen, welches sie zur Signora machen sollte, und das Kind, — es ist tot zum Glück. ‚Bestimmung,' sagte sie und fing an zu arbeiten, sobald sie wieder kräftig genug war. Aber die Mutter starb darüber hin und unser Vater wollte nichts mehr von ihr hören. Und nun die andern gar! Höchstens, daß Don Michele ihr Arbeit gab. Aber auch er ist tot, die gute Seele. Und so ist die Narella gegangen, erst gestern oder heute — wer weiß es — das Ding begraben, das nun auch starb, auf dem neuen Friedhof, an dem Ihr vorbeigekommen sein müßt — es liegen erst zwei Leichensteine darauf — und dann drüben die Magd zu machen, wie es ihresgleichen zukommt. Denn ihr wirklicher Vater ist so ein Holländer, ein dummer, Finchebome, Ihr kennt ihn ja. Als er vor achtzehn Jahren bei uns gewohnt hat, ist der Vater gerade beim Korallenfischen in Afrika gewesen. Die Mutter selbst muß wohl fremdes Blut in den Adern gehabt haben, daß sie meinte, d a r u m eine Signora aus ihr machen zu müssen. Jawohl! Seit er geheiratet hat — der alte Narr!

— und gar seit der Ingenieur mit der Narella schön that, wollte der Holländer sie nicht mehr nennen hören.“

In diesem Augenblick zupfte ein Junge die Mariantonia am Kleide. „Du, weißt du,“ sagte das Kind, „die Narella hat den Totengräber angeführt. Sie ist direkt nach der Marine auf den Dampfer gelaufen und hat ihren kleinen toten Paolaccio mitgenommen. Ich habe sie abfahren sehen. Sie lag über der Kiste, als wenn sie auch tot wäre.“

„Aber eilt doch nicht so, Gustavo,“ rief die Mariantonia, als ich es nicht mehr aushielt, — „zu Finchebome müßt Ihr? Dann sagt der Angiulè, seiner Frau, daß ihr Ninno morgen kommen muß. Die Korallenboote sind für die Nacht in Torre del Greco signalisiert. Aber laßt den alten Narren, ihren Mann, nichts hören. Addio caro!“

Mir stand das Bild der Narella mit furchtbarer Deutlichkeit vor Augen. Jetzt erst sah ich sie. Ich sah auch das Mieder mit den Keilen für die Brust, wie es auf Capri nur die Frauen tragen, und das mir nicht aufgefallen war, als wir uns gegenüberstanden. Ich sah ihre Augen, — nicht mehr ihre Augen! — in denen das unergründliche Meerleuchten verloschen war; ich sah ihren Mund, den einst so offenherzigen, aber weder die lustigen Zähnchen noch die krausen Lippen. Jetzt stand sie greifbar vor mir, jetzt begriff ich sie, jetzt, wo mein Eingreifen in ihr Schicksal unmöglich geworden war. Aber ich sah jetzt auch, daß alles zu spät gekommen wäre, und daß allein der einsame Weg in die Dunkelheit zurück für sie das Leben bedeutete. Warum war sie auch kein Vollblut!

* * *

Bei Finkeboom traf ich einige Maler auf der Terrasse, die mich zu sehen nicht ganz so erfreut schienen wie er. Ich fand ihn sehr gealtert, aber auch sehr beschäftigt, es zu verbergen. Seiner Frau brauchte ich die Nachricht über das Nahen der Korallenboote nicht erst zu bringen. Sie blickte vom Rand

der Terrasse über das Meer hinaus in die schnell versinkenden Abendwolken und reichte mir zerstreut die Hand, wie jemandem, den man alle Tage sieht. Auch sie fand ich sehr verändert. Sie sah wie eine Dame aus und ließ Augenlider und Mundwinkel blasiert hängen. Sie gefiel mir gar nicht mehr.

Dem Scirocco war ein kräftiger Maëstral gefolgt. Die Luft war wie ausgefegt. Auf dem Horizont lasteten in der krystallenen Klarheit des riesigen Umkreises zwei schwere, veilchenblaue Wolkenstreifen, — der Rest des Tagesdunstes. Zwischen ihnen verblutete sich die Sonne schnell in das rotaufleuchtende Meer.

„Welche Pracht, Donna Angiolina,“ sagte ich, denn in meiner jämmerlichen Stimmung that mir dies große Schauspiel doppelt wohl. Sie sah mich verwundert an. Sie verstand nicht, was ich meinte. Und ich besann mich, daß ich noch immer nicht gelernt hatte, den Deutschen daheim zu lassen. Das Naturgefühl dieser Südländer ist gleich Null. Ah! wie ganz anders wurde unsereinem zu Mut, als wir, wie diese Frau, achtzehn Jahre zählten, und wenn man nur an eine Waldecke kam oder aus dem Busch an einen dunklen Weiher im Holz trat!

Die Wolken wurden grau wie Blei, streckten sich länger und länger und versanken.

Die junge Frau neben mir zerriß heftig einen Büschel verspäteter Oleanderblüten.

„Es geht schneller als ein Vaterunser,“ sagte sie, warf noch einen letzten Blick auf das metallisch glänzende Meer, — dorthin, woher die Korallenfischer zurückkehren mußten — und winkte mir mit unverhohlener Ungeduld, ihr zur Gesellschaft zu folgen.

Hier unterhielt ich mich — etwas zurückhaltend glaube ich — mit Finkeboom, welcher froh war, wieder einmal einen alten Bekannten bei sich zu sehen. Seine Frau sei für jede Zerstreuung so dankbar. Kinder hätten sie keine. Die Bildung, die er ihr zugeführt, interessiere sie doch nicht gleichmäßig, obwohl sie mancherlei und sogar denken gelernt habe.

Aber eine wirkliche Dame habe er aus ihr gemacht u. s. w. Ich fühlte, daß ich ihm nichts Angenehmes darauf zu sagen wußte. Er empfand, wie mir schien, daß das alles war, was er über seine letzten Jahre zu sagen hatte und sah nun verblüfft vor sich hin, als das Resultat, vielleicht zum erstenmal, so nackt und beifallslos vor ihm stand. Gleich darauf plauderte er wieder und bot mir aus einer silbernen Dose neuesten Geschmacks Zigaretten an. Aber sie waren nicht mehr selbstgewickelt.

Drüben, wo man so lange gezischelt hatte, führte Donna Angiolina, seit ihr Mann die letzten, lauter gesprochenen Worte gewissermaßen ihr zu Füßen gelegt hatte, eine hörbare geschraubte Konversation ohne Inhalt. Der Mond war heraufgekommen und hing wie eine Lampenkugel an der Palme Don Paganos, die über die nahe schwarze Mauer, wie aus Blech geschnitten, sich herüberspreizte. Mir kam diese ganze Existenz mit einem Male unaussprechlich manieriert und öde vor.

Ich weiß nicht, was sie gerade gesagt haben mochte, als Finkeboom aufstand und seiner Frau etwas ins Ohr flüsterte.

Donna Angiolina unterbrach ihn mit einer ungezogenen Gebärde. „Er hält mich wie eine alte Frau,“ sagte sie laut, „und belehrt mich wie ein kleines Kind. Ein Barbar eine Italienerin! Glaubt Ihr, daß ich Euch geheiratet habe, um Eure Langweiligkeiten zu lernen?“

„Sie haben Charakter, diese Südländerinnen,“ sagte Finkeboom, indem er sich lächelnd wieder zu mir setzte; „ganz wie ihr Land.“

Eine Stille trat ein, in der ich die Palme resigniert und fröstelnd knistern hörte. Die Windlichter flatterten hell auf. Das abgefallene Laub auf der Terrasse begann zugleich in unsichtbaren Wirbeln aufzurauschen. Ich empfand plötzlich, daß es spät und kühl geworden war und verabschiedete mich, während Finkeboom frischen Wein holen ging.

An den Tischen bei Pagano lärmte es noch. Wir waren damals kaum ein halbes Dutzend gewesen, alle Künstler, alle dauernde Sommergäste. Heute waren es ein halbes Hundert eilig Durchreisende. Andere Leute — das profanum vulgus — herrschten über ein anderes Capri.

Ich hatte eine schlimme Nacht. Im Traum nahmen meine siebenundzwanzig Jahre meine dreiundzwanzig beim Ohr und wiesen ihnen die Thür des Paradieses, welches hinter mir meistbietend verkauft und von der italienischen Regierung zur Strafanstalt eingerichtet wurde. Die Mariantonia bot ebenfalls darauf, erhielt aber nur den Ei zugeschlagen, und da er in Gold bezahlt werden mußte, erbot ich mich, das Agio zu tragen. Wir gingen in eine Wechselstube, aber drinnen war es wie ein Tempel und die Narella kniete dort mit ihrer Blumenkiste vor der Incoronata, die gerade ein unfehlbares Mittel gegen Zahnschmerzen ausbot. Sie winkte gnädig, und während Gigino nebst verschiedenen anderen großkarrierten Engelein heftig vom Bock des Karrens bliesen, zog sie der Hilfeflehenden einen Fünffrankenschein aus. „Wir Italiener," sagte sie dann zu mir gewendet, „wir Italiener sind klug und ihr Fremden seid nur für uns da. Gib mir einen Soldo, schöner Herr!" Und jetzt erst wurde ich gewahr, daß es gar nicht die Madonna, sondern die Mariantonia war — — Sankt Michael, der als Schutzpatron der Kirche in stählernem Brustpanzer neben ihr stand, strich sich seine Glorie von Maccheroni al burro aus der Stirn und dabei erkannte ich Don Michele, der mir zunickte und sagte: „Ihr habt es gut gehabt in meinem Hause, Sor Gustavo, denn mit niemand fährt man besser als mit euch Malern. Apropos, fahren!" Und damit winkte er lächelnd einen Lindwurm heran, den ich für die übliche Repräsentation der höllischen Mächte hielt; aber als ich näher zusah, war es die Via carrozzabile, die sich heranschlängelte, die Narella fascinierte, umwand — und er-

drückte. Ich wollte schreien, aber in diesem Augenblick packte mich Finkeboom, der in rotseidenen Hosen vor einer Jahrmarktsbude herumsprang und das draußen angebrachte Bild erklärte, worauf der offene Himmel abgemalt war. „Hier werden die Ehen geschlossen; billig, billig, billig!“ schrie er, mich die Bretterstufen hinanziehend. Ich trat ein, und ein Eimer kalten Wassers flog mir über den Kopf — —

Erschrocken fuhr ich aus dem Schlaf. Meine Balkonthür war aufgegangen. Draußen lärmte der Wind um das Haus, um die Insel, wie tausend Teufel. Fröstelnd wickelte ich mich in meine Decke. Am andern Morgen regnete es bis in die kahlen Zimmer hinein.

* * *

Während ich dies schreibe, kommen mir Zweifel: ob ich nicht der Via carrozzabile unrecht thue, wenn ich sie hier als die Schlange meines Paradieses verklage und für den fröstеligen Schluß dieser Erinnerungen verantwortlich mache. Wohl dem, der im Reiche der Illusionen Besitzungen hat. Aber vielleicht sollte er sich dort durch seine Phantasie vertreten, von seinen Träumen nach Belieben Bericht erstatten lassen, aber beileibe nicht selbst wieder hineinreisen wollen!

Dann aber schreibe ich diese Zeilen in einem steinernen weiten Saal des „Leone“ in Assisi. Und die Erinnerung selbst an die beste Sonne und die heimlichste Liebe ist ein durchaus unzureichendes Surrogat für einen Ofen und vermag kein erloschenes Kohlenfeuer wieder anzublasen.

Zudem ist es spät geworden über meinem Schreiben. Aus unergründeten Höhlen und Abgründen meines Gewölbes, so groß wie ein Reitstall, beginnt allerlei Getier zu erwachen und über den Fliesenboden zu laufen oder an der Decke zu flattern. Auch gegen meine Lampe fliegt und brummt es: die letzten Sommervögel. Es ist Winter geworden und windige Nacht dazu, und auch sie können die Sonne nicht vergessen.

(1880.)

Fragmente

aus den

Albaner Bergen.

E un gran gusto er viaggia! St' anno so stato
Fin a Castèr Gandorfo co' Rrimonno
Ah! Chi nun vede sta parte de Monno
Nun sa nnemmanco pe' cche cosa è nnato.

G. G. Belli.

1. Gottesgaben.

Die guten Päpste haben Castel Gandolfo zu ihrer Sommerresidenz erhoben und Sankt Sebastian hat daselbst das Ehrenamt eines Stadtheiligen übernommen. Aber der himmlische Vater that doch am meisten, indem er die köstliche Bergluft und süßes Trinkwasser gab, für alle Fälle, z. B. schon damit das Städtchen unterm Schloß sich von Sommerfrischlern ernähre, wenn wie jetzt die Steuern zunehmen, Sankt Sebastian nichts dawider thut und gar der heilige Vater da unten in Rom bleiben muß. Und das kann diesmal recht lange dauern. Wenigstens habe ich die ganze Einrichtung seines Palastes versteigern sehen und mich für diese Zeilen extra auf einen goldenen Stuhl setzen können, der mir damals zugeschlagen wurde.

Die Castellaner freilich sind anderen Glaubens. Sie rechnen, daß von den genannten drei höchsten Herrschaften der heilige Vater am reichlichsten gab. Und da er ihnen zudem näher wohnt (Rom kann man liegen sehen) oder wohl gar persönlich bekannt ist, so fängt hier die obige Reihe mit ihm an. Mit ihm wissen sie sich altersversorgt, unfallversichert und himmelsfähig obendrein. Solange er unter ihnen weilte, stand auch dem Geringsten die stillschweigende Paradiesanwärterschaft der ganzen „Famiglia pontificia“ auf dem Gesicht zu lesen wie einem tüchtigen Lakaien der Rang seiner Herrschaft. Man fühlte die Wagenquasten der goldenen Papstkutsche in

seinen Händen, auf deren Trittbrett man dereinst mit einem der nächsten seligen Statthalter Gottes in den himmlischen Ehrenhof einzurollen gedachte, um dann von den Kollegen in der Engelstube die besten Plätze beim ewigen Nachtmahl wohlwollend anzunehmen. . . . Seit der gute Papst nicht mehr unter ihnen wandelt, ist freilich auch für sie das Paradies minder greifbar. Die Beine, welche sie etwa noch über die Stadtmauer hängen, schlenkern nicht mehr so protzig und sorglos. Einige meiner Freunde denken an Zimmervermieten und streichen zu diesem Zweck ihre Läden schweinfurter-grün. Von anderen wird behauptet (und geglaubt!), daß sie schon vor der Weinlese nach ihren Vignen sähen und den steilen Weg an den See hinabstiegen. Dort unten versucht sogar jemand Fische zu fangen — sagt man. Aber dies alles geschieht einstweilen nur, wie etwa die Herren Lakaien in Hemdsärmeln gehen und Tomaten an der Schloßmauer ziehen, während die Herrschaft verreist ist.

* * *

„Ihr glaubt nicht, daß der Papst wieder heraufkommt, Sor Gustavio mio?“ sagte meine Wirtin Serafina, die groß und tapfer wie ein Schweizer (für einen zukünftigen Engel fast etwas zu groß) auf ihren Thürstufen bessere Tage abwartet. „Sor Gustavio mio, überlegt doch nur ein bißchen! Wie kann das so bleiben! Pancione zum Beispiel, na Ihr wißt ja, der Alte, der den Vetturin für Rom macht, Pancione hatte früher acht Pferde im Stall, und heute fährt er mit zweien leer, nur noch aus Gewohnheit und um sein Recht nicht etwa zu verlieren.“ Dabei richtete sie mein Bett.

„Serafina, Serafina,“ antwortete ich vom Fenster aus, „es geht mitunter merkwürdig zu auf der Welt. Da spannt Pancione gerade aus. Kommt mal her. Seht Ihr, der Schwarze, den er eben abschirrt, war früher Kardinal, und jetzt ist er

ein armseliger Vetturino und muß mit einem avancierten Müller zusammengehen."

Serafina sah mir über die Schultern und goß zugleich mein Waschwasser zum Fenster hinaus, der sonneglänzenden Welt ins Angesicht, großartig, als ob sie Diamanten fortschütte.

„Serafina," begann ich aufs neue, „wenn ihr euren Papst erwartet, warum gießen ihm dann seine Castellaner das schmutzige Wasser und was weiß ich in seinen Garten? Es riecht bis herauf, meine Teure — über zwanzig Löcher zähle ich, die ihr in seine Parkmauer gebrochen habt, gegenüber jeder Hinterthür eins."

Serafina sah hinab, wo aus den Gärten des heiligen Vaters schwarze gewaltige Lorbeeren ihre blinkenden Kronen heraufstreckten. Während ich darin vier, fünf Nachtigallen unterschied und die Pfauen schreien hörte, sagte sie: „Wie kann das riechen, Sor Gustavio mio! Es können leicht fünfzig Fuß bis dahinunter sein, und alle drei Monate wird ausgeräumt. Dazu unsere Luft, Sor Gustavio, welch eine Luft! Sie zehrt das Tote und nährt das Lebendige. Uebrigens, wenn der heilige Vater erst zurück ist, erlaubt er uns auch dergleichen nach vorn hinaus, auf die Straße, zu gießen. . . . Ihr glaubt immer noch, daß er nicht wiederkommt? Daß diese Piemontesen in Rom bleiben, glaubt Ihr? Kind, Kind! (‚Fijjo mio', sagte sie) wie oft hat er, dieser oder ein anderer, aus seinen apostolischen Palästen hinaus müssen, einmal, wie der Sor Padre Curato Don Bonaventura sagt, der alles weiß bis in die entferntesten Zeiten, einmal sogar (Serafina schützte die Augen mit der Linken) bis übers Meer da draußen, Gott steh mir bei, bis zum König von Frankreich. Aber immer kamen sie wieder, die guten Päpste. Einmal helfen ihnen die Franzosen, ein andermal die Preußen. Nein, Rom gehört dem heiligen Vater von allem Anfang her. Und es wird ihm

wieder gehören. Einstweilen kauft Torlonia für ihn alle Kirchengüter, alles, alles, alles, soweit Ihr seht!"

Sie hob den Arm und machte eine Bewegung über die Tiefe hinaus, als schauten wir auf das beherrschte Samos hin. Sie schien die Sonne mit einzubegreifen, die eben fern über dem Meer vor dem Dunst des Abends ihre Strahlen einzog. Rings, jenseits der bronzenen Wipfel des Papstgartens, drängten sich die breiten bläulichen Wellen der Oelberge hinab und weit hinaus in die ungeheure, verzauberte Campagna, deren Nebel Rom verbargen und aus der jetzt vor meinen geblendeten Augen tausend rote Leuchtkugeln mit grünen und grüne mit roten Rändern feierlich in die silberne Luft emporzusteigen schienen. Ueber das alles hinweg, über das ganze schimmernde Latium zu unseren Füßen, machte die Serafina eine große Handbewegung, wie der Papst, wenn er vom Balkon Sankt Peters die Völker der Erde segnet und sagte: „Das — alles — kauft — Torlonia. Das alles und noch viel mehr, bis an die See und bis in alle jene Bergzüge hinein, die jetzt immer zahlreicher und immer blauer werden. Gleich hinter unserem Schloßgarten dort unten, wo die Pinien den Hügel hinabsteigen, fängt sein Besitztum an."

Und solchen Glauben teilte mein Kindskopf von Serafina mit allen Castellanern. Aber während die meisten von ihnen an den Schicksalen des gefangenen Papstes einen viel zu persönlichen Anteil nahmen, um nicht über ihrer augenblicklichen Unzufriedenheit der unvergänglichen Wohlthaten Gottes zu vergessen, während sich um den Stadtheiligen nur noch jene kümmerten, welche Sebastian hießen, währenddessen fragte Serafina keinen Augenblick danach, wie Gott und die Heiligen das alles übers Herz brächten. Sie ließ sich gewiß nichts entgehen, wofür sie hätte dankbar sein können. Sie war heiter von Anfang bis zu Ende, wie ein Festtag mitten in der Woche. Sie war auch voll beredter Dankbarkeit für das-

jenige, was ihnen keine irdische oder himmlische Politik nehmen konnte: für Luft und Wasser, dies Wiegengeschenk des Himmelskönigs. Allerdings lebte sie auch mehr noch als die meisten anderen von diesen guten und bislang steuerfreien Gottesgaben.

Jedesmal, wenn Serafina mit dem Papstthema fertig war, kamen die gute Luft und das Wasser von Castello daran. Richtig:

„Das ist gescheit," sagte sie, „daß Ihr im Fenster sitzt. Nein, wie wohl Ihr aber auch ausseht! Gar nicht zum Wiederkennen! Wie man sich wundern wird bei Euch zu Hause. Ich weiß, ich weiß — Ihr seid ganz gesund hergekommen, ja doch! Aber bedenkt nur, was auch dem Stärksten passieren kann und was das hier für ein Schutz ist, unsere Seeluft!"

Dabei regte sich in der weiten verlöschenden Helle kein Blättchen, und ein süßer schwerer Lavendelgeruch, der aus Schrank und Kommode quoll, stand nur so im Zimmer; wie Weihrauch stieg Liliendutf aus den apostolischen Gärten auf. Aber unser Himmel hier oben war doch ein leuchtender Krystall, während in der Tiefe, aus dem zunehmenden Halbdunkel der Campagna die Malaria immer unheimlicher hervorkroch und am Boden lag, zäh, graugrünlich, wie ausgebreitete aufgekratzte Wollabfälle. Die Sonne stand tief und färbte mehr als sie leuchtete. Die bronzenen Lorbeeren erglühten. Torlonias Pinienstämme trugen gleich goldenen Kirchensäulen ihre düstere Kuppel; die Oliven brannten; nur das Meer lag farblos glashell, und die weißen lateinischen Segel waren schwarz geworden.

Die Serafina stand noch immer hinter mir.

„Braucht Ihr weiter nichts?"

„Nein."

„Wollt Ihr, daß ich Euch einen Schluck frisches Wasser hole?"

„In Gottes Namen.“

Ja, solches Wasser! Allerdings bei vierzig Grad war es mit seinen zwanzig immer noch frisch.

„Wie süß es ist und wie wohl es dem Magen thut,“ sagte sie, wie jedesmal, als sie wiederkam und mir einschenkte. Allerdings sie hatte nichts weiter zu trinken und hielt es deshalb für gesünder als Wein. Und wenn mir die Luft und das Wasser nicht gefielen, was fesselte mich dann, recht lange noch, wie sie hoffte, an den einsamen Felsen mit der verschlossenen Papstburg, aus der keine Gnaden mehr flossen; mit seinem gebundenen Schutzheiligen, dem sich ein Ketzer am wenigsten in die Arme werfen kann; mit der durchlöcherten Stadtmauer, durch welche man wohl auf den perlmutterfarbenen See hinabsah, in dem zu baden es aber viel zu heiß war? Selbst im Wasser, glaub ich, hätte man schwitzen müssen. Die Sitzreihen des Kolosseums in der Augustsonne auf und ab klettern, wäre jedenfalls ein Vergnügen gewesen gegen diesen Badeweg.

„O, das gute Wasser, die gute Luft!“ wiederholte die Serafina, „zum Beispiel, kennt Ihr meinen Vater?“

Sie war, wie ich sie so ansah, ein recht robustes, gottvergnügtes altes Mädchen von über fünfzig Jahren; wie sollte ich ihren Vater kennen. „Nein,“ sagte ich also.

„Den Zi' Bastiano nicht?“

Ich kannte drei „Onkel“ in Castello: den Zi' Pippo, den Pancione, der ebenfalls geonkelt wurde, und allerdings so etwas wie einen Zio Sebastiano. Aber nur die zwei ersteren lebten noch, der letztere hatte schon fünfzehn Jahr im Grabe gelegen. Ich wiederholte also lieber: „Nein.“

„Mamma mia!“ sagte sie, „er steht doch so deutlich am Wege, gleich am Fenster, wenn man zu den Riformati kommt.“

Ich blickte sie mit gelindem Grausen an. Sie sprach also doch von der Mumie, die dort hinterm Eisengitter in der

Beinhauskapelle lehnt. Als im vorigen Jahre die Begräbnisstätte in der Kirche verboten und aufgeräumt wurde, kam unter all den Knochen Zi' Bastiano zum Vorschein, ganz beisammen, „fertig zum jüngsten Gericht". Es fand sich daß die Leiche in einer eigentümlich trockenen, zehrenden Erde abseits gelegen haben mußte. Die gute Seele von Zi' Bastiano war nämlich noch prächtig mit Haut und Haaren bedeckt. Also ließ ihn der Pater Guardian von den Riformati, „der ihm nie wohlgewollt hatte", im neuen Beinhaus unter die schönsten Knochen und Schädel auf den Altar stellen, „um einen Eindruck zu machen". „O vedi, si regge Zi' Bastiano, si regge da se!" schrien die Castellaner, die von der Straße her zuschauten, „er steht von selber, steht wirklich!" Und seither, wenn die Weiber in weißem Busen- und rotem Kopftuch (denn die alte blaue Tracht ist längst verschwunden) ihren abendlichen Bittgang zu den Riformati thaten, knieten sie wohl ein Vaterunser lang auf die Stufen hin, von welchen man in das schauerliche kleine Heiligtum am Wege blicken kann, nicht gerade um Zi' Bastianos willen, sondern aus Devotion und des Totenackers wegen; aber ein Teil ihrer Gedanken war doch bei dem armen Kerlchen da oben in der Ecke, auf dem steinernen Altar. Auch wir zwei standen uns gut. Ich sah gern noch einmal bei ihm durchs Gitter, wenn ich spät aus dem Buschwald zurückkam, und stets erwiderte er den Besuch noch vor Tage. Gewöhnlich kam der Mond mir aufs Bett, ihn anzumelden, oder die Gardine flatterte weiß ins Zimmer; und richtig — da steckte Zi' Bastiano den Kopf ins Fenster, vorsichtig, neugierig, gerade wie er aus seiner Nische hervorlugt. Die meisten anderen kannten ihn noch bei seinen Lebzeiten, den Allerweltsonkel Sebastian, dem der Vater Guardian nicht wohlwollte. Seine Söhne hatten unter ihnen gelebt, hatten gebeten, in Rom geklagt — was wollten sie, dumme, arme Teufel! Dann waren sie ausgewandert. Und so stand ihr

Vater da, klein und schwarz, nackt und immer nackter lehnte er in seinem schaurigen Winkel. Denn seit er in Luft und Wärme gekommen war, häutete er sich. O, es war eine Schändlichkeit!

Aber neben mir sagte die zufriedene Stimme der Serafina: „Ja, es gibt manche, die böse darüber waren, vor allem meine armen Brüder — die Madonna wird sie geleiten — sie haben einen Prozeß darum anfangen wollen. Mit welchem Geld und gegen wen, Sor Gustavio mio, gegen wen nur? Gegen die guten Mönche? Gott bewahr uns! Und dann — aber das versteht Ihr nicht — er hat es gut dort, er! Steht er nicht im Trockenen und an geweihter Stätte, neben dem Kreuz, wie Sankt Johannes der Apostel? Und habt Ihr nicht gesehen: er blättert ab, er wird auch bald Ruhe haben. Ja, die gute Luft hier oben! Was die Erde in fünfzehn Jahren nicht konnte, sie bringt es zuwege. Aber so lange hat er es gut dort. Wenn ich mir vorstelle, daß wir dereinst hinaus müssen, weit vor die Stadt, unter freien Himmel, und dann kommen im Winter Regen und Sturm und Gewitter (sie wickelte sich in ihr Tuch), und daß man allein liegt auf dem nackten Felde, wenn es finster wird. Welche Seele soll da Ruhe finden?"

Meine gute Serafina mußte einen Schluck Wasser trinken, aber mit ihm kam auch die alte Zuversicht zurück: „Inzwischen ist der heilige Vater wieder da!" Sie sah wirklich behaglich aus, wie sie nun, mit dem Kopf nickend, die Augen halb geschlossen, dastand und gewiß an ihre heimelige, trauliche Kirche dachte, die ganz Castello wie seine gute Stube betrachtet und in welcher ganz Castello unterm Bilde und Schutz so vieler Heiligen in eine Gruft zusammengeschüttet wurde. Und über ihren Häuptern knieten die Uebriggebliebenen, bis sie nachkamen, den Kopf voran; beteten die guten Priester und lasen die heiligen Messen „pro animabusse defunctorum"; duftete

der süße Weihrauch, brannten geweihte Kerzen für die Toten und ewige Lampen vor der Madonna, so daß es nie ganz dunkel wurde im Hause Gottes.

„Guten Abend, Sor Gustavio," sagte die Serafina, „ich gehe einen Kranz beten für den heiligen Vater."

Und die Serafina nimmt ihr rotes Taschentuch auf den Kopf und tritt hinaus in die letzten langen Sonnenstrahlen, die einen schimmernden Tunnel in das Eichendunkel überm See treiben und aus der uralten Allee einen herrlichen, erleuchteten Kreuzgang machen, der zu den guten Vätern, den Riformati, hinanführt. Zuhöchst an der Wasserleitung, auf den Trümmern der Kaiservilla, wo die Burg des Tiberius über Meer und Waldgebirge schaute, haben sie sich von den Fürsten Barberini ein Klösterlein bauen lassen, die guten Väter, um so den Ort zu entsühnen, wo es den Heidenkaisern zu wohl war. Dort hinauf schreiten in der letzten Tagesstunde die Castellaner, denn das Heiligtum der Riformati winkt ihnen wie ein Berg Nebo, von welchem die guten Väter — denen, welchen sie wohlwollen — das gelobte Land zeigen. Sie schlendern lässig vornehm hinauf unter den breiten tausendjährigen Bäumen; die Abendsonne streut ihnen himmlische Rosen vor die Füße; gleich goldenen Palmen und Fransen senken sich die Zweige der Eichen aus der tiefen Sammetmasse des Baldachins auf sie herab; auf der Barberinimauer glüht es wie Freudenfeuer, und links über dem dunklen Abgrund des Sees ziehen die Berge gleich flammenden Wolken neben ihnen empor. . . Dann sehen auch sie wohl den Gevatter Sebastian traurig am Wege stehen und denken vielleicht, wie es der Pater Guardian beabsichtigte: Mensch, du mußt sterben! Aber sie thun es angenehm lächelnd und indem sie sich die herrliche Auffahrt vorstellen, die sie im Himmel halten werden — „falls ihnen der Pater Guardian wohlwollend gesinnt ist."

Zi' Bastiano aber lehnt starr und unheimlich an der Kirch-

hofsmauer, er, der schon einmal im Grabe ruhte, und schält sich wie eine Platane, von der die Rinde stückweise herabhängt und abfällt. Er, der den guten Vätern sein lebenlang Kirchen und Klöster um Gotteslohn ausgeweißt hat, darf noch nicht einmal barfuß ins Paradies laufen! Und doch war er aus Castello und noch dazu Hoftüncher des heiligen Vaters. Er hieß sogar Sebastian. Aber dieser Heilige, scheint es, steht noch immer mit gebundenen Händen als ein figürliches „Non possumus". Der heilige Vater aber sitzt in Rom gefangen, und der Pater Guardian wollte ihm nicht wohl, dem armen Zi' Bastiano. Ach, wenn auch er in Bälde Ruhe findet, so hat er das ganz allein der guten Luft zu danken, welche der himmlische Vater seinen Castellanern für alle Fälle gegeben hat.

---

2. Unsere kleine Madonna.

Die gute Serafina! In all ihrem Castellaner Papstvertrauen hatte sie das alte Herz noch in ein fröhliches Gottvertrauen warm und behaglich eingewickelt. Und zwar war ihr Gott eine kleine bunte, nicht ganz saubere Madonna handlichen Formats, gedruckt in Nürnberg, von bescheidenen Leistungen und entsprechenden Ansprüchen, mit der sich in Summa eine richtige Alte-Mädchenfreundschaft führen ließ. Sie hing neben einem großen Oelfleck — aus den Tagen, da Serafina ihr Haupt noch salbte — über deren Bett und schien hauptsächlich Spinnen und Würmer zu hüten. In Wirklichkeit hatte sie außer an die alte Tochter und ihre Henne (die mit dem roten Strumpfband) an nichts zu denken und war für die Bedürfnisse der beiden auch so ziemlich ausreichend. Freilich mußte dabei ein jedes sich häufig genug mit dem guten Willen

getrösten. So aß die Serafina, als ich kam, trockenes Brot, und die Madonna war ohne ewige Lampe. Aber das Verhältnis konnte nicht zärtlicher sein.

Später entdeckte ich auch von Sankt Sebastian einige Reste. Wahrscheinlich hatte mein Kürassier von Serafina früher, in den Tagen des ungepanzerten Herzens, für den schönen Schweizerhauptmann Diocletians geschwärmt, dessen Geschichte so rührend mit derjenigen schöner Frauen durchflochten ist. Sein jetziger Zustand — er war von Fliegen fast begraben — bewies wohl, daß sie keine Gegenliebe gefunden hatte.

Lediglich für Tonino, das schwarze Schweinchen, welches bis vor kurzem noch Serafinens Zimmer geteilt hatte, nun aber in Grotta Ferrata den Weg alles Schweinefleisches gegangen war, klebte Sankt Anton in englischem Stahlstich draußen an der Stubenthür, wie denn überhaupt alle Eingänge an so einer Treppe mit Heiligenbildchen beklebt sind, wie anderswo mit Versicherungsplakaten und Adreßkarten.

Aber während die Serafina Sankt Antons und Toninos dankbar gedachte, sobald sie in ihrem Zimmer an den Sack Brotkorn ging, den sie mit Hilfe der beiden angeschafft hatte, teilte die schwarze Henne mit dem roten Strumpfband durchaus nicht mehr das Vertrauen ihrer Herrin — vielleicht weil sie von jener köstlichen Gottesgabe nichts zu sehen bekam.

Ich traf sie vor dem Bilde des guten Tierheiligen und brauchte nur ein wenig Physiognomik, um sie zu verstehen. „Sankt Anton hat dem guten Tonino trotz aller Devotion nur zum Fettwerden geholfen," räsonnierte das Huhn, mit tückischen Seitenblicken nach oben, seit dem Tode seines Gespielen — „es scheint, daß auch er uns lediglich zum Vorteil der Menschen beschützt." Und diese Aeußerungen fielen zuweilen so laut und respektlos, daß Serafina, zumal wenn dies wieder vor dem Bilde des Heiligen auf offenem Flur geschah, sich gezwungen sah, die Zweiflerin auf den Schoß zu nehmen und

durchzuprügeln. — Sie sei unreinlich gewesen, erklärte das alte Mädchen jedesmal, die Gelegenheit zu einem Besuch bei mir benutzend. Aber ich fürchte, dafür hätte Serafina keine so feine Empfindung gehabt.

Wovon sie lebte? Von ihrer Pension und ihrer Madonna. Als Tochter eines apostolischen Hoftünchers hatte sie zeitlebens drei Zimmer und einen Stall zur Nutznießung. Die Zimmer vermietete sie, zog ein Schweinchen groß, hielt sich eine Henne, die wie alle anderen ihr Futter auf der Straße fand, und etwas brachte der Stall. Davon wurden dann noch die hunderttausend Fliegen und mancherlei anderes menschenfreundliches Getier satt, dem die Gute Unterschlupf gewährte. Allerdings reichte es öfters kaum zu Backgeld und Oel. Sie setzte mir das eines Tages auseinander.

„Also, wenn ich nicht gekommen wäre, hättet Ihr heute nichts zu essen?"

„Doch, der Wagen, der vor Tisch bei mir ausgespannt hat, würde ohnehin heraufgekommen sein."

„Ihr habt recht, Serafina."

„Und das ist sie, die mir das schickt. Ja, wenn ich die nicht hätte!" sagte Serafina und winkte ihrer kleinen Madonna zu. „Ich habe sie lieb und darum hat sie mich wieder lieb. Jeden Morgen stelle ich mich vor sie hin und sage ihr, was ich brauche. Und dann ist's gut, dann findet sich's auch. Gestern erst, als ich keinen Centesimo mehr in der Hand hatte, kamen Eure zwei Freunde und stellten ihre Esel bei mir ein. Dafür sorgt sie schon, da ist keine Furcht."

Und wie gern hätte mich die Gute mit eingewickelt in ihre warme behagliche Zuversicht! Aus Dankbarkeit allein schon, weil ich ihr die Wohlthat erwies, bei ihr zu wohnen. Denn daß es um mein Christentum nicht sonderlich stehen konnte, begriff sie wohl, als ein Tag um den anderen verging, ohne daß ich den Herrn Pfarrer in der Messe besuchte.

Eines Morgens merkte ich, daß es ihr noch schwerer als sonst wurde, mein Zimmer zu verlassen. Sie machte sich allerlei Gewerbe und nahm unter anderem auch meine Stiefel, die sie mit der Schürze abzustäuben begann.

„Wißt Ihr, daß morgen Festtag ist?“ fragte sie.

„Nein. Was für einer?“

„San Giovanni Battista. Kennt Ihr San Giovanni?“

„Nicht so recht, Serafina. Wir haben keine Heiligen.“

„Auch Sankt Peter nicht?“

„Thut mir leid, nicht einmal den.“

„Aber Sonntage habt ihr doch?“

„Allerdings haben wir die.“

„Und glaubt an Gott?“

„Ich denke wohl. Wir sind sogar Christen wie ihr.“

Sie sah mich zweifelhaft an. „Also keine Heiden,“ sagte sie. „Ich dachte, bei euch zu Lande ... wie heißt es doch gleich?“

Natürlich meinte sie das Land ohne Heilige. Statt dessen nannte ich die Stadt, wo ich lebe: „Firenze“.

Aber sie konnte das Wort nicht aussprechen. Kopfschüttelnd und nachdenklich wandte sie sich zum Gehen. Erst als sie den Stiefel in ihrer Hand gewahr wurde, erwachte sie und sagte, auf ihr erstes Thema zurückkommend: „Wartet, morgen sollt ihr geputzt werden.“

Und so kam es, daß auch ich San Giovanni und seinen Tag wenigstens durch blanke Stiefel auszeichnen mußte. Woher sie die Wichse hatte, mag der Heilige selber wissen. Gewiß aber ist, daß mit ihrem seltenen Glanz eine wirklich behagliche Sonntagsstimmung über mich kam.

Meine Ketzerei lag der Guten immer sichtbarer auf der Seele. Sie trug schwer daran und versuchte immer häufiger diese Last abzuwälzen.

„Glaubt Ihr auch nicht an den Papst und die Beichte?“

„Kaum, Serafina."

Nach der Madonna wagte sie nicht zu fragen. Wenn ich auch da mit „nein" geantwortet hätte! . . .

Als ich eines Tages an unserem Sankt Antonius vorüberging, fiel mir seine Standhaftigkeit ein, und die Lust überfiel mich, Serafinen auf die ihrige zu versuchen. Ich trat bei ihr ein, brachte das Gespräch auf ihre Madonna und bat sie schließlich, mir dieselbe zu verkaufen.

Serafina wurde durchaus nicht böse. Sie fand das von meiner Seite völlig begreiflich; es freute sie sogar von mir. Von ihr hingegen wäre das der dümmste, undankbarste Verrat — „wie jener des Ischariot an unserem Herrn," sagte sie.

Indessen kam sie am nächsten Morgen auf mein Anerbieten zurück. Sie habe darüber nachgedacht, begann sie. Ihr sei der Gedanke gekommen: Wie, wenn nun deine Madonna selber ihm's eingegeben hätte, um dir in deiner bedrängten Lage Hilfe zu verschaffen? „Denn, wißt Ihr, es kommt alles darauf an, daß man die Wege der Heiligen erkennt und ihnen die Sache nicht unnötig schwer macht. Ihre Wege aber sind oft wunderbar. . . . Oder wenn meine Madonna zu Euch gehen wollte, um Eurer Seele willen? Denn wenn sie Euch gefällt, gefallt Ihr ihr wahrscheinlich wieder. Ich habe mich also vor sie hingestellt, sie lange angeschaut und ihr die Frage vorgelegt: ob sie zu Euch gehen will — heißt das, wenn ich altes Mädchen sie einmal nicht mehr nötig habe. Und beim drittenmal hat sie mir zugenickt. Nach meinem Tode also ist sie Euer, Sor Gustavio mio."

„Gut," sagte ich, „inzwischen werde ich ihre Gnade noch mehr zu gewinnen suchen. Diesen Rahmen, den sie bewohnt, haben die Würmer bald ganz. Fragen wir den Gevatter Peppo, ob er uns einen neuen machen kann, und Pancione soll uns Goldborte dazu aus Rom mitbringen."

Meine große Serafina klatschte in die Hände.

„Und inzwischen kommt Ihr Sommers in die Villeggiatur zu mir und unserer Madonna. Vielleicht bringt Ihr sogar Frau und Kinder mit, die sich dabei jedenfalls besser befinden werden. . . . Platz schaffen wir für alle! Bis Ihr eines Tages die Madonna mitnehmen könnt.“

Nun, entgegen kam sie ihr, ihrer kleinen Madonna, das ließ sich nicht leugnen.

Serafina ruhte nicht eher, als bis ich eine Bescheinigung über mein Eigentumsrecht hatte. Zwar keinen notariellen Akt, denn so ein Zivilinstrument schien ihr ganz unsicher; aber beim Sor Padre Curato sind wir gewesen. Und Don Bonaventura, der ein kluger und sorgfältiger Priester ist (an den ich manche Partie „Tresette“ verloren hatte), hat mir mit dem verbindlichsten Ernst ein Dokument über Serafinens Schenkung aufgesetzt.

Das alte Mädchen war von nun an ungleich heiterer. Nur als meine Abreise näher kam, sah ich ihren Blick manchmal wieder besorgt auf mir ruhen. Ich schrieb das meinem Weggange zu, der ihre Zimmer unvermietet ließ. Aber das große Kind dachte weiter. Ich war ihr ja ein Kapital für das Leben geworden. Mir wurde das wieder klar, als sie im letzten Augenblick resolut meine Hand ergriff.“

„Sor Gustavio mio,“ sagte sie, „da reitet Ihr nun, Gott weiß wie weit und zu was für Heiden (einstweilen nur zu den Ariccinern!), und meine Madonna kann Euch nicht mehr wirksam beschützen — in Gottes Namen denn, ich will Euch ein Gebet sagen, vor dem Schlafengehen zu sprechen, eine Vorsicht, die ich selber niemals versäume.“

„Ihr, Serafina? Ich denke, unsere Madonna . . .?“

Serafina nickte ihrer kleinen Freundin herzlich zu.

„Sie ist gut,“ sagte sie, „aber, wißt Ihr, die können auch nicht immer, wie sie wollen. Säße sonst wohl der Papst, anstatt hier oben in unserer guten Luft, zu Rom im Gefängnis?

Mein Gebet aber ist für alle Fälle; schon um nicht unwissentlich jemand zu verletzen, der mir hinterdrein schaden könnte."

Serafinens nützliches Gebet aber lautet:

Buona sera tutti i santi,
Vi saluto tuttiquanti,
Vi invito di assistere la morte mia!
Buona sera tutti i santi!
Se ci fossero altrettanti —
Vi saluto tuttiquanti!

Und das heißt zu deutsch:

Alle Heiligen, gute Nacht!
Allen sei mein Gruß gebracht!
Springt mir bei, steh ich am Ziele!
Alle Heiligen, gute Nacht! ...
Und gäb's noch andre, just so viele —
Allen sei mein Gruß gebracht!

„Und nun, Sor Gustavio mio, auf Wiedersehen.

Sie war immer ein stattliches altes Mädchen, die Serafina; aber jetzt, wie sie mir von den Treppenstufen herab beim Aufsteigen zusah und fast den ganzen Thürrahmen füllte — das gute Gesicht so breit und offen, daß ihre ganze große Freude Platz fand, sich darin zu zeigen — jetzt hätte sie direkt aus einem Quattrocentobild dahergekommen sein können.

Serafina glänzte vor Stolz und Zuversicht. Sie hatte den ersten Fremden und noch dazu einen ganz Fremden gehabt; kraft ihrer Madonna war ihr die hohe Aufgabe, ihn zu schützen, geglückt, und kraft ihres Gebetes hoffte sie ihn auch weiter sich zu erhalten. Sie hatte sich der freundlichen Intentionen ihrer Freundin würdig gezeigt, indem sie dieselben klug erkannte und deutete. Und obgleich ihr Forestiere jetzt davonritt und sie das Nachsehen hatte — ihn und das Trinkgeld, welches er über die Miete hinaus gegeben, hatte jene ihr gebracht, und die wird schon weiter sorgen. Nächstes Jahr aber kommt ihr Fremder wieder unter den Mantel der guten kleinen Himmelskönigin, deren Altersversorgungsprojekt die Serafina bereits als gelöst ansieht.

Und was ich thun kann, dachte ich, auf den Esel steigend, um unserer kleinen Madonna nächstes Jahr die Sorge um Serafinen leichter zu machen, das wird geschehen. Komme ich nicht selber, so schicke ich doch jemand.

Auch nahm ich mir vor, um dieses ihres Vertrauens willen bis zum nächsten Wiedersehen mit meiner Person recht vorsichtig zu sein.

Und wenn die Serafina auch übers Jahr den ersten Fremden hat, ist daran etwa nicht unsere kleine Madonna schuld?

---

3. Feriae latinae.

Das ganze Land des Saturnus riecht nach Schweinebraten. Vergebens drückt sich die ehrwürdige Appia so tief als möglich vorüber unter den rauchenden Städten Latiums, die gleich Bergaltären süßlichen Fettdampf zu den gewaltigen Göttern aufsteigen lassen. Umsonst schlägt sich diese „Königin der Straßen" wie ein simpler Fußsteig in die Büsche. Sie mag sich winden, wie sie will: auf latinischem Boden gibt es heute keine Gnade vor Hekatombendampf. Hilft doch auch der geheiligten Triumphalis kein Untertauchen: der fettige Geruch gleitet mit ihr durch das Dornengestrüpp und klettert ihr nach bis auf den tonsurierten buchenumkränzten Scheitel des Mons Albanus, der nutzlos bemüht ist, sich über den Dunst hinauszurecken. Selbst die nervenstarken Götter Vergils, die einst von dort dem Kampf der Rutuler und Teukrier zuschauten, oder der blutgewohnte Bruder des Capitolinus, der Juppiter Latialis, im Bundesheiligtum zuoberst auf dem Waldgebirg, wo jetzt das weiße Haus der Passionisten herabglänzt, wären vor diesen Wolken von Blut- und Fettgeruch erschrocken. Nach Schweinebraten immer noch einmal Schweine-

braten — das zu ertragen ist selbst den mächtigsten Göttern kaum gegeben! Alle die Städte aber, mit denen sich im Angesichte Roms die Albanerberge immer wieder bedeckt haben, alle diese munteren „Castelli Romani“, die aus so viel Trauben und Oliven hervorlachen, als sie an die ewige Stadt verkaufen können, duften die Thatsache gen Himmel, daß morgen am 8. September das sommerliche Verbot des Schweinefleisches wieder von den Völkern Latiums genommen und „Fiera“ ist in Grotta Ferrata.

Zweimal im Jahr, an den Tagen der Verkündigung und der Geburt Mariä, kommen hier die Nachbarn — Latiner, Herniker, Volsker und Aequer, wie einst zum Opferbund der Feriæ latinæ, aus siebenundvierzig Städten — zusammen, um das letzte und das erste Schwein des Jahres zu essen. Und darum haben heute, an den Vigilien des Festes, überall die klugrechnenden Hausfrauen Berglatiums das arglos vertrauende schwarze Hausfreundchen der Länge nach auf den Bratspieß geschoben und drehen nun den treuen Begleiter, mit Thränen in den Augen, über den Kohlen, um ihn morgen, lecker hergerichtet, nach Grotta Ferrata zu tragen und dem lange gereizten Hunger der Quiriten im Ausschnitt zu opfern. Der süße Duft verstärkt noch das Seufzen, welches heute mit ihm durchs Land geht, und nur die Pflicht, den morgigen Gewinn im voraus zu überschlagen, verhindert ein allgemeines Schluchzen der schweinemordenden, spießwendenden Latinerinnen.

Fremde werden dich essen, lustiges Freundchen! Wieviel wohl magst du wiegen? Wieviel wird der rauhe Gatte von dem Erlös nach Hause bringen?

Stumm, mit großen Augen, sehen die Kinder den Gespielen braun und brauner werden — ist das der Zweck, das Ende?

* * *

Dann bricht der große Morgen an. Rings blaue Berge und goldene Sonne.

Du kennst dies Fest oder ähnliche, italienkundiger Leser? Und du verzeih, schönheitssinnige Leserin! Wenn ich nicht die Unerschrockenheit unserer verwöhntesten Rompilgerinnen so oft erprobt hätte — im Ghetto, in den unmöglichsten Osterien Trasteveres —, ich würde es nicht wagen, dich dahin zu führen, wo es den fürchterlichsten Bauernkampf der Welt, ein allgemeines Wettessen, gilt in — Spanferkeln. Muse der italienischen Reisebeschreibungen deutscher Zunge, verhülle dein Haupt! Ich muß meine Leser an die Alleen von gebratenen Schweinchen erinnern, v o r dem alten Steinhaufen von Grotta Ferrata und d r i n n e n im Burghof Julius' II.; an die knoblauchduftenden Wagenburgen: Kauende darauf, Wiederkäuende davor; an die Tausende und aber Tausende von fettglänzenden Zähnen, welche das grauenvolle Werk der Vernichtung einer ganzen Schweinegeneration geräuschlos vollziehen (und zwischen denen auch Tonino ruhmlos geendet hat, ein Atom in diesem allgemeinen infernalischen Zermalmen); dazu Mieder von allen Farben und Dimensionen über den Krinolinen, aber alle mit Broschen besteckt, als ob so ein Busen ein Nadelkissen wäre in einem Goldschmiedsfenster; oder vollgestopft wie ein Wandschrank mit Glasblumen, Knäueln, Semmeln, und die heilige Agathe, die das angeht, mag wissen, mit was allem. Dann die ungezählten Krüppel und Bresthaften, die mit ihren Schaustellungen alle Besitzer anatomischer Kabinete von jeglicher Konkurrenz ausschließen; Campagnolen mit ziegenfellbekleideten und Ciocciaren mit umwickelten Beinen; römische Elegants, verstaubt, verfettet, mit blauen Handschuhen und roter Krawatte (denn die modernen Quiriten tragen die Toga auch außerhalb der Stadt); Esel und schwarze Campagnapferdchen, unbeschlagen die buschigen Hufe, mit langen Mähnen, die Schwänze auf dem verbrannten Boden nachschleppend, ge-

räuschlos wie Katzen. Alles eilig und durcheinander, als wenn es gälte, den babylonischen Turm zu bauen.

Ich selber war voriges Jahr mit ganzem Herzen dabei, ich mag heute sagen, was ich will.

In der Frühe hatte es denen von Ariccia sogar geschienen, als ob ich nicht eilig genug nach Grotta Ferrata kommen könne. Wie der Feuerreiter war ich über Platz und Brücke gesprengt, die Morgensonne hinter mir, meinen Schatten lang vorauf wie ein apokalyptisches Tier, welches mit den Flügeln schlug, so oft ich mit beiden Händen nach meinem Hute griff. Mein Gaul, der bisher ein Herrenleben in der Campagna geführt hatte, war mit mir durchgegangen und blieb erst auf halbem Wege nach Rom vor der albanesischen Postkutsche zitternd stehen, vor welcher er bislang, wenn sie sich in der Campagna begegneten, auszureißen pflegte.

„Das Pferd ist ein Freidenker wie ich, sein Herr," sagte mein Freund Achile ruhig, als er uns, lange nach ihm, staub- und schweißbedeckt vor der alten streitbaren Abtei erscheinen sah. „Es wird vor den Pfaffengesichtern durchgegangen sein, die Euch auf der Brücke begegneten.

„Apropos, Sor Gustavo, ich bin bei der Serafina in Castello vorgefahren, aber sie wollte nicht mit, trotzdem sie ihren ‚Gustavio' wiedersehen und Fleisch essen sollte. ‚Ihr Tonino sei ja nicht dabei,' sagte ich. ‚Eben deshalb,' meinte sie. ‚Es sei auf dem Fest für sie nichts zu holen, da sie nichts hinzutragen habe.' Es wird wenige geben, wette ich, die heute so viel Ueberlegung zusammenbringen, wenn man ihnen einen Platz im Wagen anbietet. Weiber noch dazu!"

. . . Aus den blauen Bergen, über die schimmernde Campagna, endlos lärmen die Stellwagen heran — auch die Römer von heute lieben es, mit Aufsehen und großem Staub zu reisen — wieder einer voll schreiender Kerle von jener Sorte, welche das Taschentuch als Hosenträger benutzt und

Tombakketten auf den großkarierten lohfarbenen Beinkleidern hängen hat, den Hut mit Glasblumen besteckt im Nacken, eine Nelke hinterm Ohr, und mitten unter ihnen zwei römische Nobili, wenigstens Conti, duftend und lieblich wie eine ganze Blumenwiese, alle aber echte, wahrhaftige „Romani di Roma“.

Um mich herum hatte ich bald die ganze römische Ikonographie beisammen. Rasiert oder unrasiert, mit unermüdlichen Kinnbacken, ragen die Büsten hinter Fässern und Tischen hervor; die Männer, wie Bronze in der Sonne glänzend, mit antiken Schädeln und Hälsen; die Weiber alle schöner als ihre Originale in den Galerien, schon weil sie Augen und Zähne haben und gebrauchen, und weil sie beweglicher sind als der kühle Marmor, von der Farbe gar nicht zu reden.

Neben mir mummelt der alte vergnügte zahnlose Großpapa Vespasian an einem Schweinsrippchen.

„Da hilft kein heiliger Anton,“ sagt Vitellius gerade und schenkt ihm ein, daß es überläuft, „heute muß alles knusperig gebraten sein.“

Auch er freilich sieht etwas heruntergekommen aus, seit er Schlächter und Viehhändler ist in Ariccia, aber sein Appetit ist der alte. Und von Hals und Doppelkinn schaut er noch immer herab wie von einer Tellerkrause.

Antoninus Pius bringt gerade frischen Anschnitt.

„Ah, ah!“ sagt er, „Sankt Antonius, du braver Heiliger, wie fett du das hast werden lassen! Da schaut her! Das ist nämlich von meinem Giuseppino. Das gute Tier bringt es wenigstens auf zehn Scudi heute. Es wurde aber auch Zeit. Alle Tage Kontravention. Denn Achile, den die modernen Ideen angesteckt haben, will die Schweine nicht mehr auf dem Korso dulden.“

Achill, der souveräne Freidenker, der gebildete Achill, der Wortführer im Gemeinderat von Ariccia, der mit Signori Gastfreundschaft hält (wie mit mir), Achill lächelt dazu wie

unterm Lorbeerkranz hervor, schön wie Lucius Verus, der ewig Frisierte. Und wenn er seine rationalistischen Witze und gotteslästerlichen Spöttereien vorbringt, produziert er sein klangvolles Römisch wortweise und selbstgefällig, wie ein Professor der Magie seine blendenden Apparate.

Zwischen den Schultern der Männer sah ich hin und wieder den „getupften Checco“ mit den großen Augen und dem schmerzlichen Zug des Tiberius. Ein Naturfreund mit hoher Tüte auf dem breiten Haupt, die er mit Bindfaden umwickelt und mit Mohnblumen über und über besteckt hatte. Ein Stieglitz saß oben darauf und schlug mit den Flügeln, so oft sich die spitze Mütze bewegte. Checco spielte Karten — mit Karten, die er wahrscheinlich aus Torlonias Ausgrabungen, bei denen er arbeitete, entwendet hatte wie so manches andere, was seinen Kennerblick reizte — mit Karten, welche vielleicht bereits die Glücksgöttin korrigiert hatten, als hier der ferentinische Hain noch ragte, und deren Bilder zu erkennen man seine Eulenaugen haben mußte. Er spielte ganz lässig; nur die Blicke des braunen Ciocciarenmädchens, welches er mit sich herumführte, funkelten unter dem weißen Kopftuch. Er war ein hübscher, zu allem brauchbarer Junge, handelte mit Antiken, fertigte Vogelpfeifen und Netze, lief nach Cori, um mir geschmuggelten Tabak zu holen, spielte und sang bei jedem Ständchen; er verstand es vortrefflich, „aus anderer Leute Eiern Pfannkuchen zu backen“, war zu allem zu brauchen und nie zu erwischen. Heute vor Tag hatte er den Dreijährigen, den ich ritt, in der Hürde Achills angeschlichen und müde geängstigt, bis er sich den Halfter anlegen ließ. Sein Mädchen hatte den Arm in den seinen gelegt und sah nur zu ihm auf von den Karten, die er auf den Tisch warf.

Ueberall goldenes Licht und goldener Wein, die Gemüter erhitzend und blendend; überall klingt und singt es in jener

pomphaften Musik, welche man die römische Sprache nennt; überall glänzende Augen, große Gebärden, überall Lust, Leben . . .

Da schreit eine Weiberstimme herzergreifend auf, erschreckend, daß selbst der Lärm gerinnt. Einen Augenblick, und er setzt sich in Bewegung um. Die Menge öffnet sich drüben, einen Mann durchzulassen, und schließt sich wieder, dichter und dichter. Die spitze Mütze mit den Mohnblumen ist verschwunden; der Vogel, der darauf balancierte, flattert ängstlich über dem Tisch, bis eine Hand ihn niederschlägt. Auf dem unruhigen Meer von Köpfen schwimmen zwei Federbüsche daher wie die Rückenflosse des Hais, wenn ein Mann über Bord ist: die Carabinieri kommen. Sie schaffen Platz — was gibt's? Mein Gott, nichts als einen Messerstich! Checco liegt im Blut, sein Mädchen schreiend über ihm.

„Sie sind wie das Vieh, diese Kerle,“ sagt Achill verächtlich, „das Messer sitzt ihnen so lose wie der Rosenkranz. Sie sind Tiere in Kleidern und Stiefeln. Um fünf Soldi geht der eine unter die Erde und der andere auf die Galeren.“

Allerdings Achill konnte davon mitreden, denn von seinem eigenen Zorn wäre manches zu singen. Und am ganzen Tisch saß schwerlich einer, für dessen Messersicherheit er Garantie übernommen hätte.

„Schade um den lustigen Jungen,“ sagt einer.

„Was liegt an dem Zigeuner!“

„Er wird falsch gespielt haben.“

„Kann sein. Aber der Alte bei ihm, der ihn gestochen hat, ist sein glücklicher Schwiegervater, morganatisch versteht sich; das Mädchen lief dem Checco nach wie der Köter, der da herumwinselt, und so hat er sie mitgenommen. Er hielt es stets mit allerlei Unvernünftigem, das an seiner Armut mitfraß. Heute früh ist der Alte gekommen — um ihnen seinen Segen zu bringen natürlich —“

„Und der ist dem Checco zu Herzen gegangen. Gleich hinterm Schlüsselbein geht er hinab. Ein Kapitalstich."

Die Carabinieri schaffen den Checco und sein Mädchen beiseite, den anderen das mitleidige Publikum. Ein jeder weiß ja, wie lose das Messer sitzt. Den kläffenden Hund treten beide Parteien.

Checco aber ist gut getroffen und bereits hinüber in jenes dunkle Land, wo auch seine Eulenaugen nichts mehr sehen. Andere sitzen auf seinem Platz in der goldenen Sonne, und Wein und Rede fließen weiter in breiten übermütigen Strömen. Es wird voller und immer bunter. Sogar allerlei Fremdes wagt sich ans Licht des köstlichen Tages: verschämte Malerinnen, welche malen, und offizielle Maler, welche Wein trinken; Mönche truppweise, welche den Platz passieren müssen, von der Madonna del Tufo oder vom schimmernden Monte Cavo herab; ein Rudel frischgeschorener Franziskaner in fuchsigen Kutten: wie ein Rattenkönig kleben sie aneinander, stecken die Köpfe zusammen und sehen unsicher die Nase entlang wie Gänse beim Gewitter. Aber niemand achtet heute auf sie. In ihrer Obhut junges Seminaristenvolk, brennend rot gekleidet, drei davon beritten. Warum nicht! In dieser zinnenbewehrten Abtei des gewaltigen Kardinals ist Rot eine gute Priesterfarbe und steht auch das Reiten den Männlein Gottes gar nicht übel.

„Warum nicht," sagt auch der bereits citierte Achill; „seit sie Krieg mit uns führen, müssen sie doch auch Kavallerie haben. Uebrigens ist das so ein Reiten! Der eine Gaul von den dreien ist älter als der ewige Vater, und die anderen zwei — nun, die beiden alten bemoosten Kapuziner wären mir lieber zum Aufsitzen."

Hier und da einer der schwarzen Herren aus dem aufgehobenen Basilianerkloster von Grotta Ferrata, unansehnlich, mager und hastig wie eine versprengte Feldmaus bei Glatteis,

ein freudloser schwarzer Fleck in all der Farbe. Man muß dabei an die schwarzen gewandten Schweinchen denken. Auch sie hatten es gut bei den Gevatterinnen, und nun schwitzen sie dort an den Spießen ihr Fett aus.

„Ja, ja,“ sagt mein Freund Achill, der neben mir mit seinem Spanferkel fast fertig ist, „die schönen Zeiten sind auch für diese schwarzen Hausfreunde und Gottesknechte vorüber, wo noch der Apotheker von Marino in einem Jahr und für diese einzige hochwürdige Abtei sechsundneunzig Scudi ‚purgandi causa‘ in Rechnung setzen konnte.“

Heute fließt nur der fettige Dampf, an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnend, melancholisch zwischen den Kastanienzweigen, um die Zinnen und ins Refektorium des alten Rovere-Palastes, der wie eine blamierte Feudalburg trotzig aus dem grünen Weinland aufragt und doch nur ein säkularisiertes Kloster ist, in welchem einige geärgerte Mönche (darunter der Bruder Küchenmeister) das Gnadenbrot (ohne Schweinebraten!) essen. Zwei Glocken bimmeln hungrig von drüben, eine dritte zetert vom Flecken her — „wie eine Frau, die ihr Mann eingesperrt hat, als er zum Feste ging,“ sagt Freund Achill — heftigeres Glockenzerren von der Abtei herüber, Schießen, Kreischen, Fluchen, Morra, Hitze, Staub, Pulver- und Fettdampf, und der häßliche schwarze Fleck auf den Steinen, an dem der häßliche kleine Hund schnuppert und winselt trotz aller Fußtritte, der schwarze Blutfleck mitten in all der goldenen Sonne — kennst du das Land?

4. Den Göttern heilig.

Nemi! Gib deiner Phantasie die Sporen, verwöhntester aller Leser, und halte dich an meiner Seite.

Hier, von Norden her, betritt die Seewand kaum der Fuß eines Köhlers. Für uns allein in der gewaltigen meerüberglänzten Runde enthüllt sich dies blendende Wunder, zitternd unter deinem Blick, wenn du vom Mons Albanus her auftauchst aus den brunnenfeuchten Hohlwegen des Buschwaldes. Jetzt, um diese Mittagsstunde, regt sich nichts Sterbliches, nichts vernimmst du. Kein Häher schreit, kein Segelfalter flattert über der Tiefe, keine Fliege blitzt in der Sonne, keine Grille bewegt die Halme. Nur die erdrückend herabquellenden Lichtfluten, die sich spiegeln und baden, derweil der große Pan schläft, lassen das Meer wie ein weißes Feuer auflodern, über welchem der lichte Frühlingshimmel hochhinauf erbebt. In großen Linien zieht das blaue Gebirg daher, auf seinen Kuppen einsame Städte, uralt pelasgischer Gründung, die Stirn dem luftbewegenden Meere zugewandt. Um dich her, in weiter, waldumschlossener Arena, Basaltblöcke und Lavaschlacken unter dem glashellen Grün einzelner Kastanien. Und vor dir, zu unseren Füßen, senken sich die flimmernden, lechzenden Wände steil gedrängt hinab bis in die Schatten der Tiefe, welche der See der scythischen Diana füllt, starr und düster wie Eis — in all der Sonne. Hierher hat sich die jungfräuliche Göttin verborgen vor dem Christengott.

Pocht dir das Herz nicht? Zwar der große Pan schläft — aber mit traumwachen blinzelnden Augen. Du siehst das Meer aufglänzen: dort landeten das Gold und die Götter der

ganzen mittelländischen Welt für die einzige Roma. Jetzt rauscht es aus der Tiefe: das sind die nimmergestillten Thränen der Egeria, die noch als lebendige Quelle ihren toten König Numa beweint. Ueber den See gleitet wie ein Erröten perlmutterfarbenes Schimmern, und du ahnst den Genius des Ortes, wie er drunten in den menschenvergessenen grünen Badekammern uralter Eichenkronen die jungfräuliche Flut lächelnd mit silbernem Fuße streichelt. Du hältst den Atem an, jetzt, da unser Saumpfad, zwischen Hain und See der Diana, dich gegen die Felsplatte führt, wo einst Orest, mit Iphigenien aus Tauris flüchtig, das Bild der blutigen Göttin aufgestellt hat zu neuem Kult. . . . Noch einen Schritt — jetzt steigt es hinter den Lavablöcken empor schlank und farbig in das schwimmende Licht des Himmels: ein Turm und ragende Mauern wie die eines Tempels . . . Nemi! — Daneben stürzt die Wand, blüht das Gehänge, dahinter steigt die Campagna aus der Tiefe, und das ist grün und schwefelgelb und von allen Farben, die es gibt, und frech dazwischen ein ganzes Feld von rotem Mohn, sonnedurchschienen, und quer hindurch in unmöglicher Höhe das Meer, bestrahlt von der Sonne Homers, das silberne Meer, in welchem blau das Kap der Circe schwimmt, wo die Aeneis an die Odyssee grenzt. . . .

* * *

Das imponiert selbst einem Esel, dachte ich, als das schwachbeinige Geschöpf, welches mich zum Fest nach Nemi trug, bei dem scharfen blendenden Abstieg plötzlich wie anbetend auf die Kniee fiel. Aber in demselben Augenblick ward ich auch gewahr, daß kein centaurischer Gastfreund mich trug. O weh, die alten Götter sind längst gestorben, und Egeria treibt die Mühlen des Fürsten Orsini. Hier ragt kein Marmor, glänzt kein Erz mehr. Keine heiligen Schauer packen dich. Das Nemi, welches wir betreten, ist völlig entgöttert, Freund!

Kein räuberischer Priester trat mir entgegen, bereit, mit dem Schwert seine sorgenvolle Pfründe zu verteidigen und zu bereichern. War dies das Heiligtum der Diana oder der Circe? Seit wann zählte auch die Sau zu den heiligen Tieren der jungfräulichen Jägerin? Vier lagen mitten im Weg zwischen den gedrängten schwarzen Hütten, den Nachkommen eines Dianatempels. Sie sahen mich an und grunzten freundlich. Gewiß, ich war diesen lieben Tierchen schon häufig begegnet, die hier so zierlich klettern wie nur die Ziegen. Ich schätzte ihre unleugbare Aehnlichkeit mit den hochbeinigen blanken Abbés, die jetzt fast ganz verschwunden sind, und wußte, daß sie dieser dem Frost erlegenen Blüte des Weltpriestertums an Höflichkeit und Gewandtheit nichts nachgeben. Aber heute und in dieser Enge ahnte mir Gefahr für meine Frischgewaschenen. Ich war verloren, wenn sie aufstanden und an mir vorbei wollten.

Ich kannte diese wohlwollenden Tierchen noch lange nicht genug. Sie winkten, lächelnd über meine Sorge, mit dem Schwanz und blieben still liegen, als ich, meinen Esel am Halfter, über sie hinwegtrat. Aber bei aller Wertschätzung haben sie doch nichts, was an den Dianenkult erinnert. Auch Carluccio nicht, der Wirt von Nemi, obgleich er ein Räuber und sein Sohn ein Priester ist. Sie lachten beide und freuten sich sehr, als ich dem Alten meine Verwunderung darüber aussprach, ihm noch immer hier und nicht im Busch oder auf der Landstraße zu begegnen.

Indessen gab er mir, was er hatte: einen Lammsbraten mit grünen Erbsen. Die Festgäste aus Rocca di Papa bekamen nichts. ‚Den Braten habe er für mich aufgehoben,‘ sagte Carluccio gleichmütig. ‚Ihnen könne er natürlich keine Fremdenpreise machen, der Halsabschneider,‘ meinten die Roccheggianer.

„Wir sind über den Berg gekommen, Herr,“ sagte einer

von ihnen, der wie die meisten anderen nur aus Bart und Augen bestand, wie ein Romanbandit; „stellen Sie sich vor: wir sind herübergekommen, um diesem Steinhaufen oder doch seinen Patronen Sankt Philippus und Jakobus die Ehre zu geben. Außerdem spielt unsere Musik hier. Natürlich wollten wir nun auch essen wie andere Christenmenschen. Jawohl! Er, dieser Kerl von Wirt, dieser liebe Carluccio — ja, lach nur — er saß da, fett wie eine Schweinswurst, und stopfte sich voll, daß er nur so glänzte. Er habe nichts zu essen, sagte der kauende Schurke. Das da sei für ihn und seine Familie. Heute sei ihr Fest und nicht unseres. Und dabei roch es noch nach allerlei vom Herd her, z. B. nach dem Lammsbraten, den er Euch aufgehoben."

„Natürlich," sagte Carluccio vergnügt, „was verdien' ich denn an euch hungrigen Italienern? Da eß ich meine Sach' doch lieber selbst."

Während der erste Schwarzbart mit allem Weiß, was er in den Augen hatte, den Himmel um Barmherzigkeit für einen solchen Wirt anzuflehen schien, sagte ein zweiter gerade so schwarzer:

„Sehr nette Leute hier. Erziehung, Gastfreundschaft, weiter Horizont. Denkt Euch, Herr, wir fragen ihn also, den Carluccio: ‚Kannst du uns irgend etwas bereiten?' — ‚Eh, wenn ihr's zahlt,' sagt er, ‚kann ich Maccheroni aus Genzano holen lassen. In zwei Stunden kann einer um den See laufen.' Es interessiere ihn übrigens durchaus nicht, wo wir blieben und ob wir wiederkämen. . . . Wir konnten also selbst einkaufen gehen. Zum Schlachter zum Beispiel. Und der? O, schön! — ‚Hm,' sagt der, ‚ich hätte wohl ein Böcklein.' — ‚Schlacht es also.' — ‚Ja, wieviel wollt ihr davon?' — ‚Eh, einen Braten! Die beiden Keulen etwa mit dem Nierstück.' — ‚Nein, wenn ihr's nicht ganz nehmt, kann ich nicht schlachten.' . . . Ich danke! Wir gehen also, versteht Ihr,

zum Pizzicarolo. ‚Etwas kalten Aufschnitt, Gevatter.‘ — ‚Aufschnitt? Eine Wurst könnt ihr haben, ganz heißt das natürlich, pfundweise kann ich nichts hergeben.‘ — ‚Käse auch nicht?‘ — ‚Doch, der ist da.‘ — ‚Für zwanzig Soldi also.‘ — ‚Nein, ihr müßt ihn schon nehmen, wie er ist; wer weiß, wann ich den Rest verkaufe.‘ ... Stellen Sie sich vor, Herr! Aber was wollen Sie. Wir haben die Wurst und den Käse gekauft. Bitte, wollen Sie sich bedienen? Ohne Umstände!“

„Haben Sie das Rennen heute gesehen?“ fragte der erste Bart; „wie in Rom, ja. Nur daß hier, wie bei uns in Rocca, Treppen sind anstatt der Straßen. Also nach der Messe heute mittag begibt sich der Bürgermeister mit den Assessoren (die beiden rotröckigen Lakaien, die ihn sonst begleiteten, haben das Papsttum nicht überlebt) zu den ‚Frati‘ hinauf, wo die Barberi ablaufen. Wir machen ihm natürlich Platz wie kaum den Pferden, wenn sie daherkommen. Nun soll er geruhen, das Zeichen zu geben, nämlich ein Hoch auf die Stadtheiligen. Es wird also still, als wenn Fra Fazio auf die Kanzel steigt und sich den König von Italien hernimmt. Jetzt legt der Herr Bürgermeister dem Capobarberi, der dem Abrennen vorsteht, verabredetermaßen die Hand auf die Schulter und schreit: ‚Viva San Pippe! ... halt! halt!‘ Jawohl halt! Das Seil ist einmal gefallen, und die geängstigten Tiere brausen ins Gedränge hinein, die engen Treppen hinunter; alles brüllt: ‚San Pippeee!‘ und macht Platz. — ‚Halt, halt!‘ schreit Se. Exzellenz noch immer hinterdrein, ‚haalt! Zum Teufel, San Giacomo fehlt ja noch!‘

„Jawohl halt! Halt einer die Pferde! Selbst wenn sie das Jammern ihres Bürgermeisters noch gehört hätten. Was geht die Pferde San Giacomo an!

„Ja, dies Krähwinkel! Das ganze Gebirge neckt sie aber auch, müßt Ihr wissen, diese Nemesen. Nicht wahr, Don Carluccio?“

„Ganz, wie es dir Spaß macht."

„Ganz, wie es dir Spaß macht," wiederholte jener näselnd. Warum sprecht ihr nur alle so durch die Nase?"

„Wieso sprechen wir alle durch die Nase?" fragte der alte Carluccio unvorsichtig.

„Natürlich," sagte der andere. Und zu mir: „Sie müssen nämlich wissen, daß die Mutter derer von Nemi dem ersten Sohn bei der Geburt das Nasenbein einsaß. Und dergleichen vererbt sich."

Die Freude war groß unter den Bauern; aber Carluccio schürte sie nicht wieder. Er kaute achselzuckend weiter, während er frischen Wein brachte.

Und nun hagelten die Geschichten, von denen manche im Eulenspiegel und bei den Schildbürgern nachzulesen sind, andere auf gut römisch das Heiligste zu nahe an das Menschlichste rücken, als daß ich sie deutsch weitersagen dürfte. Eine aber kann sich hier sehen lassen.

„O," sagte der Allerschwärzeste, indem er mir einschenkte, „da weiß ich auch noch eine schöne. Nämlich, die von Nemi treiben, wie jedermann wissen wird, Obstzucht, indem sie Erdbeeren bauen für alle Jahreszeiten, Kirschen, Aepfel, Feigen und andere Früchte zur Reife bringen. Einmal kam nun das Namensfest des heiligen Vaters heran, bei dessen Feier die Nemesen als Leute, die gern sicher gehen, natürlich nicht fehlen wollten. Sie beschlossen demnach, daß der Capo popolo oder Priore (wie sie in päpstlichen Zeiten den Bürgermeister nannten) mit seinen Assessoren und dem Pfarrer, versteht sich, als Gesandtschaft nach Rom gehen und Nemi prächtig vertreten sollten. Der Herr Pfarrer war sehr einverstanden und lobte diesen erleuchteten Beschluß. Indessen konnte er ein Bedenken nicht zurückhalten: ‚Wir können doch nicht mit leeren Händen zum heiligen Vater kommen,' sagte er, ‚das ist gegen die Etikette der apostolischen Paläste. Was aber schenken wir ihm?' —

‚Ja, was schenken wir ihm, was schenken wir ihm? Schenken wir ihm von unserem unvergleichlichen Obst.‘ — ‚Richtig, bravo, von unserem unvergleichlichen Obst. Ah! Ja, das ist allerdings eine Rarität, die man erst mal wieder finden soll auf dieser Welt. Nicht einmal beim Nachtisch Sr. Heiligkeit war sie bisher zu finden! Gott besser's. Also bringen wir ihm ein Körbchen Feigen.‘ (Ausgesuchte Feigen aus Nemi, ich bitte, stellen Sie sich vor!) Gut. Sie legen also ihr halbes Dutzend (was thut man nicht alles um einen so herzensguten heiligen Vater!) vorsichtig in einen Korb (den der Herr Pfarrer wieder mitzubringen versprach), setzen sich in Gevatter Bazzas Arche und fahren so stolz nach Rom wie nur je eine Gesandtschaft. Unterwegs treffen sie natürlich die Sonne, und es währt nicht lange, so kommt auch der Durst darüber zu, und der Reverendo sagt: ‚Sollten wir nicht einmal nachsehen, ob die Feigen auch frisch bleiben und sich nicht drücken? Was meint ihr? Ecco — da sind sie. Ah, was für Staatsfeigen! Ja, Feigen von Nemi! So was sah die Welt noch nicht. Essen wir eine? Was? Respekt vor dem heiligen Vater — tu es Petrus — aber von solcher Rarität sind fünf immer noch genug.‘ Und mit zwei kunstgerechten Schnitten fiel die Feige auseinander wie eine Iris. Vier Stücke, eins für jeden.

„Sie aßen also eine und noch eine — dann kamen sie im Vatikan an. Hier befolgten sie, was die Etikette dieses heiligen Palastes vorschreibt, wie es nur von Männern ihrer Erfahrung und Stellung erwartet werden kann. Sie stiegen barhäuptig und ohne Handschuhe, aber auch ohne Verlegenheit in den goldenen Empfangssaal hinauf, fielen auf ihre acht Kniee und der Monsignore du jour sagte:

„‚Die Deputierten von Nemi, heiliger Vater.‘ — ‚Ah, von Nemi, sagst du! Das freut mich, Kinder.‘ — ‚Und wir haben Ihnen auch was Schönes mitgebracht, Santità, was

Seltenes, was man so leicht nicht zum zweitenmal findet.' — ,Das wäre?' sagt der heilige Vater, ganz neugierig (wie er war) — ,zeig mal her.' Worauf sie ihm mit dem Stolz und der Demut der Gesandten aus dem Morgenlande ihr Körblein entgegenreichten und den Deckel sorgsam lupften, wo denn unter vielen Blättern — eine Nemifeige sich darstellte.

„Der gute Papst, welcher ein tüchtiger Feinschmecker war und bereits in diesem Jahr einen Scheffel der süßesten Feigen geschält hatte, womit ihn die Bischöfe (in partibus) vom heiligen Grabe und anderen geweihten Stätten zu beschenken pflegen, der gute Papst lachte, als er des verschämten Feigleins gewahr wurde, griff aber danach, indem er die Gebärde des Segnens über die Knieenden machte. Dabei sagte er: ,Schön, sehr schön. Das sieht man, daß dies eine rare Frucht sein muß. Aber wie ißt man denn die Seltenheit?' — ,Erlauben Sie mir mal,' sagt unser Reverendo — ,halten Sie einen Augenblick den Korb.' Damit nimmt er dem heiligen Vater die Feige aus der Hand, das Messer heraus und ritsch, ratsch herunter mit der Haut und hinein in den Mund. ,Sehen Sie so, heiliger Vater! . . . Erlauben Sie, den Korb muß ich wieder mitbringen.'

„Und dabei kaute er noch."

Carluccio, dem kein Opfer zu blutig gewesen war, um nur einen Priester in der Familie zu haben, sah, welchen Gang die Unterhaltung nehmen mußte. Er kannte seine Landsleute.

„Geht heim," sagte er deshalb, „ihr habt keinen Respekt vor dem heiligen Vater und der Geistlichkeit."

„O, o," machte der Erzähler, „der heilige Vater kann gern wiederkommen! Aber die Pfaffen soll er zuvor in den bunten Rock stecken und marschieren lassen. Dann sind wir sie los und sie selber können ausfressen, was sie einrühren. Und die Sorte hält nun mal keinen Frieden."

Der ganze Tisch war dieser Meinung. Nur von Sor

Carluccio war das nicht zu verlangen, seit er auf kostspieligere Weise seinen Frieden mit dem Klerus gemacht hatte.

„Der heilige Vater wird ohne euch wissen, was er zu thun hat," knurrte er, „geht eurer Wege. Die Madonna geleite euch."

„Danke, alter Heuchler," sagte einer, „soll sich nicht bemühen; wir finden schon ohne sie über den Berg."

Und die anderen lachten.

Carluccio sagte nichts mehr. Aber er bekreuzte sich von oben bis unten und ging demonstrativ seiner Madonna ihr ewiges Licht anzünden; etwa mit der Miene, als ob dasselbe eben erst vor Schreck über die Gotteslästerung erloschen sei, und nicht allemal hätte feiern müssen, sobald der guten Himmelskönigin die nötigen Fremden abgeschmeichelt waren. Dazu holte er mit viel Aufhebens einen Stuhl herbei, an welchem er ein Schwefelholz anrieb, und suchte damit das verstaubte Bild zu erreichen. Es hing über dem Thürbogen zwischen Küche und Pergola. Aller Augen folgten ihm.

Aber Carluccio mochte mit seinem Span in der Lampe hin und her fahren, soviel er wollte, einige tote Fliegen hätten wohl gebrannt — Docht und Oel gab es keines. Daß dies aber selbst zu einer heiligen Leuchte gehört, war dem eifrigen Bekenner entfallen, seit er die ewige Lampe das letzte Mal versorgt hatte.

Ganz Rocca di Papa begrüßte sein Herabsteigen mit lärmendem Gelächter, und als der alte Fuchs selber mitlachen mußte, verdrückte er sich ärgerlich in die Küche.

Nur noch einmal erschien er wieder — ganz Biedermann —, als es galt, das Verbrechen einer Rechnung an mir zu verüben, wie selbst ich, dem seine Unverbesserlichkeit seit Jahren Vergnügen macht, sie nicht zusammengeträumt hätte.

„Die Madonna geleite Euch, Herr," sagte er wieder, mir die Stufen zur Thür hinableuchtend — „mit Gott!"

Diesmal schüttelte mein Esel sein schellenverziertes Haupt.

Ich klopfte ihm auf den Hals.

„Du hast recht," sagte ich, „dies Nemi, Freund, ist völlig entgöttert!"

* * *

So ward es Nacht. Die Männer von Rocca samt ihrer Musik waren längst hinter dem Berg, der sich mittlerweile schwarz und himmelhoch emporgereckt hatte. Der letzte Nemese schlief. Nur ich ritt noch am hohen Seerand nach Ariccia zurück, durch die gewaltige Stille, in der kaum einzelne Sternlein zu blinzeln wagten, und gedachte der Vergänglichkeit aller irdischen Götter.

Aber von Zeit zu Zeit blickte ich doch hinter mich. Es war auch gar zu unmenschlich still in der weiten Welt, die immer feindlicher und riesenhafter zu mir aus der Tiefe heraufwuchs.

„Hier hält sich Diana, die jungfräuliche Göttin, verborgen vor den Augen des siegreichen Gottes von Nazareth."

Unerwartet aus dem Dunkel trat der Gedanke vor mich hin wie etwas Wesenhaftes und versetzte mir fast den Atem.

„Krähwinkel, Krähwinkel!" wollte ich laut sagen, aber es ging nicht.

Plötzlich schlug eine Nachtigall so heftig und nahe neben mir, daß mein Esel einen Satz machte.

„Zurück, zurück!"

Was mußte das für eine Nachtigall sein, die so laut zu rufen wagte! Erschrocken dachte ich des Clivus Virbius, den ich hinanritt und der den Pferden verboten war: Hippolyts wegen, und Hippolyt, den Aeskulap zu neuem Leben erweckt hatte, herrschte unter dem Namen Virbius in Ariccia. Gott sei Dank, daß ich nur einen Esel ritt!

Im Gebüsch überm See hatte die Nachtigall geschlagen

— ich sah lieber nach der andern Seite. Dort dehnten sich die Pontinischen Sümpfe, die Campagna — voller schwarzer großer Flecken.

„Völkerblut," sagte eine Stimme in mir ganz hörbar.

„Gehölze, Buschwälder," verbesserte eine andere mit sehr ungewissem Ton.

Ich sah weg und wieder hin. Der Buschweg unter mir führte den stolzen Namen Appia. Aus dem Volskischen her dehnte es sich wie Staub ziehender Legionen, an der Stätte hin, wo einst Corioli gestanden haben muß.

„Sumpfnebel, Sumpfnebel," dachte ich und schlug meinem Esel die Hacken in die Weichen.

Die letzten Formen und Farben verschwanden, unheimlich schnell. Land und Meer schlossen sich zu einer dunklen Wand zusammen. Eine einzige riesige Linie beherrschte das All und trennte majestätisch die leblosen Massen von Himmel und Erde.

Jetzt hob es sich aus dem Meer.

„Wolken!"

„Nein, ein gewaltiges Haupt, silberbehelmt!"

Wieder schmetterte die Nachtigall neben mir am See, und als ich bestürzt vom Wege ab hinter das fahlblühende Ginstergebüsch lenkte, da begann der Himmel zu erglänzen, und auf dem albanischen Berg erschien in blendender Nähe Diana, die milde Diana, und schritt leuchtend über den Himmelsbogen. Um mich her ward es lebendig von vielgestaltigen Schatten, in Hain und See leuchtete es weiß, wehte es wie Schleier, quoll es wie Opferrauch, und Nemi streckte sich über den Waldsee hinaus, der Himmlischen entgegen, als ein Weihgeschenk, das unter dem freundlichen Blick der Göttin wie Erz und Marmor schimmerte.

Sie aber schritt geradeswegs auf mich zu, als wollte sie sagen: „Wir beide kennen uns. Du bist weder ein Lauscher noch ein verfolgungssüchtiger Christ," — strich mir die letzte

Befangenheit von der Stirn und lächelnd sah sie mir ins Auge, das ich zu ihrer unverhüllten Schönheit aufhob.

Noch immer schlug und jubelte die Nachtigall — oder war es die Flöte Pans?

Ich wenigstens glaubte wieder an Götter und Heroen.

---

5. Achill u. s. w.

Ich hab' es abgeschworen, wieder durch Ariccia zu reiten, es mag noch so früh am Morgen sein. Die Gastfreundschaft halte ein anderer aus!

Komm' ich, und sei es wie neulich mit den ersten schrägen Sonnenstrahlen, ins Neapolitaner Thor, so sitzt dort zum Beispiel mein Sor Davide, seinen warmen Semmeln gegenüber (den Laden besorgen die Weiber) im Schatten auf einem kühlen Binsenstuhl und sagt:

„Ah, mein Lieber! Diese Ueberraschung! Wie geht's, Sor Agustavio mio? Und wie sieht's in Rom aus? So, Sie waren ebenfalls nicht in der Stadt. Genehmigen Sie ein Gläschen Roten! Aus meiner Vigne dort unten, Sie wissen schon, an der Bahn, wo wir voriges Jahr mit Achile — waren Sie schon bei ihm? — die Beccafichi schossen. O, Mariù! Einen Liter Roten, frisch aus der Grotte! Aber eil dich oder ich trete dich in die Guitarre."

Und ich muß mich zu ihm setzen und von der wunderbaren Ernte oder über die Aussichten der veranschlagten Pferdebahn mit ihm schwatzen.

Und nun die lange Straße bergab, die mit Papierfähnchen beflaggt ist, wie zu einem Einzug. Aber die Zweien, Dreien und Vieren darauf bedeuten nur den Preis des Weines, den andere Leute dort zahlen, auch für dich zahlen, wenn du eintrittst und nur halbwegs bekannt bist.

Richtig. Gleich an der nächsten Ecke hält mir einer die Hand und sein volles Glas entgegen.

„O, Sor Gustavio, vuol favorire!“ Und damit bestellt der Jemand einen weiteren Liter.

Jawohl, protestieren, danken. Wer mag gegen die einfachste Sitte verstoßen oder stolz thun? Ich nicht. Und nun gar mit dem schlechten Gewissen, sich weder des Namens noch der Persönlichkeit des freundlichen Spenders zu entsinnen.

„Wißt Ihr nicht mehr . . .,“ sagt mein Gegenüber.

„Aber natürlich . . .“

„Wie Ihr noch in Ariccia wohntet, an der Ecke vom Platz, an der Neapolitaner Brücke? Und ich kam zu Euch hinauf und fragte, ob Ihr nicht die Fremden da unten durch den Busch führen möchtet, denn auf der Straße wollten sie nicht reiten? Das war ich. Sora Maria — ihr Mann, der Tischler, ist inzwischen tot, die gute Seele — Sora Maria sagte: Geh, frag mal Sor Agustavio, wenn der nicht will, — wir anderen reisen nicht in der Welt herum. Und nun gar in der Macchia. Von uns findet sich keiner da drinnen zurecht, seit es mit dem Brigantaggio hier herum vorbei ist. Und Ihr gingt und nahmt mich mit. Ihr sagtet, der Weg sei ausgewaschen und scharf seit dem Regen, und weil zwei Damen dabei waren, deren Tiere man führen mußte.“

„O, caro,“ sagte ich, „Cesare, was?“

„Cesare Napoleone Bassi, zu dienen, Sor Gustavio. Und wißt Ihr noch, die Forestieri hielten Euch für einen Fremdenführer, und als Ihr in Nemi mit Carluccio um das Essen handeltet, glaubte die alte Dame, daß Ihr mit ihm unter einer Decke stecktet. Und die Gesichter dann, als Ihr für Euch und mich zahltet und Euch in ihrer eigenen Sprache verabschiedetet . . .“

Endlich, Gott sei Dank, komme ich los. Auch dieser möchte noch wissen, ob ich schon bei Achile war, ob ich gehört habe . . .?

„Alles, alles,“ sag' ich, nur um fortzukommen, und steige auf.

Aber ich muß mir noch schnell zwei Bücher von ihm leihen, auf die er stolz ist, die er selbst aber leider nicht lesen kann: eine Chronik von Ariccia, von der er weiß, daß nur fünf Exemplare existieren, und eine spanisch-lateinische Grammatik. Es geht nicht anders ohne ihn zu beleidigen.

Vorwärts! Nur noch fünf Häuser; allerdings ebensoviel Osterien. Aber soweit ich mich erinnere, kenne ich hier niemanden mehr. Noch fünf Häuser und wir haben überwunden, der Esel und ich. Denn das brave Tier läuft Schlittschuh, und wie ein Anfänger, auf dem Lavapflaster des Corso Vittorio Emanuele ... Jawohl!

Zwei Thüren weiter lehnt der Herausgeber, Drucker und Setzer des „Avvenire del Lazio“, welches alle acht Tage in Ariccia erscheint, und sammelt vielleicht Notizen.

„O, Sor Gustavo! Wie geht's? Auf ein Glas Wein!“

Was hilft's!

Drinnen in der Osterie des Gevatters Beppe steht der Postino, der Ueberlandbriefträger, und reicht mir sein Glas zum Bescheidthun. Das ist nun einmal Sitte. Dabei erzählt er mir die Krankengeschichte seines Sohnes, auf dessen Haupte jedes Haar bereits einen Soldo koste, während die Familie verhungere. Und das Unglückskind steht dabei, trocken noch dazu. Ich kann doch dergleichen nicht mitansehen und bestelle einen Liter. Jawohl! Der Arme läßt ihn aufschreiben. Der Wirt nimmt mein bares Geld nicht. Es geht nicht.

Inzwischen bestellt der Kollege für die Zukunft Berglatiums vom Besten, zu fünf Soldi, und schwenkt die Gläser aus. Aber während du dich in der kühlen Erdhöhle wenigstens deiner Verborgenheit freust und dir von dem Kollegen einen tödlichen Artikel an Benedetto Cairoli, den schlaffen Pentarchen, den „Exrepublikaner und Vetter des Königs“ vorlesen läßt, in

welchem die blutigen Geister seiner für die Freiheit gefallenen Brüder auftreten, — während dessen beschäftigt sich ein Bettler, dem du in unbewachter Stunde einmal einen Soldo geschenkt hast, damit, die Freudenmähr deiner Ankunft durch die Stadt zu tragen. Und nun kommt einer nach dem andern. Jeder von ihnen kann und muß einen Liter zahlen. Nur der Fremde nicht — chè; was fällt dir ein! Das wäre noch schöner! Und alle reden sie von Achill und wundern sich, daß ich nicht zuerst bei ihm war. „Ich reite ja nur durch.“ „Gleichviel. Wenn man einmal in Gastfreundschaft steht . . .“

„Ja so,“ sagt der Zeitungsmann und zieht ein anderes Blatt heraus, — „ich habe Euch nur den zweiten Artikel vorgelesen. Und Ihr kennt den ersten noch nicht! Hier: ‚Man schreibt uns . . .‘ “

Achill war zornig, und mit welchem Recht! Ein jeder wollte mir den Zorn des Peliden singen, aber sie schrieen alle durcheinander, bis Temistocle, der Redakteur, das Wort behielt, denn er hatte es gedruckt vor sich. Wie man dem „Avvenire“ berichtete, hatte Achill in der letzten Gemeinderatssitzung eine seiner stupendesten Reden gehalten und mit seinen verblüffenden Geistesblitzen die Wogen des Aricciner Patriotismus erhellt und hoch erregt.

„Mitbürger!“ hatte er nach dem „Avvenire“ ausgerufen, „Mitbürger, hier erhob sich einst eine Stadt, eine freie Stadt, welche der Tyrann Tarquinius Superbus dermaßen fürchtete, daß er ihren, unseren freisinnigen Sprecher (den Achill von damals, fügte der „Avvenire“ hinzu), daß er den Tullus Herdonius ermorden ließ. Unter unseren Mauern fiel Aruns Porsenna, als er die Unabhängigkeit und Größe dieser Stadt bedrängte, und noch heute verunreinigen die Hunde sein Grabmal. Hat nicht einer von uns den letzten Savello erschlagen und haben nicht unsere Väter seine Zwingburg vom Boden verschwinden lassen?“ (Cesare Napoleone Bassi wies schon

zum drittenmal heimlich auf die Chronik neben mir.) „Gut, seht hin, diese edle und großherzige Stadt ist heute ein Dorf, ein jämmerliches Nest, welches nicht einmal ein Caffè hat! Keiner unserer Mitbürger besitzt, wie es scheint, Vaterlandsliebe, Gemeinsinn genug, um ein solches Wagnis zu beginnen.“ Deswegen war sein Antrag, das Risiko auf den Gemeindesäckel zu übernehmen und von Stadt wegen ein Caffè aufzuthun. Die Kosten schlug dieser ebenso originelle als liberale Kopf vor, durch ein Gesetz zu decken, wonach in Ariccia alle nicht standesamtlich getrauten Frauen als Mägde oder Haushälterinnen zu versteuern wären. (Stürmischer, langanhaltender Beifall. Der Redner wird von allen Seiten beglückwünscht.) Dann war der Antrag Pizzicanella (so heißt Achill mit Familiennamen) einstimmig angenommen, ein Fall, der in den Annalen des Senatus Populusque Aricinus unerhört war. Und nun hatte der Präfekt, eine Kreatur dieses Ministeriums von verkappten Reaktionären und Zentralisationsmännern, ein spezieller Freund Cairolis, den Posten gestrichen und an den Rand geschrieben: Wer in Ariccia Kaffee trinken wolle, möge ihn sich getrost selber kochen! ...

„Also nieder mit dem Präfekten und lassen wir Achile leben,“ sage ich mit dem Todesmut der Verzweiflung. — „Trinken wir noch einmal, aber dann heißt es ‚Trab‘. Glaubt ihr, daß ich mir später den Sonnenstich holen will? Abasso il prefetto! So, und nun auf Wiedersehen! ...“

Allerwunderthätigster San Gaetano steh mir bei! — Auch das noch! Misericordia! Wie ein Geist vor ein schlechtes Gewissen tritt in diesem Augenblick eine breite, bekannt bewegte Gestalt in die Thüröffnung. Ihr Schatten fällt mir direkt auf die Seele, als sie sich über die Stufen vorbeugt, um in dem Dunkel besser zu sehen. Der Gastfreund von Korinth! Er, Achill, der gereizte, zornige. Und nun war ich gar in Ariccia eingekehrt, ohne ihn ...

Richtig, da haben wir's.

„Das hättet Ihr mir nicht anthun sollen," sagt Achill, aus meinem Glase trinkend, — „kommt der Kerl da und sagt: ‚Sor Gustavo sitzt beim Beppe.' Ich zucke natürlich die Achseln. ‚Aber ja,' sagt er, und verschwört sich. ‚Geh,' sag' ich. ‚Wetten?' er. ‚Topp.' Und jetzt hat dieser Neigentrinker ein Baril von meinem alten Wein, von dem elfjährigen, weißt du."

Und dafür zahlt der Gastfreund wieder ein paar Liter, der lachende Gewinner natürlich auch. Lasciate ogni speranza!

Achill war unmutig, aber hielt an sich. Er hatte offenbar keine Lust, auf eine Sache einzugehen, in welcher er verloren hatte. Jede Erinnerung daran that er mit einem verächtlichen Lächeln ab. Indessen — auch einen mißtrauischen Blick auf die Chronik neben mir glaube ich erwischt zu haben.

Aber die Dunkelheit in der Grotte gefiel ihm nicht.

„Wie die Pfaffen im Winterchor!" sagte er, „Beppe, bring eine Lucerna!"

Wie ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, hatte man es neulich zum erstenmal unter allgemeinem Jubel mit Petroleum versucht, aber jeder hatte an der Lampe herumgeschroben, bis sie endlich einem ins Gesicht gesprungen war. Jetzt hatte man — so fortschrittlich man auch ist — mit dieser Neuerung nichts mehr im Sinn.

Indessen, trotz der vier Dochte, die Achill angezündet hatte, hellte sich die Stimmung nicht auf. Da er nicht sprach, sagten die andern auch nichts, sahen nicht gerade aus als dächten sie viel mehr, tranken, starrten auf die blinkende Kellerwand oder auf das rot angeleuchtete Faß im Grunde, oder erinnerten sich plötzlich wieder ihrer Gläser und tranken in tiefen Zügen, wie zur Erholung von schweren Dingen.

Bis Cesare, der einen Bruder in Berlin hatte, anfing, mir verständnisvoll einige deutsche Wörter zuzulächeln, die im

Italienischen zweideutig klangen. Als er dann aber, mir zu Ehren, die liberale Politik Bismarcks zu rühmen anfing (wie man sieht, waren seine Nachrichten nicht die neuesten), sah Achill über die Achseln nach ihm hin und er verstummte wieder.

Dafür aber nahm Achill jetzt selber das Wort. Nach einem Rundblick, den ich mir „nun gebt mal acht" übersetzte, wandte er sich direkt an mich.

Wie viel Prinzen wir hätten, fragte er, mich scharf ansehend.

„Eine Menge!"

„Alle getauft?"

„Und ob!"

Natürlich! Da hatten wir den Liberalismus. Den Erstgeborenen hätten wir ja seinetwegen zu den Pfaffen tragen und taufen lassen können. Aber der zweite mußte doch z. B. beschnitten werden u. s. w. Das wäre simple politische Gerechtigkeit gewesen . . .

Jedermann, der die Seltenheit neuer und überraschender staatsrechtlicher Ideen kennt, wird zugeben, daß es jetzt an mir war, ein Hoch auf den genialen Stadtverordneten von Ariccia auszubringen. Mein Tag war ja so wie so verloren.

Achill aber deckte nun seine Karten auf, als hätte er mit diesem Trumpf gleich beim Ausspiel gewonnen, und ging los ohne irgend eine Gegenkarte auch nur zu bedienen. Er sei der Ansicht, sagte er, Regierung sei Regierung. Eine wie die andere. Sie zum Beispiel hätten nun ihr Italien mit dem alten Agostino Depretis an der Spitze — jawohl! Was heiße das? Politische Verwarnungen, Zwangsaufenthalt, Zwangsaushebung und Steuern über Steuern. Sei das die versprochene Freiheit?

Er glaube also nicht an den Liberalismus unserer oder irgend einer Regierung. Er sei der Ansicht, daß alle, die kämen und dem Volke was vormachten, nur etwas haben wollten. Keiner treibe auf der Welt ein Geschäft andern zu-

liebe. In welchen Rock sie sich dazu steckten, mache für ihn keinen Unterschied. Ob sie nun Humbert sagten oder Leo, Venti Settembre oder unbefleckte Empfängnis, Bruderschaft oder Nationalgarde, Buzzurri oder Caccialepri, das wäre ihm alles eins. Er sei „Freidenker", libero pensatore, und damit holla! Oder wie er sich ausdrückte: „e buona notte!"

Notabene, wenn überhaupt eine Regierung schlechter sein könne als die andere, so sei die schlimmste das Papstkönigtum. Und das war für die Ariccíner leicht zu beweisen. Achill hatte vor seinen Mitbürgern schon zu oft die kostbaren Brückenbauten verspottet, mittels welcher Pio Nono noch im letzten Augenblick die Schienenverbindung mit Neapel zu verhindern dachte. Er hatte ihnen zu häufig auseinandergesetzt, daß sie mit ihren Bodenprodukten an der Eisenbahn lägen (auf welcher auch die dummen Fremden kommen), wären seine Vorgänger nicht so hirnlos klerikal gewesen und hätten den Bahnbau über ihre Feldmark abgelehnt. Was diese falsche Politik noch den heutigen Ariccinern kosten sollte, stand für jedermann in dem Bauanschlag zu lesen, der über den unvermeidlichen Trammwayanschluß an Marino-Rom gerade dem Gemeinderat vorlag. Die Interessen der Bürger waren die Trümpfe in Achiles Spiel. Nein, die geringen Chancen, deren sich hier das Papstkönigtum etwa noch erfreute, waren auch heute wieder leicht abgethan. Achill lächelte dabei nur noch vornehm, als wäre sein in den Nacken geschobener Filzhut eine Mauerkrone. Er war jetzt völlig Signore Bauern gegenüber, der richtige, echte Signore, der den ganzen Tag spazieren geht oder fährt (letzteres, wenn er selbst nach Rom kutschierte, Neuigkeiten, freie Gedanken und Taschenwachskerzchen mitbrachte, kurz den Vetturin machte, der Besitzer von Pferd und Wagen ist, die er führt).

Als der Sprecher hier einen Augenblick abgerufen wurde, benutzte Cesare Napoleone Baffi diese Gelegenheit, um seine

weiteren Meinungen von deutscher Politik anzubringen. Denn Deutschland müsse man heute sagen, nicht Preußen, wie man ja auch Italien und nicht Savoyen sage. Dann entwickelte er unsere Verdienste um die Einigung seines Vaterlandes. Es geschah ihm dabei allerdings, daß er seine Freundschaft auch auf das deutschsprechende Oesterreich übertrug, indem er Wien mit Berlin und beide Staaten verwechselte, aber ich hatte nichts dagegen. Erst später bin ich so weit gediehen, die Grenzen beider Reiche auch für Ariccia festzustellen, die Freundschaft zu Oesterreich aber auf der alten Höhe zu erhalten.

Zum Dank für Cesare Napoleones deutsche Politik hatte ich nichts gegen die antike Herkunft des Geschlechts Cesarini, der Herren von Genzano, oder gegen die 20 000 Bewaffneten, die er aus dem antiken Aricia gegen Rom ins Feld führte.

Von Preußen und Italien kamen wir auf die Erde und den Mond zu sprechen. Der Uebergang ist mir nicht ganz klar, ich weiß nur, daß ich bald mit Flasche und Weinglas beschäftigt war, dem allgemeinen Wissensdrang abzuhelfen und mit diesen primitiven Mitteln — bei denen die Lampe als Sonne diente — die Lehren des Weltgebäudes zu entwickeln, so gut ich mich ihrer aus der Sekunda oder wo ich sonst zuletzt von ihnen gehört habe, erinnerte.

Die meisten, die an der kuriosen Geschichte so oder so Gefallen fanden, schienen bald mit mir einverstanden. Es war die gewöhnliche italienische Leichtigkeit — aber auch Leichtfertigkeit — das fast ohne lange Mittelglieder und Deduktionen zu verstehen, was wir erst nach zehn mathematischen Schlußfolgerungen und zwanzig überwundenen Zweifeln begreifen. Nur Achill, der mittlerweile wiedergekommen war, erklärte mein ganzes System für einen unmöglichen Unsinn. Er lehnte meine Weisheit Satz für Satz mit der einfachen stets wiederholten Frage ab: ob ich dort, das heißt auf dem Mond gewesen sei? Leider mußte ich das verneinen. „Also!“ sagte Achill.

Er glaubte nur, was die Augen sahen.

„Gut, ich weiß noch eine andere Erklärung," fuhr ich fort, „vielleicht paßt Euch die besser. Der Mond, meinen einige Gelehrte, sei eine große himmlische Melone. Wenn sie langsam gelb geworden ist, schneidet sich unser Herrgott Abend um Abend sein Stück heraus zur Erfrischung. Ist sie aufgegessen, läßt er eine andere reif werden. Die grüne Pflanze sieht man nicht im Dunkeln und auf die Entfernung."

Aber auch das paßte ihm nicht.

Es wäre ihm auch ganz egal, schloß er. Der Mond amüsiere ihn, weil er ein Gesicht mache, so — — Und damit versuchte er's unter allgemeinem Gelächter nachzuschneiden.

So war denn auch diese Frage zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt und Achill konnte die erste Gelegenheit ergreifen, um das Quellwasser seiner tapferen Lebensweisheit von neuem auf unseren dürren Acker zu leiten.

Ein Bettler half ihm dazu.

„Gott vergelt's Euch tausendmal im Paradiese," sagte der Alte für ein halbes Brot, welches jener ihm gab, als wenn es nichts gewesen wäre.

„Lieber hier," meinte Achill, „du und ich stünden uns besser dabei."

„Denn," sagte er zu uns gewendet, „mit den Priestern ist es ungefähr wie mit den Regierungen." Und mit dem, was sie uns erzählten, verhalte es sich wie mit meinen Aussagen über den Mond: keiner von ihnen sei im Paradiese gewesen oder bezeige Eile hineinzukommen. Er wenigstens habe noch keinen gesehen, den nicht die Vignen und die Weiber interessierten, — doch gewiß sehr irdische Ware.

Auch von den Heiligen hielt er nicht viel mehr. Schon weil sie meistens aus dieser verd— Sippe der Priester hervorgegangen seien. Unter anderem hatte er für die Wunder der Madonna del Divin Amore da drüben in der Campagna,

zu der gerade alles wallfahrtete, gar nichts übrig. Er hatte keines davon mit Augen gesehen. Nur für die nützlichen Seiten Sant Antonios (der gegen Vieh- und Feuerschaden gut ist) schien er seine Schwäche zu haben, und ich glaube fast, daß er eine kleine Devotion für ihn den Versicherungsgesellschaften vorzog. Ueber alles andere aber war er erhaben. Alles Erfindung, Erfindung dieser Spitzbuben von Pfaffen. Er sei Freidenker. „Und darum nieder mit den Pfaffen, meine Herren! Denn diese Pfaffen, das sag' ich, Achill. . . "

Aber Achill sagte nichts mehr. Eine kleine rundliche Figur tastete auf uns zu, etwas unsicher in dem Zwielicht, aber durchaus nicht scheu.

„O, Don Antonio, bravo bravo!"

„A, Don Antonio! Geruhen Sie hierher!"

„Ein Glas für Don Antonio und andern Wein, frisch aus der Grotte, Beppe!"

Der brave Don Antonio, Kanonikus und Schulinspektor zu Albano, hatte im Vorübergehen meine Anwesenheit erfahren und kam mich zu einer Schüssel Gnocchi einladen, Kartoffelklöße aus seinen eigenen Erdäpfeln bereitet, „den besten in der ganzen Umgegend, nicht wahr, Kinder?" Und wenn ich auch nicht mitging, — er nahm inzwischen ein Glas Wein an. Er klopfte mich auf die Schulter und nickte dankend mit dem eleganten weißen Kopf, als er unseren Freidenker bemerkte, der noch immer dastand mit einer Fußbank in der Hand, um sie dem Herrn Kanonikus unterzuschieben, sobald er geruhen werde sich zu setzen. . . .

„Was wollt Ihr," murrte der Gastfreund ärgerlich, als er merkte, daß ich lachte, „Ketzer! Was versteht Ihr davon. Che ne capite voi che non avete nè religione nè santi!"

O Achill, mein braver tapferer Achill! Ich weiß, ich weiß: per prudenza si va in chiesa, sagt schon das Sprichwort. Und selbst Massimo d'Azeglio meint, daß er gewiß nicht fromm

sein würde, wenn nicht die Furcht ihn dazu triebe. Ich begreife durchaus: es bleibt doch immer eine verfluchte Geschichte, wenn man so gar nichts Gewisses weiß, sich mit diesen heimlichen Gewalten in offenen Widerspruch zu setzen. Geht man doch zur Kirche, fastet seine Vigilien u. s. w., bloß wegen so weltlicher Gewalten, wie z. B. die Weiber und die Nachbarschaft. Magst du dich nun für einen Athe- oder Pantheisten halten, tapferer Achill, — auch dem Kühnsten geziemt es klug zu sein. Zum Schluß stirbt sich's auf alle Fälle sicherer mit dem ver— Priester. Schaden kann es nun mal nie was.... Solltest du nicht so denken, Achill? Prosit, Don Antonio!

Wielange dies alles gedauert hat? Ich weiß nur, daß der Uhrmacher nach Hause gegangen war, um mir in meine „Räuberuhr" eine neue Feder zu setzen (die sich bald als viel zu stark erwies), und daß er beleidigt war, als ich fragte, was ich schuldig sei. Auch dann wird noch einige Zeit vergangen sein. Denn als ich später das alte Werk repetieren lassen wollte, schlug es nicht, und der Uhrkünstler sagte, als ginge ihm nun endlich ein Licht auf: „Ah! eine Repetieruhr war es! Ich habe beim Auseinandernehmen, – nein, beim Wiederzusammensetzen — doch gleich gesagt, daß da ein Rad zu viel darin sei."

Und wenn gar einer mich fragen wollte, wieviel bei diesem „Durchritt" durch das gastliche Städtchen getrunken worden sei! Misericordia! Selbst Achill sagte beim Abschied: „Heute haben wir uns redlich mit dem Wein herumgeschlagen. Auf morgen! Und nicht zu spät! Wir müssen doch wieder Frieden machen mit ihm. Und laß dir keine Pfaffen unterwegs begegnen, damit es nicht schlecht Wetter wird. Denn die Pfaffen, meine Herren, das sag' ich, Achill . . ."

Hier setzte sich mein Esel in Trab.

„Auf morgen, Sor Gustavo!"

Aber ich hab' es abgeschworen wieder durch Ariccia zu reiten. Die Gastfreundschaft halte ein anderer aus!

(1881.)

Miraculum!

Und nun soll noch einer sagen, daß Rom nicht die Welt sei! Das heißt, nachdem ihm dieses wahrhaftige Abenteuer berichtet ist. Die Welt hat zum Beispiel an einem Tage links Kirchengesetze, rechts Wunder und Wallfahrten. In Rom braucht man, um beides zu erleben, nur über die Straße zu gehen.

Für das gottlose Rom diesseits vom Tiber ist die Zeit der Wunder natürlich vorbei, wie für die ketzerische Hälfte der mitlebenden Welt. Dagegen drüben in der Leostadt und im getreuen Trastevere stehen die Madonnen so streitbar wie immer neben dem Statthalter Gottes und lassen ungern eine Gelegenheit zu seinen Gunsten vorübergehen. Noch vor wenigen Jahren sah ich selber in gläubigem Gedränge und trotz meines skeptischen Opernglases die nagelneue Mosaikmadonna an der Piazza Santa Maria in Trastevere und zehn Minuten darauf jene über der Porta Cavalleggieri mit den Augen zwinkern. Und dies ist bekanntlich das seit unvordenklichen Zeiten von solchen Bildern gewählte einfache Mittel, um ihre beginnende Wundergeneigtheit kund zu thun. Die Tage seit damals lassen sich zählen und ebenso die Tage bis dahin, wo irgend eine andere Madonna der heiligen Stadt beginnen wird, das Volk in Jubel zu versetzen.

Das wird heutzutage gewiß niemand wundern. Aber daß die Müttergottes in ihrem gutgemeinten Eifer sogar zu weit gehen und selbst Se. Heiligkeit in Verlegenheit bringen können, daß es in Rom eine Zeit gab, da den Bildern der

Heiligsten Jungfrau das Wunderthun summarisch verboten werden mußte und daß diese Zeit die Zeit Pius' IX. war, das wird heute unwahrscheinlicher klingen als je, aber um so interessanter wird es zu hören sein.

Allerdings, die ultramontanen Müttergottes trieben es damals etwas stark und es stand zu befürchten, daß bald keine Bilderbogenmadonna in keiner Schenke, über keinem Bett mehr zu finden sein würde, die sich nicht ihrer Schutzbefohlenen und Besitzer privatissime in allen Lebens- und Leibesnöten angenommen hätte. Allerdings konnte das zu moralischen Konsequenzen führen, die selbst im (damals bereits seligen) Kirchenstaat für undenkbar erklärt werden mußten: offenbar hätte jedweder bald seinen wunderthätigen Privatablaß gehabt; der Umgang mit den Himmlischen wäre doch ein gar zu vermittlungsloser, unpassend direkter geworden; das Vorzimmer des Paradieses, die alleinseligmachende Kirche mit allen Kammerdienern Gottes lief Gefahr, überflüssig zu werden; auch die unzählbaren wunderkräftigen Privatmadonnen, deren Entstehen vor der Thür stand, hätten gar bald, ebenso wie die Interessen ihrer Schutzbefohlenen, untereinander in eifersüchtige Kollision kommen können — kurzum man sieht: Himmel und Erde waren ernstlich gefährdet.

Und das ging so zu.

Wir waren eben auf dem Wege, unsere Sommerfrische von Tivoli nach Subiaco zu verlegen — ein lustiges Häuflein „farbenkundiger Meister" und ich, fünf Menschen allerlei Glaubens in irdischen und himmlischen Dingen, aber einig wie eine Fuge, wie es guten Christen ziemt. Der Checco aus dem Albergo della Pace und fünf brave Esel von Tivoli halfen uns freundlich beim Umzuge. Munter trabten wir den rauschenden Anio aufwärts durch das grüne Thal, das von Horaz besungene. Uns war es recht, daß der Ort bereits festgestellt, wo einst sein Sabinum gelegen, wo die

Quelle Bandusia gerauscht – dort drüben links hinein gegen Licenza zu — denn wir hatten doch nicht die Absicht, es zu thun. Uns bot die Gegenwart schon mehr, als sich mit einemmal genießen ließ, und selbst die mathematische Gewißheit, dort noch von dem großen Dichter eigens getretene Fußsteige zu finden, hätte uns nicht auf das jenseitige Ufer gelockt. Seid ihr doch schöner als seine schönsten Oden, ihr Sabinerberge; bist du doch reicher als alle Kunst, Natur! Und ich sollte nach den Spuren seiner Schuhe suchen, nach der Stelle, wo sein Mantel gerauscht — —?

Und jetzt belebte es sich plötzlich, bunt und eigenartig, wie es in die reichen Farben und Formen dieser Berge zu gehören scheint. Hier stieg es von den Höhen, dort zog es über den Fluß, und vor uns das alte schmutzige Felsennest Vicovaro, das sich's in den Travertinblöcken der antiken Varia bequem macht oder, genauer zugesehen, sein eckiges Kirchlein San Giacomo schien der krabbelnde Ameisenhaufe, nach welchem all diese Züge strebten. Mein kluger Esel, der längst Schritt gegangen war, schaute sich in diesem Augenblick wieder um und blieb stehen; ich folgte seiner Kopfbewegung um den neben mir laufenden Checco zu fragen — da fand sich, daß ich ein gut Stück vorausgeritten war und Checco bei den anderen lag, die längst im Grase hockten und skizzierten, was sich in der Eile festhalten ließ. Ein Maler sieht und bewundert nicht lange. Statt sich festzusehen und doch nicht zu sehen, zeichnet er frisch drauf los und sieht so alles. Ich wendete also mein Saumtier und hielt bald neben den anderen, von denen mir zur Unterhaltung allerdings nur Freund Checco übrig geblieben war.

„Ja zum Teufel, was ist denn hier für Staffage los? Habt ihr euch Massenmodell bestellt, Signori? Mich so aus meinem wissenschaftlichen Nachgenießen zu reißen! Ich war gerade dabei, mich ganz in das Naturgefühl des Horaz zurückzufühlen . . .“

Keine Antwort — nur ein eidechsenartiges Geräusch — vier Bleistifte raschelten über das rauhe Papier.

„Checco, he, ist heute Jahrmarkt in Vicovaro oder ist wieder einmal Festtag? Welche von den elftausend heiligen Jungfrauen hat denn heute ihren Tag?"

„Wißt Ihr das nicht? Die heilige Jungfrau von Vicovaro thut seit zwei Tagen Wunder."

Also die hat's jetzt, dachte ich. Und mich hinter einen fleißigen Freund auf einen Stein setzend, schaute ich bald auf seine Zeichnung, bald nach dem Neste hinüber, von wo jetzt wieder ein dünnes Glöcklein erklang.

Bravo, kluges Pfäfflein von Vicovaro, dachte ich. Weil dein Kirchlein in einem lumpigen Räubernest liegt, soll dein braver Heiliger arm bleiben wie die nackten Fledermäuse in seiner Kapelle? Weil er Patron ist von allerlei Gesindel, das zwar von den Aequern abstammen mag, aber nicht gerade wie jene seinen Namen von seinem Gerechtigkeitssinn herleiten wird, darum soll die Madonna ihn nicht lieb haben? Muß es doch auch Dorfheilige geben, wie es Dorfpfarrer gibt. Nein die Madonna kann Wunder thun, wo sie will, und ich finde es hübsch von ihr, wenn sie es gerade für arme Heilige thut. Und wie sie so fein das Bedürfnis der Sabinerberge erkannt hat. Bisher that nur die von Genazzano hier ihre drei alljährlichen Wunder, und das sollte ausreichen für die Comarca, für die ganze Sabina mit all ihren zerstochenen oder gebrochenen Herzen, Beinen, Köpfen, Armen &c. &c., mit all ihren Bresthaften und Fiebrigen? Zu Tausenden kommen sie in jenen kurzen Heilstagen nach dem kleinen Genazzano und liegen wimmernd und schreiend auf dem Marmorpflaster vor dem schwebenden Wunderbild, das ein Rahmen noch heute so festhält, wie es einst, über die Berge fliegend, kam und hier stehen blieb — liegen sie und bitten und beten, bis der Kirchendiener sie unbarmherzig hinausstößt, wenn es Zeit ist,

die Kirche zu schließen. Und draußen liegen sie weiter, Abend und Nacht, mit gläubigen, hoffnungsvollen Herzen — wie am Morgen vor der Tombola, ehe die gezogenen Glücksnummern herauskommen — bis der Priester kommt und die Namen der drei Geheilten verkündet — und ihre sind nicht darunter.... Auf das nächste Jahr also! ... Nun aber wird das besser, es lebe die Madonna von Vicovaro! Bravo, kluges Pfäfflein.

Und dann ritten wir weiter und weiter, immer tiefer ins Thal hinein, und endlich lag es vor uns, wo sich die Rippen der Berge weiten, das Herz der Comarca — ihr grünumlaubtes Hauptstädtlein Subiaco. Unter der großen turmgeteilten Brücke wuschen die Mädchen im plätschernden Anio; drüben hinter den Pappeln wie auf einem vom Berg gefallenen Felsklotz lag, von ihrem Kastell überragt, die mittelalterliche Stadt, die sich aus den Trümmern der riesigen Nero-Villa erbaute. Brückauf ging es, brückab, hinein durch das dumme „Brandenburger Thor“ und dann straßauf bis zum braven Gasthaus „La Pernice“.

Kaum waren wir in unserm neuen Heim warm geworden, so merkten wir, es war nicht alles richtig im guten Subiaco. Der Herr Parroco vom Dom ging wie ein böser Geist um im Städtlein, seit sie in Vicovaro Wunder thaten. Ich selber sah ihn noch selbigen Tags wie einen kleinen Hohenpriester, seine ganze Herrlichkeit, seines Leibes stattliche Fülle stolz vor sich her tragend, auf der Straße hantieren und einer Wallfahrt wehren, die mit allerlei krankem Volk zum wunderthätigen Bild von Vicovaro zog. Und wenn er sonst durch die Straßen ging, ballte er manchmal die Faust, und ich las auf seinem würdigen Antlitz ganz deutlich, wie es aus den Fettrunen seiner Stirn leuchtete: O du gottverfluchter Fuchs von einem armseligen Priester, du von Vicovaro! Und dann schlug er sich vors Haupt, daß es klang wie: Schaf, Schaf! Und heftig schritt er weiter und sah aus wie ein Puter, und

am folgenden Tage wie ein Stier, der nur einen roten Fetzen braucht, um loszubrechen, und am dritten Tage wie ein ganzes pechschwarzes Gewitter, und am vierten — ja, da schien zu aller Verwunderung plötzlich wieder die heiterste Sonne auf dem ganzen hohenpriesterlichen Antlitz, und von Augen und Stirn leuchtete es wie ein helles, goldiges Heureka! und am fünften Morgen — —

Wenn wir aber beim funkelnden Wein von Subiaco zusammensaßen und dies Werkzeug Gottes durch die Straßen schreiten sahen mit der Stirn voll mühsamer drohender Gedanken, pustend unter so ungewohnter Last, dann stieß wohl einer mit dem andern an und lachte und sagte: „Paßt auf, das gibt was. Das dauert keine acht Tage, so geht's hier auch los." — Und eines Abends, als wir bei allerlei geistlichen Liedern mitsammen draußen saßen, setzte sich einer von uns, ein dicker Spaßvogel, den großen breitkrämpigen Hut beiderseits zusammengerollt, in den Nacken, streckte den Bauch hervor, und das oberste „Werkzeug" von Subiaco wunderbar imitierend, sprach er, heftig auf und ab schreitend: „O du Schwerenot! So ein Hungerleider und Räuberpriester. So ein Hühnerdieb, der sauren Wein trinkt und geliehene Esel reitet. Und bei dem schämst du dich nicht Wunder zu thun, Mutter der Heiligen? Was, ist dies nicht die Stadt des heiligen Benedetto, der hier Gott weiß wie viele Jahre gebetet und gebüßt hat? Was, ist dies nicht die Stadt, wo so und so viel Päpste — wer weiß die Namen — regiert und trotz ihrer Heiligkeit selbst Messe gelesen haben? Ist dies nicht die vornehmste Stadt in der ganzen Comarca, hat sie nicht sogar einen Dom und einen Parroco? Hat sie nicht eine fahrbare Straße von einem Ende bis zum andern, in welcher dreimal wöchentlich sogar die Post hält, während das Gesindel in Vicovaro auf seinen schmutzigen Treppengassen nicht einmal ahnt, was ein Wagen ist? Was, und du glaubst, da kannst

du vorübergehen, Wunderthätigste? Weißt du nicht, daß wir neue Altarleuchter brauchen könnten und ein neues Kleid für dich, und daß wir den Weinberg haben müssen, der so dumm in meinen Acker hineinschneidet? Und doch gehst du — —! Aber das wollen wir erst einmal sehen, ob wir uns das gefallen lassen, daß das Banditennest uns über wird und uns das eigene Geld aus der Stadt zieht und aus den Bergen, deren Haupt-Seelenheilsplatz wir sind — kannst du da drüben Wunder thun, kannst du's bei uns erst recht. Und morgen werden Wunder gethan!"

Ich habe nicht behauptet, daß das die Gedanken des frommen Priesters waren, es waren ja eben unsere eigenen Einfälle — aber — aber — wo hörten wir doch noch in der Erzählung der Thatsachen auf? Richtig:

— Aber am fünften Morgen, als wir von einem zeitigen Spaziergang über die Brücke kamen, war kein einziges waschendes Mädchen zu sehen, und die Straße schien leblos, und als wir ins Caffè traten, stürzte uns der Kellner entgegen: „Wissen Sie schon — gehen Sie schnell zum Dom, unsere Madonna thut Wunder!" Richtig also! Wir umgekehrt und hin. Alles lief und drängte sich dort, und der Strom schob uns nur langsam mit hinein. In demselben Augenblicke fingen auch schon alle Glocken an zu bimmeln, von den drei Klöstern drüben am Berge läutete es Sturm zu gleicher Zeit — drunten in der Unterkirche war das Wunder im Gange. Zwischen zwei hohen hellen Fenstern hing das Bild, so daß es vor Blendung unmöglich war, das Geringste zu sehen. Es war, als wenn man in ein Theater kommt, wo eben der Vorhang gefallen ist und alles klatscht, oder als wenn man mit verstopften Ohren in einen Ballsaal tritt, wo alles springt — das heißt man glaubte unter lauter Närrischen zu sein. Da kniete, lag und gestikulierte eine Masse wie von Wahnsinnigen; da wogte ein Geschrei, wie ich es nie gehört — alles gegen den dunklen Fleck an der

flimmernden Pfeilerwand gerichtet. Von Zeit zu Zeit hörte man das Singen der Priester durch, dann wieder wallte plötzlich wie auf ein Taktzeichen das Gebrüll auf: „Ecco, ecco!“ und „O Madonna mia!“ Irgend ein Priester hatte das Zeichen gegeben, daß das Bild wieder mit den Augen gezwinkert habe. Und Weiber rissen sich die Brust auf und die Haare aus und kugelten sich — es ist da keine Silbe übertrieben und noch lange nicht genug gesagt. Natürlich war den ganzen Tag über die begnadigte Stadt in der größten Aufregung. Am andern Morgen aber begann das Geschäft. Das Bild war in die geräumige Oberkirche gebracht, wo mitten im Schiff ein Riesenaltar für dasselbe gebaut war. Ein langer linnenweißer Tisch stand dabei, und vor fünf großen Schalen voll Wachstropfen von den Kerzen, die davor gebrannt hatten, und voll kleiner Amulette, die daran gerieben waren, saßen neben Feder und Papier ebensoviele schwarze „Preti“, verkauften und notierten die Einnahme. Das Gewölbe war bereits übervoll, als wir kamen, und ein Wesen drinnen wie im Tollhause. Bis tief in die Abruzzen war die Nachricht gedrungen. Mit Lichtern und Fahnen, mit Singen und Winseln kamen die Prozessionen auf allen Straßen, ihre Kranken und Bresthaften vorauf, getragen oder geführt, in Kostümen, fremdartig, alttestamentarisch, wie man sie sonst nie zu sehen bekommt. Und all dies Volk war wie ebensoviele Besessene, die wahrhaftig alle der Heilung benötigt gewesen wären, wenn sie drinnen der Madonna ansichtig wurden. Eine habe ich in der Kirche plötzlich am Blutsturz sterben sehen, den ihr Aufregung und Schreien zugezogen; in Krämpfen sah ich mehr als eine forttragen. Alle durften für einige Bajocchi ihr Taschentuch an dem wunderthätigen Bilde reiben, aber ich habe Frauen gesehen, die ihre blinden Kinder gegen den Rahmen oder nur gegen den Altar stauchten, daß sie laut aufwinselten. Uebrigens mußte dies viele Berühren des Bildes den Besitzern doch bald gefährlich er-

schienen sein, denn am zweiten Tage war es bereits nur noch den Vornehmen erlaubt, das Bild selbst anzurühren; die Armen mußten sich begnügen, an dem Rahmen zu reiben. Und so weiter. Um es kurz zu machen: die Stadt verdiente viel Geld, die Kirche mehr und die „Preti“ denke ich, am meisten.

Wie sich voraussehen ließ, kam nun ein wahres Wunderfieber über die Sabinerberge. Seid nur ruhig, sagten wir einem braven Einsiedler, bei dem wir auf einem verregneten Spazierritte unterstanden, die Madonna ist gut; thut sie's da, betet nur, so wird sie's ja hier auch thun. Dem Manne ging ein Licht auf, und — richtig, des andern Tages war es auch in seiner Waldkapelle in Ordnung. Jeder noch so arme kleine Steinhaufe hatte im Umsehen sein wunderthätiges Bild.

In Rom aber hatte der Kardinal, mit dessen höchster Sorge Subiaco bedacht war, Wind bekommen — ob ihm die Sache verdächtig vorkam, ob er's dem Parroco nicht gönnte, ob er Ehre daraus zu ziehen gedachte, wer weiß es? Kurz, von ihm erfuhr der Papst, wie man sagt, die Sache, und so erschien denn eines Tages bei uns in Subiaco eine Kommission von hohen Kirchenlichtern, beordert, die Wunderthätigkeit der Madonna daselbst festzustellen, um sie in die Bücher einzutragen, die man in Rom darüber führt. Und nun saßen sie da auf ihren Sesseln, jeder vor einem Tisch mit Schreibzeug, rot paspelierte Kardinäle, violette Monsignori, und putzten an ihren Brillengläsern und schauten hinauf und putzten wieder, zwei Tage, solange es hell war. Und die Madonna sollte vor dieser respektablen Kommission par ordre ein Probewunder ablegen. Ob sie sich gefürchtet oder geniert hat — wer kann es wissen? Kennt man doch kaum die Frauen von dieser Welt! Kurz, am dritten Tage berichteten sie nach Rom, daß es zwar durch vieler glaubwürdigster Zeugen Mund außer Zweifel gestellt sei, daß das Bild Wunder gethan habe, daß es dieselben aber vor den Augen der hohen Kommission leider

auf kein Gebet oder Exorzismus habe wiederholen wollen. So hat denn die wunderthätige Madonna von Subiaco geendet und ist in keine Bücher eingetragen worden.

Während aber die Kommission weiterzog, war das Fieber bereits über die Campagna hinweg in die heilige Stadt selbst gekommen. Zuerst fing eine Madonna an in der engen Via delle Muratte; dann, wie ein einmal angezündetes Feuerwerk, ging es an allen Ecken und Altären los, bis dem Papst selbst die Sache zu viel wurde — wenigstens wurde eines Tages kurzer Prozeß gemacht: die Madonna in der Via delle Muratte wurde in einen hölzernen Kasten gesperrt und den übrigen das Wunderthun summarisch verboten. Und der alte „Zauberer von Rom" hatte auf diesem seinem Theatrum mundi Schnürboden und Versenkungen besser in seiner Gewalt, als jener Zauberlehrling die beschworenen Wasser. Die Madonnen gehorchten, als man an höchster Stelle — allerhöchster wollte ich sagen — gegen ihren Uebereifer einschritt, und ließen das Wunderthun auf eigene Faust. Allerdings sind sie, wie gesagt, längst wieder dabei.

(1872.)

Tramontana.

Seit Wochen schleppte sich der Himmel mühselig durch die Schornsteine und hing schmutzig bis in die lichtlosen Gassen. Und seit Wochen lief ich durch diese Gassen wie der Pfahlbürger einer beliebigen nebelmüden Stadt im herbstlichen Norden, regelmäßig wie der Glockenschlag der Kapuzinerkirche nebenan, von der Wohnung ins Wirtshaus, vom Wirtshaus in die Wohnung, zwischen gedankenloser Einsamkeit und trostloser Gesellschaft wechselnd. Das nannte sich Rom! Meinetwegen hätte es München sein können, oder Halle oder London. Was lag daran! Das endlose aschgraue Elend eines römischen Scirocco hatte den letzten Rest von Empfindung aufgesogen, — seit Wochen.

Da wachte ich eines Morgens auf, erstaunlich früh, — denn es war noch nicht sieben Uhr — und erstaunlich frisch. Ich dachte an kein Umdrehen und Weiterschlafen mehr — mein ganzes Zimmer lag breit voll Sonne.

Tramontana! jubelten alle meine Glieder. Ich sprang zum Bett hinaus und riß die Thüren zur Loggia auf: hellblau wie aus einem tadellosen Türkis geschliffen wölbte sich der Himmel. Mir gegenüber klopften die Sonnenstrahlen an das Muttergottesbild, welches dort samt Baldachin und Krone auf die Mauer gestrichen war, und erleuchteten seine gebrochenen, nie geputzten Scheiben und die seit Ewigkeit vergessene ewige Lampe, die nur noch Spinnen bewohnten. Von den mannigfachen Balkons der Nachbarschaft schauten gackernde Hühner dumm in die Frühlingsluft, gravitätisch mit dem Kopf

dazu nickend und sich den wuchernden Kamm aus dem einen Auge in das andere werfend. Die Rosen in den Töpfen meiner Wirtin waren über Nacht ausgeschlagen und ich sah, daß das letzte Stündlein des üppig grünenden Nessels, den die Alte über Winter gepflegt hatte, allernächstens schlagen werde. In meinem Zimmer, wo sonst der Ofendunst bis Mittag nicht zu vertreiben war, lag jetzt schon, in breiter fröhlicher Frische, Luft und Glanz. Wahrlich, diese Morgenstunde hatte Gold im Munde. Im Gehirn hoben sich die Nebel, die Lungen weiteten sich behaglich und die Muskeln sehnten sich wider alle Gewohnheit nach Beschäftigung. Ich zog mir frisches Wasser aus dem Brunnen im Hof herauf, räumte selbst mein Zimmer zusammen und rückte den Schreibtisch aus der Sonne. Dann versuchte ich zu arbeiten, irgend etwas Lustiges.

Beim Scirocco kann man nichts Gescheites vor sich bringen, aber bei der ersten Tramontana erst recht nicht. Der Sonnenschein kam mir nach und sah mir verwundert in die Augen und aufs Papier, daß alles wie ein weißes Feuer schien, und ich mochte den Zudringlichen, der ein so seltener und neuer Gast war, doch nicht hinauswerfen. Als ich dennoch zu kritzeln anfing, schaute er mir wie ein Spielkamerad, der draußen wartet, verwundert auf die Finger, ob ich noch nicht bald das letzte Wort geschrieben habe und zu ihm herauskomme. Und er hatte recht. Heute, wo er sozusagen seinen Geburtstag feierte, heute, wo er mir zeigen wollte, wie schön die Welt sei, deren Existenz ich so lange vergessen, heute wäre es eine Sünde gewesen, in engen vier Wänden Gedanken zu klauben und schwarze Krähenfüße zu malen.

Ich nahm also meinen Hut und ging. Zum erstenmal wieder seit langer, langer Zeit ging ich spazieren nur um spazieren zu gehen — stundenlang, ohne Ziel durch alle mög-

lichen Gassen, ohne Ueberdruß und Ermüdung. War das aber auch draußen eine Verschwendung plötzlich von Licht, Luft, Duft und Farbe! Ich schwamm wieder und in was für Wellen! Wie ein goldener Regen war es über Nacht gefolgt auf dies erbarmungslose, feuchtgraue Nebelgeriesel. Dies trübselige Nest war wieder Rom geworden, Rom mit römischer Sonne, römischer Luft, römischer Farbe und römischem Treiben und Leben. Gewölbe, Hausflur und Straße waren wieder eins und man brauchte nicht mehr unter den Palmen, Cedern und Lorbeeren des Pincio zu wandeln, um jämmerliches Grün zu sehen. An jeder Ecke gab es riesige Köpfe der krausesten Endivien, des üppigsten Latugasalats, Artischocken, Broccoli und blühende Veilchen; und dieser kleine Grünfrauenfrühling wollte mich poetischer bedünken als der immergrüne dort oben auf dem collis hortorum. Noch gestern wenigstens sah es dort zwischen den arrangierten Bosketts aus wie auf einer Bühne nach der Vorstellung oder wie in einem aufgeräumten Salon, aus dem die Leute eben ausgezogen sind und den Geist der Wohnlichkeit mitgenommen haben. Wer die traurigen Palmen ansah, dem wurde fröstelig zu Mute. Aber heute traute ich meinen Augen kaum, als ich hinauf kam. Als ob der ganze Regen der letzten Nacht in grünen Tropfen an den Zweigen hängen geblieben wäre, so schwebten überall lichtgrün und gelb an den Spitzen der gestern noch toten Bäume des Frühlings Lebenszeichen. Die Palmen aber blitzten wieder in Blau und Gold, als ob sie nur so bei sich zu Hause wären. Der Rasen leuchtete im tiefsten unerhörten Samtgrün. Ueberall sproßten Veilchen und Krokus, blühten Rosen die Pinien hinauf, schimmerten Hecken und Gebüsche. Ich habe nie so tief wie an diesem Tage die Talentlosigkeit meines deutschen Schneiders empfunden, der mir kein Rosenknopfloch in den Rock gemacht hatte. — Und wie die Veilchen und Rosen krochen überall, wo man nur hin-

sah, auf den Straßen Hunderte von hübschen Gesichtern hervor aus Pelzwerk und Shawls, hinter ängstlichen Kohlenbecken weg, aus den sperrangelweit geöffneten Gewölben ans Licht, über die niedergelassenen Kutschenleder hinaus — daß man vor Farbe und Liebreiz hätte die Augen schließen und davonlaufen mögen, wenn man sich nicht so ausnahmsweise gesund hätte fühlen müssen. — Und all das lustige bunte Völkchen trieb zunächst nur ein goldenes Geschäft, es atmete und freute sich lachend daran. Ueberall, wo man sich begegnete, drückte man sich erfreut die Hand im Vorübergehen oder winkte sich lustig zu. Unverschämt glückliches Land, dachte ich, glückliche Menschen! — Aber gehörte ich nicht auch mit dazu, reckte ich nicht auch körperlich und geistig die Glieder, hatte ich nicht auch die Wintervermummung an den Nagel gehängt?

Wahrscheinlich um mir das über jeden Zweifel zu erheben, kam mir der Frühlingsgedanke, vor dem Thor zu frühstücken. Sie wissen, das ist hier nicht wie anderswo — sondern wenn man die Gelegenheit kennt, ist man in zehn Minuten außerhalb der Stadtmauer so einsam wie man will, allein mit gutem Wein, Sonne und Campagna. Ich überlegte inzwischen, wo ich Begleitung fände. Noch gestern saß das gewohnte Häuflein farben- und sangeskundiger deutscher Meister, unter denen ich mir den Begleiter hätte suchen können, in der uralten Ecke, in der uralten Osterie und schütteten eine Foglietta nach der andern in ihr naßgeregnetes Ich und erzählten sich uralte Meidinger, bis man warm genug geworden war, sich über jedes Schwefelholz zu streiten. Heute war ich sicher, niemand auch nur einen Augenblick dort anzutreffen; ich wußte, daß alles entweder längst ausgeflogen war in die lichtatmende Campagna, die unsere Insel umwogt, oder daß, wer daheim geblieben, das Licht im Atelier bis zum letzten ausnutzte. Trotzdem richtete ich meine Schritte gegen

das Studio meines Freundes Severin, den ich aus guten menschlichen Gründen für etwas verführbar hielt. Ging ich auch vergebens — heute that das nicht weh. Es war so kühl im Schatten, so wohlig in der Sonne und es gab überall unterwegs etwas, um sich zu freuen. Ueberall, wo man hinsah, erschien alle Welt plötzlich noch einmal so schlank und menschlich, da sie die Winterumhüllung weggeworfen. Ein Bilderhändler, der seine fliegende Galerie an einer alten Mauer aufgehängt hatte, firnißte des allgemeinen Glanzes halber seine alten Scharteken ebenfalls frisch. Maultiere begegneten mir, die, vier voreinander gespannt, einen zweiräderigen Steinkarren zogen. Mir schien es, als ob die zottigen Tiere heute lebhaftere Schellen führten, buntere Troddeln und Federbüsche trügen — so viel klarer war heute wieder die römische Luft.

Vor dem Studio Severins angelangt, hörte ich einen Lärm, wie er nicht gerade vom Malen herzurühren pflegt. Die Thür stand halb offen und ich trat, ohne zu klopfen, auf die Schwelle. Eine reizende Scene bot sich mir. Meister Julius fuhr einen kleinen Ciocciarenbuben, der vor Vergnügen schrie und mit Armen und Beinen strampelte, in seinem Brennholzkasten im Atelier spazieren und ging bald Trab, bald Galopp, wie es der Junge verlangte — zwischen Haufen von Mappen, Blendrahmen, Staffeleien und Gliederpuppen hindurch, so daß ich kaum begriff, wie der Junge nicht längst von einer fallenden Staffelei erschlagen sei. Währenddessen saß an einem Tisch beim Fenster ein großes schönes Mädchen und flocht sich vor einem kleinen Rokokospiegel die langen schwarzen Haare.

Jetzt entdeckte mich der Junge plötzlich vom anderen Ende des weiten Ateliers her und fing an, noch einmal so laut zu schreien und in die Hände zu klatschen. Meister Julius nahm das anfangs für ein Zeichen, wieder Galopp einzusetzen; aber

auch die Veneria hatte mich inzwischen bemerkt, war aufgesprungen und hatte mich an beiden Händen ganz ins Zimmer hineingezogen.

„Gott segne deinen Eingang,“ rief jetzt auch Meister Julius, „ich wette, du willst mich zum Spazierengehen verführen?“

„Getroffen, wenn du Zeit hast . . .“

„Zeit, nein. Wenigstens ohne einen gerechten Vorwand hätte ich es vor mir selbst niemals verantworten können, vom Atelier zu gehen, — wenn ich nur nicht ganz gegen Norden läge. Alle Welt hat Sonne, nur ich nicht; folglich fehlt mir der Vorwand auszugehen. Na, nun ist das egal. Adventus amici ist eine der vielen causae bibendi und zu dem Zwecke muß man fuori gehen.“

Die Veneria hatte unser Gespräch sozusagen mit ihren großen verständigen Augen gehört. „Ihr geht vors Thor?“ sagte sie jetzt mit hastiger, gedrückter Stimme.

„Ja,“ sagte der Maler, „willst du mit?“

„Ich?“

„Ja, du.“

„Nehmt ihr mich denn mit?“

„Warum nicht?“

Das schöne Mädchen schrie laut auf vor Freude, warf die Arme in die Luft und wäre uns fast allen beiden um den Hals gefallen, dann tanzte sie jubelnd und singend im Zimmer umher, so daß der Junge ganz ernsthaft kam und sagte: „Sieh nur, die Veneria ist närrisch geworden.“

Im Handumdrehen waren wir fertig; eine Droschke war bald gefunden. Anderswo wäre unsere wunderliche Gesellschaft aufgefallen; in Rom ist das schwer. Der Junge trug nämlich die ärmellose buntbesetzte Hirtenjacke aus Schaffell, rote Weste, blaue Kniehöschen, Strümpfe und Sandalen. Auch Veneria war in vollem Ciocciarenkostüm, die Ciocciien

(Sandalen) ausgenommen; ein weißes Hemd mit durchbrochenen, langen Aermeln, am Halse mit einer Schnur zugekraust, auf dem Unterarm rote Halbärmel, dazwischen, um den Leib, ein niedriges blaues Mieder, welches rote Achselbänder mit Schleifen auf den Schultern zu halten schienen. Von den zwei üblichen Röcken war der obere rote wie immer schräg aufgesteckt, der untere graue breit mit gelben und blauen Bandzacken besetzt. Dazu trug sie das „Cinale“, jene stilvolle blaue Schürze, deren schweren faltenlosen Stoff zwei weiße Querstreifen mit buntgestickten Blumen aufs zierlichste teilen. Um den Hals zwei vielfach herumlaufende Schnüre verschiedenfarbiger und ungeschliffener Korallenstückchen, in den Ohren die bekannten riesigen Gehänge von hohlem Silber bis auf die Schultern hinab. Das dicke krapprote Tuch, welches den Kopf gegen die Sonne zu schützen bestimmt ist, hatte sie über den Arm genommen. Und dabei wir andern zwei im grauen Rock und runden Hut.

Lustig rollten wir zwischen den sonnigen Mauerstraßen hin. Ueberall standen die hohen Gartenthore offen, überall sah man hinein auf emsige Arbeit, überall behackte man den frisch und braun aussehenden Acker, legte man das Rohr, an dem der Wein gezogen wird, in regelmäßigen Zwischenräumen zurecht. Ein riesiges Stückfaß begegnete uns, von einem munteren Esel gezogen, der behaglich im Gehen sein an die Deichsel gebundenes Futterbündel rupfte. Wir sahen keinen Kutscher; als das Gefährt aber näher kam, hörten wir ihn: er lag in der Tonne und sang.

„Hab ich dir eigentlich mal erzählt, warum die Veneria in Rom Modell macht?“ fragte Meister Julius mich auf deutsch.

„Nein, daß ich nicht wüßte.“

„Sie ist ein prächtiges Mädel, solche energische Art gefällt mir. Sie merkte, daß sie dem Herrn Parroco ihres

Nests zu gut gefiel, — wie das ja hundertmal vorkommt, nur daß es damals gefährlicher war als heute — und als er eines Tages dringend wurde, ging sie durch, kam mutig nach Rom und begann sich mit ihrem schönen Kopf selbständig durchzuschlagen. Aber diese Bande hängt zusammen wie die Kletten. Eines Tages wurde sie von der päpstlichen Polizei aufgegriffen. Anfangs legten wir kein Gewicht darauf, denn sie hatte in der kurzen Zeit manchen Freund gewonnen und wir dachten sie bald wieder frei zu haben. Wie oft kam es nicht vor, daß ein Modell gestochen oder gestohlen hatte und eingesperrt wurde. Es war aber an zehn Bildern beschäftigt. Man ging also zu dem betreffenden Monsignor Polizeimeister — und Monsignori sind stets Leute von zuvorkommender Liebenswürdigkeit — der saß vielleicht just bei der Schokolade — man trank z. B. mit, stellte ihm die Sache vor: den Schaden, den die unschuldigen Künstler litten ... er schrieb einige Worte und nachmittags hatte man sein Modell. Aber für sie gab es keine Gnade. ‚Zum Besten ihrer Seele' wurde sie mit militärischer Bedeckung in die Klauen ihres Seelsorgers zurückgegeben. Aber es dauerte keine acht Tage, da war die Veneria wieder da, zum zweitenmal durchgegangen. Wir gaben uns jetzt die erdenklichste Mühe, sie verborgen zu halten, aber sie waren ihr doch bereits wieder auf der Spur, kein Gott hätte die zum zweitenmal Gegriffene vor dem Kloster geschützt, — da kamen die Italiener und die Wirtschaft war vorbei."

Ein lustiger Stolz zuckte um die Lippen des Mädchens, so oft ich zu ihr hinüber sah. Sie begriff offenbar wieder, wovon die Rede war, ohne doch im geringsten des Deutschen mächtig zu sein.

Als wir in unserer hochgelegenen Osterie neben der Porta San Lorenzo ankamen, fanden wir sie zur Beruhigung der Veneria völlig leer, wie die Stunde erwarten ließ. Mit dem

Frühstücken war es allerdings eine schlimme Geschichte. Es gab nichts als etwas Käse, — weder Brot noch Schinken, noch Eier waren zu haben.

„Was eßt ihr denn?“

„Wir haben schon gegessen.“

„Aber Brot müßt ihr doch übrig behalten haben?“

„Ja, aber der Vater ist auf die Jagd gegangen und hat den Rest mitgenommen.“

Endlich setzte ich durch, daß die jüngste Tochter, ein hübscher schwarzhaariger Balg, auf die Nachbarschaft laufen und Brot, Schinken und Eier suchen solle. Es war das allerdings keine kleine Aufgabe, denn die bewohnten Häuser liegen hier sehr zerstreut im Gebüsch und weit voneinander, aber das Mädel hatte junge Beine und Ortskenntnis und wir Hunger, an den wir etwas wenden wollten.

Als ich wieder hinauskam, hatte sich meine Gesellschaft unter einen riesigen, regenschirmartig gezogenen Maulbeerbaum gesetzt und eine bunte Schar von Viehzeug aller Art hatte sich bei ihnen eingefunden. Hühner guckten in die Weingläser auf dem Tisch, zwei Katzen und drei Spitzhunde machten sich auf jede mögliche Weise bemerklich, Puten, Enten und sogar ein Pfau statteten ihren etwas zudringlichen Besuch ab.

Da das Essen auf sich warten ließ, so kam auch die Landschaft, die sich vor unseren Blicken über die Hecke der Vigne hinweg ausdehnte, zu ihrem Recht. Ueber das Barockportone und die tiefer gelegene Straße mit klingenden Weinkarreten hinweg, leuchtete die in jungem Grün stehende Campagna, darüber schwangen sich die sanften Linien der blauen Albanerberge hinein in die großartigen, schneegekrönten Hochgebirgsmassen der Sabina. Blau und grün paßt nicht zusammen, sagen ästhetisch gebildete Leute. Manches nordische Kunstvereinsmitglied würde bei diesen ungenierten Farben lächeln, wenn es sie gemalt sähe. Manches nordische Kunst-

vereinsmitglied, auch wenn es in seiner Jugend selbst getuscht hat, würde für Berge vielleicht Neutraltinte zugeben, aber dieses Blau — nie! —

Inzwischen hatte die eifrige Kleine das Gewünschte zusammengefunden und aufgetragen und machte sich nun daran, mit Hilfe des Buben, den wir mitgebracht, das gackernde, bellende Bettelvolk, das uns noch immer die Ehre seines Besuchs gönnte, auseinander zu jagen und zu verfolgen.

Wir fanden guten Schinken und frisches Brot; die Eier waren nur am Feuer geröstet — man hätte ja sonst erst Wasser kochen müssen — und für unseren Appetit war das völlig einerlei.

Ich fragte jetzt die Veneria, wo sie her sei. „Du bist nicht von Rom?" sagte ich.

„Nein, aber spreche ich nicht ebensogut wie die Römerinnen?"

„Gewiß, gewiß, vollständig. Daran merkt man's nicht."

„In meiner Vaterstadt redet man Dialekt, aber ich habe mir ihn abgewöhnt, weil das Römische schöner ist."

„Du bist aus der Ciocciarengegend? Von Anagni, Alatri oder Frosinone?"

„Nein, Gott sei Dank nicht", sagte sie stolz lächelnd, „ich bin nie barfuß gegangen. Ihr meint, weil ich das Kostüm trage? Ja die Maler wollen es einmal so und in meiner Heimat trägt man seit 70 oder 80 Jahren kein Kostüm mehr, oder was weiß ich, wie lange schon nicht. Ich bin von Soriano im Viterbesischen. O, Ihr solltet einmal hinkommen, Sor Giulio, wenn wir auch keine Kostüme haben, gibt es da doch viel zu malen. Da ist ein Brunnen, nicht so groß und schön wie die Fontana Trevi in Rom, aber mit einem sooo großen Fischkopf — dio mio! was der für ein närrisches Gesicht macht — so ungefähr . . . und das Wasser platscht ebenso lustig und ist noch viel besser als das Treviwasser, denn es

kommt nicht so weit her. Und der Wein ist gut — o dio mio! so daß wir oft zuviel davon trinken werden. Und wie schön ist es in meiner Stadt, dio mio, ich wollte, ich wäre dort! Viele, viele Oliven gibt es rund um die Mauer herum, und einen hohen Berg mit lauter kleinen Bäumen, und einen anderen mit lauter hohen, großen Bäumen, die kein Mensch zu benennen weiß. Und darüber und rund herum Berge, alles Berge. Und ein schöner Felsen ist da, über der Stadt — so hoch, so hoch ... ja wie nur? ... wie ihr ihn hier in Rom gar nicht habt. Und da geht man abends hinauf und trinkt und tanzt unter den großen Bäumen und bewundert die Aussicht, zum Beispiel den Strom, der wie eine silberne Schlange aussieht (sie machte das mit dem Zeigefinger), und alle die Berge und Bäume und Städtchen, die man sieht — dio mio!"

Veneria erzählte das mit einer beneidenswerten Lebhaftigkeit mit Händen, Armen und dem ganzen Körper, den Kopf im Nacken, und das glückseligste Lachen wich ihr nicht vom Gesicht.

„Aber dein Soriano ist sehr klein?" fragte Freund Julius boshaft, und die Veneria biß sofort an.

„Ich habe nie das Maß genommen. Wenn ich sagte, daß es groß und herrlich sei, würdet Ihr mich auslachen, denn Ihr seht alle Tage Rom. Sonst sagte ich's; denn wer liebt nicht seine Heimat! Aber hier in Rom kann man nichts groß nennen — o, ich bin nicht solche Barfüßlerin, daß ich nicht unterscheiden könnte. Wenn Euch übrigens Soriano zu klein ist, wenn Ihr nicht wollt, braucht Ihr nicht zu kommen. Meine Stadt ist wie unsere Mädchen alle: birba — ‚wer nicht kommen mag, soll wegbleiben,' sagt sie."

Wir lachten beide über die Aufregung, mit der das über ihre plötzlich krausen Lippen kam und im nächsten Augenblick lachte sie mit.

„Wenn Giulio nicht kommen mag," sagte ich, „so gehe ich nächsten Sommer."

„Ihr? Ihr seid ja kein Maler, was wollt Ihr da? — für Fremde verlohnt sich's nicht der Reise."

„Er hat aber seine besonderen Zwecke," sagte Julius geheimnisvoll, und zu ihr geneigt flüsterte er halblaut: „Er weiß, daß die Mädchen von Soriano schön und brav sind, er will sich eine davon zur Frau holen."

Veneria sah mich ernsthaft an.

„Hm", sagte sie, „Ihr kennt nur keine einzige dort und niemand weiß wieder, wer Ihr seid, da ist es schwer, Familienbekanntschaften zu machen. Und dann sind die meisten auch schon versagt. Wir versprechen uns früh in unseren Bergen."

„Da dürfte es wohl am sichersten sein, gleich dich zu nehmen. Was meinst du?"

Es fiel dem Mädchen keinen Augenblick ein, meinen Antrag für Scherz zu halten. Ein angeborener kleidsamer Stolz, den die Nähe Roms groß zieht, schützt auch den Provinzialen hier vor jeder Rangklassenidee. Alte Standesunterschiede gibt es ja zudem in Italien kaum und über Bildungsverschiedenheiten sehen sie sich täglich Fremde und vor allen Künstler hinwegsetzen. Auch wissen sie recht gut, daß ihnen das Fehlende reichlich durch klugen Verstand und temperamentvolle Gesundheit ersetzt ist.

„Das thut mir leid, daß Ihr da schon fehl geht, ehe Ihr nach Soriano kommt," sagte Veneria. Seht, ich bin seit dem zehnten Jahr verlobt und also nicht mehr zu haben. Aber wißt Ihr was? Ich laß Euch einen Brief schreiben an Mongiardino — wie wir sagen — oder an Don Filippo, wie Ihr ihn nennen müßt. Er ist zwar nur ein armer kleiner Priester von San Nicola Magno, aber fast alle Mädchen von Soriano, die etwas auf sich halten, wißt Ihr, beichten bei ihm. Denn er ist ein braver Priester und wenn wir ihn dermaleinst zum Stadtheiligen haben könnten, wären wir besser daran, als mit dem großen Niklas oder mit dem Bauernheiligen Sant' An-

tonio Abate, der sich ja doch nur um sein Vieh kümmert. Und wenn ich Euch an den einen Brief schreiben lasse und Ihr bekennt ihm Eure Wünsche, so wird er schon sorgen."

Ich versprach, das zu überlegen. Einstweilen erkundigte ich mich nach dem Glücklichen, der mir bei ihr zuvorgekommen, was und wo ihr Bräutigam sei und warum sie also nicht heirate.

Ein Zug von Trauer und Haß flog über ihr schönes Gesicht. Sie zuckte die Achseln.

„Er ist ein Unglücklicher."

„Das heißt?"

„Er sitzt auf den Galeeren."

„Der Aermste! Und was ist ihm zugestoßen?"

„Ein Totschlag. Beim Spielen wißt Ihr, wie das so kommt. Das ist alles. O, er ist sonst der bravste, fleißigste Junge von der Welt. Vor zehn Monaten hat er mir geschrieben, sobald er nur los, solle ihn ein Jahr lang kein Mensch anders als in seiner Vigne sehen, die jetzt ganz verwildere. Und wenn er sie dann wieder emporgebracht hat, wollen wir zum Priester gehen."

„Wie lange dauert denn seine Strafe noch?"

„Wer weiß das! Es sind nun schon sechs Jahre."

Sie sagte das alles völlig ruhig. Als Julius darauf scherzend den bekannten Vers sang:

„Tu sei bella
E tutti lo sanno . . ."

und dann aufhörte, fuhr sie sogar mit komischem Achselzucken fort:

„Ma per quest' anno
Marito non c'è!" *)

---

*) „Freilich bist du schön
Und jeder sagt's im Städtchen —
Aber darum Mädchen,
Gibt's heu'r nicht gleich 'nen Mann!"

Und warum sollte sie, die das Unabänderliche einmal kannte, sich ihre Jugend durch nutzloses Härmen verbittern? Sie war dessen gewiß, was sie wollte; sie war gewiß, daß ihr Tag kam und damit genug. Bei den Italienerinnen, die dem Leben viel mehr mit Verstand und Willen gegenübertreten, als mit Gefühl, ist diese Auffassung die natürliche und gewöhnliche.

Wir ließen gerade den Galeerensträfling leben. In Italien gilt diese ganze, meist wegen Totschlags sitzende Menge nicht für Verbrecher, sondern nur für Unglückliche. Wer stiehlt, ist ein Verbrecher; wem das Messer zu schnell aus der Tasche fährt oder wen das Rächeramt einer Vendetta trifft, der ist nur ein Unglücklicher — wenn er gefaßt wird. Als wir gerade mit den Gläsern zusammenstießen, kam die älteste Tochter der drinnen am Herd hockenden Wirtin heim.

Als sie und Veneria einander ansichtig wurden, stießen beide einen Freudenschrei aus, liefen sich entgegen und küßten sich auf beide Backen.

„Wie kommst du hierher, Giuditta?"

„Wir sind mit den Piemontesen von Soriano weg in die Hauptstadt gezogen und haben diesen Urwald gekauft, um eine Vigne daraus zu machen. Aber wie lange willst denn du noch Modell stehen?"

„So lange es Gott gefällt. Du weißt es ja."

„Was denn? Ich denke nur, daß ihr bald heiraten werdet, oder . . .?"

„Ich verstehe dich nicht. So lange Tolomeo nicht frei ist . . ."

„Aber um der Barmherzigkeit willen, weißt du denn nicht, daß er seit dem letzten Herbst wieder in seiner Vigne sitzt? Hat er dir denn nicht einmal geschrieben, daß er ganz los ist?"

Veneria stand stumm und regungslos, beide Hände gegen die Schläfen pressend. Ihre Augen leuchteten heiß auf, dann

senkten sich die Lider. Langsam wie eine halb Ohnmächtige ließ sie sich auf die nächste Bank nieder und neigte den schönen bleichen Kopf auf den Tisch. In diesem Augenblick kam auch der Wirt von der Jagd aus der Campagna zurück.

„Was gibt's denn da? Per cristaccio! Die Veneria! Was habt ihr mit der gemacht?“

„Sie ist so geworden, als ich ihr sagte, der Tolomeo sei schon im Spätsommer heim.“

„Du bist ein Schwatzmaul,“ sagte der Alte, sich seines Jagdgerätes entledigend, „was man euch Weibern erzählt, kann man auch auf den Straßen ausrufen lassen. Veneria, mein Kind, hör zu — per cristo, Mädel, thu nicht so zimperlich. Und daß du nicht mehr Verstand hast, solltest du dich auch schämen. Was fürchtest du denn von deinem braven Tolomeo?“

Veneria schlug die Augen hastig auf und das Blut schoß ihr ins Gesicht zurück.

„Fürchten? Ich? Nichts, Sor Carlo; meint Ihr, daß ich toll bin? Die Freude, die so plötzlich kam, hat mir nur die Kraft gebrochen.“

„Das klingt schon verständiger,“ sagte der Alte, den Schnurrbart streichend. „Sieh Mädchen — die Hauptsache weißt du ja nun doch mal, nun mußt du alles wissen —, als ich diesen Winter in Soriano war, hörte ich, daß der Tolomeo seit kurzem wieder da sei. So viel man ihn aber auch durch Trinken und Essen habe feiern wollen, er habe allen nur dasselbe geantwortet: ‚Uebers Jahr‘, und nicht einmal die Zeit zum Grüßen habe er sich von nun an genommen. Gleich am Morgen nach seiner Rückkehr habe er angefangen, als ob er nicht aus der Gewohnheit seiner Zwangsarbeit kommen wolle. Vor der Sonne gehe er hinaus, frühstücke in der Vigne, um den Weg nicht doppelt zu machen und erst nach der Sonne kehre er heim, sich ein paar Stunden schlafen zu legen.

Dabei studiere er noch Gärtnerei aus allerlei Büchern, die er mitgebracht und in denen er wohl auf den Galeeren lesen gelernt.

„Nun, du weißt, wir sind Gevattern und so dachte ich: für dich wird er schon eine Minute Zeit und also auch ein Wort übrig haben.

„Per cristallina! als ich hinunter kam, war die Vigne, die wie der Buschwald ausgesehen hatte, schon in Ordnung, wie nie eine zweite in Soriano. Wie die Soldaten, so regelmäßig lagen die Cannabündel, wie ein Gartenbeet, so sauber sah das Weinland aus. Und was er sonst noch alles beschnitten und gepflanzt und gesäet hatte, verstand ich nicht einmal. Sie sollen ihn während seiner Galeerenzeit mit Gärtnerei beschäftigt haben. Ich fand ihn mit dem Spaten in der Hand, in einem tiefen Loch nach Wasser graben. Er kam einen Augenblick hervor, mir die Hand zu geben. ‚Compare‘, sagte er, ‚versprecht mir's, daß Ihr der Veneria nichts von meiner Rückkunft sagt, wenn Ihr wieder nach Rom kommt. Ich kann so ruhiger arbeiten, und das thut not. Wüßte sie, daß ich frei bin, es würde sie die Lust verzehren, herüberzukommen, und das hinderte mich an der Arbeit, die ich doch nur thue, unsere Hochzeit zu beschleunigen. Und weiß ich, daß sie mein Hiersein kennt, so kann auch ich's wieder nicht übers Herz bringen, ihr nicht die Freude des Wiedersehens zu machen. Das alles regt nur auf, frißt die Zeit und schwächt die Muskeln. Ist es so lange gegangen, wird's auch noch die paar Monate so weiter gehen. Und wenn ich meinen Wein im Faß habe, denke ich zu hochzeiten. Addio compare, grüßt mir die Frau, die Giuditta und die Kleine,‘ — und, per cristo, damit stieg er wieder in die Grube hinab.“

Veneria hatte stillselig vor sich hingesehen.

„O, ich bin viel verständiger als er glaubt. Ihr könnt ganz ruhig sein, Sor Carlo, daß ich Euer Geheimnis ohne

Schmerzen bewahre und daß ich dem Tolomeo keine albernen Schwierigkeiten bereite. Ich weiß, daß er recht hat — und kann ich nicht zufrieden sein mit all dem Guten, das ich nun weiß?"

Der Alte fand das sehr verständig gesprochen und ging grüßend ins Haus. Die Reihe des Glückwünschens war nun an uns, und unter den bekannten Händen taute das Mädchen auf bis zur muntersten Ausgelassenheit. Ein Lied nach dem andern erklang übermütig aus ihrer Kehle. Wir bestellten uns das ganze Lerchenvolk, das Sor Carlo geschossen hatte, und bald lagen sie mit frischem Salat und dem Spieß, woran sie gebraten, vor uns auf dem Tisch. Die Sonne schien in den goldigsten, herrlichsten Wein von Rom. Zu uns herüber blitzte die frischgrüne Campagna, im Vordergrund grell beleuchtete hohe Gartenthore und Hecken, goldene Canna und ausschlagender Holunder. Und über dem Campagnagrün hinweg dunkelblau der Monte Cavo in seiner ewigen Linienschönheit, und daneben die Schneehäupter der Sabina, und über dem allen „wie hellblauer Taffet" der leuchtende Himmel des jungen Frühlings von heute . . . Und vor uns das strahlende schöne Mädchen, die prächtigen blauschwarzen Haare hinten in losem Knoten aufgebunden, vorne in krausen Locken ihr ins Gesicht fallend und von der Stirn nur ein kleines Dreieck übrig lassend, welches unten von zwei plötzlichen, schön geschwungenen Brauen, aber dick wie mit Kohle hingestrichen, abgeschnitten wurde. Und darunter zwei taumelnde selige Augen, und wieder darunter und rundherum die weichste Farbe, nur noch einmal von zwei halb offenstehenden roten Lippen unterbrochen, und darinnen blitzte es von Zähnen, zwei, drei Reihen, was weiß ich . . .

Und diese übermütigen Lippen summten herausfordernd eine bekannte, schon vorher gesungene Melodie, und wir setzten lachend den ersten Vers ein:

„Tu sei bella
E tutti lo sanno“

und sie streckte uns beide Hände über den Tisch entgegen, jedem eine, und aus voller Kehle schmetterte sie lachend den zweiten hinterher — diesmal aber lautete er:

„E già quest' anno
Mi mariterò!“ *)

---

*) „Freilich bist du schön
Und jeder sagt's im Städtchen —
Drum auch kriegt das Mädchen
Noch heuer seinen Mann!“

(1872.)

Scirocco.

Auch die Städte haben ihre Krankheiten so gut wie die Menschen, Tiere oder Pflanzen. Rom zum Beispiel hat seinen Scirocco.

Scirocco! „Südwestwind“ steht dafür im Wörterbuch. Aber das besagt wenig und für Rom nichts.

Scirocco in Rom ist vielmehr wenn man — ja es geht nicht anders und ist für eine Sciroccodefinition auch ganz entsprechend, — ist wenn man morgens spät aufwacht und sich einbildet nicht wach zu sein, wenn man aufwacht und meint nicht geschlafen zu haben. Steckt man den Kopf ins Bett, ins Zimmer, ins Freie: man glaubt ihn in warmen Sand zu bohren. Im Bett mag man nicht schlafen, im Zimmer nicht arbeiten, im Freien sich nicht bewegen. Ueberall ist Staub, roter Wüstensand, sichtbar und unsichtbar; im verschlossenen Zimmer liegt er auf allen Gegenständen, in der Luft schwebt er, man atmet ihn, er verklebt die Poren, knirscht zwischen den Zähnen, entzündet die Augen ... An Denken ist nicht zu denken, das Sehen reicht nicht bis zum Gehirn, auch sind die Farben grau, die Formen dumm; jedes Geräusch ärgert dich.

Um den Scirocco, den der Neuangekommene kaum spürt, ganz auszukosten, soll man Römer sein müssen. Ich weiß nur soviel: Bleierner Schlaf ist für die meisten von ihnen einzige Rettung. Für die andern hat das Gesetz seinen Sciroccoparagraphen, und der Totschläger, welcher nachweist, beim Scirocco zugestochen zu haben, kann auf mildernde Umstände An-

spruch machen. Denn aus dem stumpfen geärgerten Unbehagen solchen Tages flammt es hier plötzlich elektrisch wie aus Gewitterschwüle: ebenso grenzenlose Heftigkeit bricht bei dem Römer messergeschwind hervor, der sich gedrückt und gequält fühlt und „leider" seinen Herrgott selber nicht dafür beim Kragen nehmen kann. Und so geschieht es, daß an Tagen, wo der Wüstenwind übers Meer kommt, um sich zwischen den römischen Bergen zu fangen und zu entladen, die Quiriten sich gegenseitig abschlachten wie Leute, denen das Gesicht verkehrt ist. Der Scirocco ist die Rache für Karthago, sagt die Legende.

Mein Freund Carlevaris erzählt sie nach den Mitteilungen des gelehrten Pater Pickson D. C. D. G. ungefähr wie folgt:

„Und es begab sich zu derselbigen Zeit, daß der Genius der Rache sich herniederließ zur Erde und faltete seine kahlen Flügel zusammen auf den Trümmern von Karthago.

„Und dem Marius vergleichbar saß er hin auf einen Steinblock der Höhe und sann, und von seinem Auge ging es wie ein Feuer über die Stätte der Verwüstung unter ihm.

„Einem Hunde gleich, welcher seinen Herrn sucht, strich der Wind winselnd durch die Trümmer; wenn es aber nicht der Wind der Wüste war, so waren es die Seufzer der Geister, die da umirrten durch diese Grabhügel zerschellter Säulen, gebrochener Mauern, umgestürzter Tempel und entweihter Häuser, welche sie dereinst ihre Heimat — Karthago — nannten.

„Da ergrimmte der Zorn des Genius über jene, so das gethan, und dem Löwen gleich, wenn er die Beute wittert, also hub er sein Haupt hoch auf den Nacken und streckte dräuend die Rechte von sich. Und siehe, der wimmernde Wind stob hinaus über das Meer und führte mit sich den Feuersand, den er in der Wüste aufgehoben. Aber die Segel der

Schiffe schwellte er nicht, sondern den Männern auf dem Wasser rann er wie Blei in die Glieder, die Arme sanken zu den Knieen und alle Kraft war von ihnen genommen.

„Und die Plage kam über das feste Land und wo sie vorüberfuhr, daselbst war Verheerung hinter ihr. Und stieg über die Berge und schaute hinab und sahe Rom, die Stadt, welche der Genius ihr gelobt hatte.

„Und schrecklich war die Wirkung der Plage.

„Die feisten Prälaten schliefen ein über ihren Breviarien, was ihnen doch nie begegnet, — es sei denn, daß der Scirocco wehe.

„Selbst der Heilige Geist, welcher just über eine äußerst heikle Frage mit Seiner Heiligkeit Zwiesprach pflog, steckte das göttliche Haupt unter seine weißen Flügel und Schlaf sank auf seine Augen, daß er entschlummerte auf der Lehne des Stuhles Petri. Und es war ein Glück für ihn, daß auch der schwarze Kater seiner Heiligkeit schlief. Dennoch aber geschah es also, daß die allerheiligste Dreifaltigkeit zum erstenmal unvollzählig war.

„Und sogar der Papst selber nickte mit dem Haupt und schlief. Und es schlief die ganze ‚famiglia pontificia‘: Sekretäre, Geheimkämmerer mit Schwert und Kappe, Schweizergarden, Ehrenkämmerer in Blau, geheime Ehrenkämmerer und solche Kämmerer, von denen dies Prädikat nicht ausdrücklich gefordert oder gesagt wird, geheime Kleriker, gemeine Kapläne, Kammeradjutanten, Geheimdiener, Hausmeister und was sonst noch immer zur geheimen und nicht geheimen päpstlichen Familie gehört.

„Gleichermaßen schliefen alle Angestellten und Beamten vom Generalpolizeidirektor an.

„Und also begab es sich, daß an diesem Tage — und es scheint lügenhaft zu sagen und kaum zu glauben — kein einziger ‚Liberaler‘ verhaftet wurde.

„Es schliefen im gleichen — will sagen es fuhren fort zu schlafen — die verehrungswürdigen Mumien an den verschiedenen Akademien, wissenschaftlichen, litterarischen, künstlerischen u. s. w. u. s. w. Und es fielen die Augen zu den Richtern über ihren Prozeßakten und die Schließer, Sbirren und Spione schliefen mit ihnen. Ein unerklärliches Unbehagen legte sich auf groß und klein, ein unbeschreibliches Etwas, so die Mitte hielt zwischen der Aufregung des Fiebers und den ersten Wirkungen eines einschläfernden Trankes.

„Siehe da ward der Genius der Rache geschaut über der ewigen Stadt und eine Stimme ward vernommen, gleich jener des Donners, die redete also zum Winde:

„‚Und du sollst atmen so heute als morgen über diesen Mauern, und dein Name bei den Menschen wird sein Scirocco, das ist allgemeine Abspannung (von „shi“ und „rhok“, zwei arabischen Wörtern, wie der obengenannte P. Pickson erklärt).

„Und diese Rache an den Söhnen der Scipionen soll dauern, bis eines Tages ein Finanzminister hervorgehen wird aus Biella, welcher den goldenen Zaubervogel zu fangen weiß, den man Gleichgewicht nennt, und bis ein Redakteur der „Voce della Verità“ einen Artikel schreiben wird voll gesunden Menschenverstandes.‘“

„Also sprach der Geist, faltete seine Flügel voneinander und verschwand in den grauen Höhen des Himmels.“

* * *

So ein Morgen war es dieser Tage; schon im Halbschlaf hatte ich gemerkt, was für Wind wehe. Wohl fünf- bis sechsmal war ich aufgewacht und hatte niemals Lust gehabt, den grauen müden Schimmer, der kraftlos auf den Dächern und im Zimmer umherlag, für Tageslicht zu nehmen. Eine Stunde lang hatte ich mich angezogen und vielleicht wäre ich niemals damit fertig geworden, wenn nicht meine Wirtin mich Hilf-

losen mit einer Flut von Geschwätz überfallen hätte, über den Heiligen Vater und über die neuen Apostelknochen und über Mazzini, der auch ein Apostel gewesen, über Frankreich und die jüngsten Wunder, die hohen Abgaben und die Generalatshäuser und — und — u. s. w. Zur Notwehr gezwungen, nahm ich alle meine Willenskraft zusammen und rettete meine fünf Sinne mit dem Rest meiner Empfindungsfähigkeit auf die Straße. Ohne dies hätte ich mich zu der Idee eines Lokalwechsels schwerlich aufgeschwungen. Meine Schiefertreppen kannte ich fast nicht wieder; sonst erschienen sie fast weiß, heute glänzten sie pechschwarz, schwarz und feucht auch draußen das Pflaster, ohne daß es geregnet hätte. Die Luft, an deren Vorhandensein hier sonst niemand denkt, war meilendick und zum Greifen, und der Obelisk vor Trinità de' Monti, gegen den ich bei klarem Wetter fast anzulaufen glaubte, wenn ich aus der Hausthür trat, sah aus wie ein riesiger Meilenstein am Ende der ersten Miglie. Ein matter energieloser Schein, der sich mit ebenso trägen, farblosen Schatten in das Straßenpflaster teilte, beanspruchte Sonne zu heißen. Aber wenn man sie auch nicht sah, so fühlte man sie doch.

Ich zündete mir einen „Cavour" an und erwischte natürlich das verkehrte Ende, obgleich ich die Wickelung wohl zehn Minuten darauf angesehen hatte. Unlustig und zwecklos drängte ich mich durch den Schmutz der regen, trottoirlosen Straßen, in dem trägen, dumpfen Bewußtsein, meine Seele demnächst unter irgend welchen Wagenrädern auszuhauchen. Nichts schien mir übrigens gleichgültiger als das. — Ich bog in eine Seitenstraße: nasse niedrig gespannte Wäsche klatschte mir ins Gesicht; nur Kinder und Katzen schien es hier zu geben, und die kamen mir zwischen die Beine. Ich verlor mich auf mechanischer Flucht immer tiefer in das Gewirr von Gassen, von deren himmelhohen Häusern nur die Dächer an besseren Tagen die Sonne kannten. Es war eine Stickluft zwischen diesen

engen Wänden und doch feucht und fröstelig, wie in den Katakomben, dazu eine nebelgraue Langeweile, wie in jenen Gräberstraßen. Auch der schmale gewundene und gezackte Streif grauen Himmels, den die Dächer hoch oben sehen ließen, glich jenen Luftlöchern und Oberlichtern, mit denen man so manchen Katakomben ihren ganzen Reiz genommen. Man hat nicht mehr das Gefühl, darin umkommen zu können, man sieht, wo man hintritt — was soll da noch wirken? — Aus einer buntbehängten, mit Lampen und Fanalen für den Abend besteckten Kirche, wehte mir noch dazu Weihrauch entgegen — sieben Bettler mit allen und keinen Gebrechen stellten mich, als ich an der Kirchenthür vorbeiging; aber ich fand, daß sie nicht schlechter daran waren als ich. Auch mir thaten alle Glieder weh. Sie wohnten beim lieben Gott zur Miete und hörten den ganzen Tag das Geschwätz seiner Kammerdiener, Portiers ꝛc.; ich wohnte dem Himmel auch nahe genug, und meine Wirtin schwatzte so viel wie zehn Pfaffen. Ich streifte den Campo de' fiori: wie zum Hohn auf den Namen fröstelte da ein halbes hundert alter Trödler umher, die ihren unbegreiflichen, keine 5 Bajocchi werten Kram, das zwecklosestе Zeug von alten Hausschlüsseln ohne Bart, zerbrochenen Glasknöpfen und Fensterscheiben, halben Mausefallen, abgedrehten Thürdrückern und, Gott weiß nicht was sonst noch alles, auf dem nassen Pflaster ausgebreitet feil hielten. Man hörte und sah den Kram ordentlich rosten, und mir kam es vor, als fingen die alten Kerle auch schon an, rotbraun anzulaufen und als setzte all dieses blödsinnige Gerümpel bis ins Riesige mehr und mehr an. — — Ich lief davon. An der Ecke zündete ich mitleidlos meine viel gequälte, weich gewordene Zigarre wieder an — natürlich für einige Züge nur. Es saß da ein öffentlicher Schreiber unter seinem Regenschirm, ob es gleich weder Sonne noch Regen zu fürchten gab, und hielt gähnend einen feucht gewordenen Briefbogen mit einem durchstochenen

Herzen in der Ecke über eine qualmende Oelflamme, während ein abgemagertes Mädchen, Kopf und Schultern in ein schwarzes Tuch gewickelt, mit den ängstlichen, tief umränderten Augen seinen Bewegungen folgte. Als ich meine Zigarre zwischen Briefbogen und Flamme schob, hätte sie fast aufgeschrieen. Bald darauf warf ich den Stummel weg, — kaum eines von den herumlungernden, unqualifizierbaren Individuen, die sonst jedem Raucher mit den Augen folgen, bückte sich heute langsam danach.

Ich weiß nicht, wie viele andere Straßen und in welcher Richtung ich durchschlendert hatte, als ich in ein enges Gäßchen trat, welches ein riesiger, altersschwarzer Palazzo fast ganz dunkel machte. Die ganze Gasse still; nur ein Hund war im Begriff von der anderen Seite einzutreten. Aber er schien auf unrechten Wegen zu wandeln und ein schlechtes Gewissen zu haben, denn als er mich sah, kehrte er um. Der Palazzo interessierte mich halbwegs. In seine Fundamente waren mächtige antike Granitsäulen eingemauert, bis an den Hals unterm Pflaster verschwindend. Schönes Marmorgebälk bildete die Einfassung des scheunenthorgroßen Portals. Aus dem unangestrichenen Bretterthor war die Pforte für Fußgänger gestohlen. So sah ich über einen düsteren Flur hinweg in einen matt beleuchteten Säulenhof, auf einen Brunnen im jenseitigen Palastflügel und auf eine feuchte, grünbewachsene Treppe, welche über ihn hinweg zu den oberen Stockwerken führte. Ein Bogen der schwarzen Loggien, welche den Hof noch von zwei Seiten zweistöckig umschlossen, rahmte dies in grauem Oberlicht stehende Bild ein; der von rechts hinüberqualmende Rauch von warmem Mist gab ihm noch einen besonderen malerischen Reiz. Gedankenlos trat ich hinein in die trübe Scenerie und stieg die glitschige Treppe hinauf, deren einstige Marmorstufen nur noch ein Kenner zählen konnte. Die Stiege endete auf einen weiten Flur, den jenseits zwei

riesige Porphyrsäulen und ein wäschebehängtes Gitter gegen die Aussicht hin öffneten. Ich trat hinan und sah durch die Wäsche hindurch auf ein paar Orangenbäume, die heute, ohne Sonne, mit ihren zahllosen kugelrunden, gelben Früchten dumm und wie aus einer Spielzeugschachtel aussahen, über ein paar niedrige, nesselbewachsene Dächer hinweg auf ein wunderliches, nie gesehenes Bild. Es war wie ein Stadtbild aus alten Büchern, aus dem Merian oder Braun, oder wie ein riesiger Klosterbau in abgelegenem Thale. Halb aus der Vogelperspektive sah ich weitgedehnte Mauern im Zickzack, die nichts mehr schützten als Kohlgärten und leere Weinhügel — das zu weit gewordene Kleid des leoninischen Vatikans — wüstliegende Höfe und leere, grasumschließende Befestigungen. Rechts und links und dahinter zogen sich graue Hügel weiter unter dem nassen, regendrohenden Himmel; nirgends ein Mensch; hie und da ein schwarzes Pferd oder ein paar schwarze Schafe; und mitten darin zwischen einzelnen kleinen Dorfhäuschen — obgleich es sechsstöckige Klöster und Kasernen waren — ein riesiger gelber Klotz von wirren Bauten, die ewige Kuppel ruhig und riesig darüberschwebend — der Vatikan mit Sankt Peter — —

Einige gackernde Hühner störten mich, eine melancholische Drehorgel mit Flötentönen begann unten im Hofe hinter mir:

„Da sedici anni ancor
Fu bella come un fior,
Adesso è passata
Ed ha perduto l'onor — —“ *).

Ich wandte mich um. Feiner blaugeäderter Pavonazetto umrahmte in gelbgewordenen, zerbrochenen Stücken eine hohe Thür zur Rechten, deren einer Flügel fehlte. Auf dem andern waren in weißem Grunde bunte verblichene Mädchenköpfe zu

---

*) Etwa: „Sie war mit sechzehn Jahren
Noch schön und unerfahren,
Jetzt ist sie welk, du lieber Gott,
Ihr Kränzlein ist der Buben Spott.“

sehen, durch Haar und Hutbänder zu lachenden Medusenhäuptern frisiert. — — Der sehr heruntergekommene genius loci war offenbar seinerzeit ein höchst lebenslustiger Herr gewesen.

Ueberall weiter hinein fehlten die Thürflügel und der Blick glitt ungehindert durch sieben oder acht öde riesige Räume mit zerschlagenem Fußboden, in denen kaum ein zerbrochener, lehnenloser Sessel stand. Ich that einige Schritte vorwärts, aber das Hallen meiner Tritte erschreckte mich und sagte mir, daß ich, wenngleich in Rom, doch wohl zu weit in fremde Wohnungen dränge. Indessen zog ein nachgedunkeltes Stück Renaissancefries, welches der Tüncher zu träge gewesen war zu erreichen, meine Augen nach oben. Ich trat ins nächste Zimmer, nach mehr suchend; aber farblos gähnten Wände und Gewölbe. Eine magere Katze, die mich anmiaute, lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf das, was neben mir vorging oder vorgehen konnte. Mein Blick fiel in einen weiten Saal zur Seite. Eine Art eiserner Bettstelle mit zwei quergelegten Strohmatratzen stand folterartig in der Mitte.

Eine weißlackierte Zopfkommode und zwei Stühle balancierten verloren in dem großen kahlen Raum umher. So ein Dutzend Heiliger in arme Holzrahmen zusammengesperrt an den hohen kaltweißen Wänden. Und mitten drin, scharf und dunkel gegen das zerbrochene Fenster abgesetzt, eine feine schlanke Gestalt in prächtiger abgeschabter Samtjacke und grauem Unterrock; die durch Brennen und Färben verdorbenen Haare sorglos im Nacken zusammengeknotet, krank und abgemagert, aber noch immer schön alles, was ich von ihr sah: Form, Haltung und Profil. Die schmalen Hände lagen fröstelnd über einem kleinen Henkeltopf mit Kohlen, den sie auf dem Schoß hielt. Zu ihren Füßen saß ein Wurm von etwa anderthalb Jahren, mit Orangenschalen und einer alten Parfümflasche spielend. Beide lauschten auf die verstimmte Drehorgel,

die unten ihr „Adesso è passata Ed ha perduto l'onor — —“ flötete.

Ich betrachtete das lebende Bild, als ob ich dergleichen bestimmt erwartet hätte, als ob es die ganz naturgemäße Staffage dieser Räume wäre.

Jetzt strich die Katze dem Kinde mit dem Schwanz durchs Gesicht, daß es zu schreien anfing, und sprang dann erschreckt auf die Lehne des Stuhles mitten im Zimmer. Die Daraufsitzende sah sich müde um — ihr Blick traf den meinen.

„O mein Gott, Sor Agustavo,“ sagte sie, und es klang, so leblos sie sprach, wie Musik gegen die Flötentöne der Drehorgel, „wer von den dummen Heiligen hat den guten Einfall gehabt, Euch zu mir zu schicken? Ich fürchtete mich gerade so sehr, allein zu sein bei dem Hexenwetter und in dem brummenden Palazzo, wo es überall aus allen Ecken mitspricht.“

„Agrippina!“ sagte ich, einigermaßen überrascht, soweit man sich das bei Scirocco und in Rom nicht abgewöhnt.

Ich kannte sie ja recht gut; vielleicht war ich sogar in sie vergafft gewesen. Vor etwa anderthalb Jahren hatte ich das junge Weib im Atelier eines befreundeten Bildhauers getroffen, der von ihr zu seinen besten Sachen inspiriert wurde. Die erste Römerin, an die ich denken durfte! Aber es lag wie heißer Sand über meinem Bewußtsein. Und damals war sie noch wild und lustig gewesen. .

„Da sedici anni ancor — —“

Wie sehr hatte sie sich seitdem verändert, wie war dies ewige Lachen verstummt, dies Auge müde und glanzlos, dieser aufgeschürzte Mund schmal und scharf geworden.

„Adesso è passata — —“

Die Orgel fuhr fort, unser Gespräch zu begleiten.

„Ja,“ sagte sie, mir den Kohlentopf reichend und das Kind auf den Schoß nehmend, „es ist fingerkalt, und dabei ein

Scirocco, daß man rabbiat werden möchte. Seit diese Buzzurri den Heiligen Vater eingesperrt haben, verdirbt er das Wetter, ihnen zum Schabernack. Nehmt Euch einen Stuhl, Sor Gustavo; wenn Ihr ihn zusammenbrecht, ärgern sich die Lumpe, die uns pfänden wollen, und ich kann doch einmal wieder lachen."

„Aber Grippina, wie ist das nur alles so gekommen? Wie ist das möglich? —"

„Bah," sagte sie, vor sich hinstarrend, „wer weiß das! Denken thun nur die Leute, die lügen oder stehlen wollen. Das kommt eben, wie's kommt. Der ewige Vater hat so gut den bösen Blick wie der Papst. Manchmal mag er's wohl gut meinen mit einem, aber er schaut ihn an und der verdirbt. — Ich bin wieder mit Tiberio zusammengegangen," setzte sie müde hinzu, „daß Gott ihn totschlüge!"

„Mit deinem Mann?"

Sie nickte.

„Ja, aber weshalb denn um des Himmels willen? Du warst doch damals so glücklich, daß er dir davonging."

„Ich weiß wohl," sagte sie. „Das war einmal. Er kam eben wieder; und als er sah, daß es mir nicht schlecht ging und keine andere mit ihm zu thun haben wollte, versuchte er's von neuem mit mir. Zehnmal habe ich ihm die Thür gewiesen. Das elfte Mal hatte er's gefunden. Er hatte mir nachgespürt und drohte mir mit den Registern der Polizei. Der Elende! Weswegen? Ich verstand ihn nicht einmal ganz damals. Und dann war ich stolz, ich war eine geborene Römerin — diese Sklaven des Pilatus mit ihren unsauberen Händen sollten mir kommen. Ich schlief mit dem Messer in der Hand. Aber er hatte sich auch hinter meine Wirtin gesteckt mit allerlei Lügen und bald war ich ohne Zimmer. Inzwischen kam er immer wieder und bat, die Polizei wollte Ausweise oder Garantien, sie drohten mir — was weiß ich.

Lange genug habe ich bald hier, bald dort geschlafen — aber ich bin kein Fuchs oder Hund der Campagna, der die Jagd gewohnt ist: ich ward müde, und — seit der Zeit ist Tiberio wieder mein Mann."

„Ed ha perduto l'onor," tremulierte diese unleidlich moralisierende Orgel. Ich hatte das Lied so oft in fröhlicheren Tagen von ihren lachenden Lippen gehört — — jawohl! „Grippin mit sechzehn Jahren war jung und unerfahren — Jetzt ist sie welk, du lieber Gott! Ihr Kränzlein ist der Buben Spott."

Nach einer Pause begann Agrippina wieder: „Und Sor Filippo," fragte sie, „was macht er?"

Ich versicherte, daß es ihm gut gehe.

„Wir haben uns erzürnt," sagte sie.

„Ich weiß."

„Ich möcht's begraben und einen Stein drauf legen."

„Ich fürchte, es ist kein Platz mehr auf eurem Friedhof."

Sie schwieg wieder.

„Verzeiht," begann sie dann, „ich würde Wein holen, aber der Räuber von Wirt, der zum Finanzminister verdorben ist, borgt nicht mehr."

„Ich danke. Aber hast du Durst?"

„Durst nicht gerade — aber — Hunger."

„Hunger! Aermste!" Und ich gab ihr zwei Franken. „Geh und iß."

„Ich kann nicht weggehen, ich erwarte Leute. Ein ausgezeichnetes Geschäft, bei Christus!" sagte sie lachend. „Aber wenn Ihr mir das Kind so lange halten wolltet, spränge ich hinüber, äße und brächte den Rest zurück."

Ich nahm das Kind, die Katze sprang mir auf den Rücken und miaute hungrig, Agrippina ging.

Als ich allein war und aus dem trübseligen Raum in das trübselige Wetter hinausstarrte, ging mir die Geschichte

dieses Wesens durch den Kopf. Mein Freund hatte sie mir damals erzählt, als sie noch, ein glänzendes, übermütiges, lebensfrohes Geschöpf, sein Studio zu einem der lustigsten Roms machte.

Es war wahrhaftig schon Elend genug, was damals über sie hinweggegangen war, ohne die silbernen Glöckchen ihres Lachens auch nur im geringsten verstimmt zu haben. Es gehörte schon bis damals die ganze Lebensfähigkeit eines päpstlich-römischen Naturkindes dazu, die aufwachsen wie die wilden Katzen, um nicht am moralischen Scirocco zu erschlaffen und zu Grunde zu gehen.

Ihr Vater war ein wohlhabender Mann und hielt ein Caffè in der Via Felice, mitten im Künstlerviertel. Als der Alte sich zur Ruhe setzen wollte, wurde sie mit ihren vierzehn Jahren die Frau eines Cafetiersohnes aus der Regio ai Monti. Ihr Mann übernahm die Wirtschaft des Schwiegervaters und erweiterte dieselbe durch ein Milchgeschäft, in welchem bald fünf Kühe standen. Anfangs ging alles gut, denn Verkehr war genug am Hause von Künstlern der jungen Frau wegen und von Fremden der frischen Milch halber. Aber was der Winter brachte, ward im verdienstlosen Sommer wieder verjubelt. Inzwischen wurde der Herr Gemahl vornehm und sah nicht mehr nach dem Geschäft. Die Frau hatte mit den Kindern, die allmählich kamen, genug zu schaffen. Zu Winters Anfang, wo die Kasse leer war, kam eine Viehseuche hinzu. Versichert hatten sie natürlich nichts; der Römer ist dazu viel zu „praktisch“. Er rechnet genau, aber nur für die Gegenwart, so schnell und so viel als möglich zu verdienen. Er sieht bei der Vorsicht keinen augenblicklichen Nutzen und daher nur Schaden. Wozu ist übrigens auch Sant' Antonio, der brave Haustierheilige da! Aber Sant' Antonio mußte wohl sein Nachmittagsschläfchen halten oder mit einem andern Vorzimmerheiligen eine Partie machen, kurz, die Seuche schlich

sich ein und alles Beten und Fluchen war zu spät. Was half es, daß die Bilder des guten Heiligen ins Feuer wanderten — die Kühe fielen und die Wirtschaft war ruiniert. Der Alte selber zwang den Schwiegersohn zum Bankerott. So wurde er wieder Kellner, Lump u. s. w. Bald mußte sie für ihn und ihre drei Kinder sorgen. Sie wusch und plättete für die Fremden, aber als der Sommer kam, war es auch mit diesem Verdienst vorbei und in der öden Stadt nichts anderes zu finden. Zwar ein Monsignore war da, den der Herr Gemahl selber ins Haus brachte und der für alles gesorgt hätte, aber sie wollte nichts davon wissen. Sie ließ sich lieber schlagen, wenn sie ihm den neuen Rock oder die Stiefel, die er brauchte, nicht schaffen konnte. Während dieses Elends starb eines der Kinder nach dem andern und die Eltern zogen sich von dem „Lumpenpack" vollends zurück. Und als der brave Tiberio begriff, daß die Zitrone bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt war, verschwand auch er eines Tages, das letzte, was sie besaß, mit sich nehmend — ihren Trauring — (la fede, die Treue, sagt der Italiener). So lange hatte sie ihn nach Kräften geliebt und war ihm treu gewesen in allen Ehren, auch nachdem er sie hatte verkaufen wollen. Aber nun hatte er die Treue mit hinweg genommen.

Agrippina war wieder allein. Sie fühlte sich noch jung und schön und es wehte wieder frische Tramontana in ihrem Herzen — — „da sedici anni ancor fu bella com' un fior!" — — Sie hätte keine echte Tochter Roms sein müssen, wenn sie an die Zukunft gedacht hätte. Sie dachte nur an die Lust des Lebens und sprang mit beiden Füßen hinein. Sie hatte unter den Künstlern Bekannte genug; sie begann ihren prächtigen Kopf, ihre graziöse, zu allem geschickte Gestalt als Modell zu verwenden, bis sie eines Tages die Freundin jenes Bildhauers wurde. Das dauerte jahrelang, mit kurzen Unterbrechungen von ihrer Seite allerdings, bis sie's ihm eines Tages zu bunt

trieb und er ihr erklärte, daß er die Geschichte satt habe. Und sie ging lachend weg: er halte sie wie eine alte Frau und sie sei doch auf der Welt und jung genug, um zu leben.

Dann, als ihn die Blattern packten, saß sie plötzlich wieder an seinem Lager und war nicht zu vertreiben. Ihren neuen Freund, der sie darüber zur Rede stellte, sah sie einmal groß an, und dann nicht wieder. Ich hatte für die Agrippina, als sie noch Mädchen war, schon ein Auge gehabt, glaube später Freund Filippo um sie beneidet zu haben — jetzt, damals, verehrte ich sie. Indessen als jenen die Gefahr wieder zu Atem kommen ließ, verschwand sie ohne Dank abzuwarten, wie ich später erfuhr, zu einer Freundin nach Perugia, bei der sie Arbeit fand.

Von dort hatte sie dem Bildhauer, je nachdem es ihr ging, hin und wieder geschrieben und er schickte ihr Geld. Allerdings, wie man nachträglich erfuhr, hatte der Vorleser, als er den Wert der Briefe merkte, den Inhalt bereits beim zweiten Mal unterschlagen und die darauf bezüglichen Stellen ausgelassen oder verdreht. Dann hatte sie eines Tages eine andere „Amicizia" geschlossen, hatte den alten Freund besucht und ihm unbefangen die Anzeige davon gemacht. Darauf waren sie noch einmal, beiderseitig zufrieden, auseinander gegangen.

Das war die Geschichte der schönen Agrippina, deren Kind ich nun schon eine Stunde auf dem Schoß hielt.

Warum kam sie nicht wieder? war der Gedanke, der mir in meinem Brüten aufdämmerte. Damit vermischte sich der andere: sollte sich diese bunte Blume wirklich nicht mehr erholen vom Scirocco?

Die Antwort sollte nicht fehlen.

Es hallten Schritte — aber es kamen offenbar mehr als eine Person, und zwar Männer. Ich blieb mit dem Kind auf dem Arm sitzen und die drei Eintretenden behielten so gut den Hut auf wie ich. Der eine war ein Gerichtsbeamter, die anderen zwei Facchini, Lastträger. Ich erfuhr, daß sie

wegen der Pfändung gekommen wären, und mußte aufstehen und mich aufs „Bett" setzen, während sie Stühle und Kommode wegtrugen.

Als es wieder still geworden, war mir's, als ob es noch unheimlicher geworden sei in dem hohen, steinernen Saal als vorher. Das letzte Holz war jetzt aus ihm verschwunden.

Wieder war eine Viertelstunde vergangen, ohne daß ich ernstlich ungeduldig geworden wäre. Eine zweite, eine dritte Drehorgel hatten hin und wieder meine Sinne halb aufgeweckt, aber nur auf Minuten. In der Zwischenzeit klang der trübe Grundton weiter: Adesso è passata — —

Da ermunterte mich ein roher Lärm, der durch das Zimmer daher kam.

Und das war der Anfang vom Ende.

Agrippina und Tiberio traten lachend und singend ins Zimmer — total betrunken — —

So viel verstand ich, daß sie ihn auf der Stiege getroffen, daß sie zusammen in die nächste Osterie gegangen und den sinnverwirrenden Schatz von zwei Franken einmütiglich zu Wein gemacht hatten — — Damit verstand ich auch was Rechts! Ich starrte die Agrippina an wie ein unheimliches Rätsel.

„O entschuldigen Sie, Signorino," sagte Tiberio grinsend, als er zu Wort kam, und damit zog er sich taumelnd gegen die Thür zurück, an deren schmutzige Marmoreinfassung er sich lehnte, „entschuldigen Sie, ich hatte vergessen — bei Christus — daß meine Frau Besuch hat."

„Du bist ein Schuft, Tiberio!" sagte ich aufbrausend, legte das Kind aufs Bett und ging.

„Wie Sie befehlen!" rief der Mensch mir lachend nach, „es lebe also der heilige Ehestand. Vien qua Dorina bella!" Und er breitete die Arme aus.

Ich floh. Hinter mir hörte ich Tiberio lachen und das Kind schreien: dann dumpfen Lärm.

Erst auf der Treppe spürte ich, daß ich das Bild dieses letzten Augenblicks wie aufgebrannt im Gedächtnis trug. Arme Agrippina! Ich sah sie bleich neben ihrem Kind an der Folterbank von Bettstatt lehnen, furchtbar ernüchtert, mit starren Augen, aus denen plötzlich der mitleidige Rausch verschwunden war, mit den Augen einer an Leib und Seele Gerichteten, in deren plötzlich erwachtem Bewußtsein sich die Hölle spiegelt. Sah Tiberio diesen Blick nicht, mit dem Agrippina ihn erwartete, diesen Blick voll Haß und Entsetzen, wie ich ihn der müden Seele nicht mehr zugetraut hätte?

„Ich an Tiberios Stelle würde heute nicht zärtlich," dachte ich.

Lächerlich! Haßte sie ihn nicht und mußte doch sofort mit ihm trinken, gewohnheitsmäßig mit ihm teilen? Kaum daß mit dem berückenden Schatz von zwei Liren die Macht der Befriedigung für einen Augenblick in ihre Hände gelegt war, erwachte auch die von der elenden Not allein gemeisterte Begierde oder ließ sich von diesem Hund, dem Tiberio, erwecken. Und sie scheute sich nicht einmal, mir wieder unter die Augen zu treten. Nein, die war auch jetzt gewiß nicht spröde.

Dieser gräßliche Gedanke verließ mich nicht mehr. O, es war eine jämmerliche müde Geschichte von menschlicher Erschlaffung und Erbärmlichkeit, eine rechte Sciroccogeschichte.

Draußen regnete es. Der Wind strich mir lau ins Gesicht, daß es mich ekelte. An der nächsten Straßenecke jammerte auch noch die verdammte Orgel wie eine alte Betschwester:

„. . . adesso è passata . . ."

Ein widerliches altes Weib bettelte mich um einen Soldo an „um der Liebe willen", und bot mir etwas an, was ich nicht verstand.

Die ganze Nacht mußte ich an Agrippina und Tiberio denken. Die ganze Nacht wehte der Scirocco.

Am andern Morgen las ich das Ende in der „Capitale".

Unter einer Reihe dramatisch aufgeputzter erbärmlicher Mordgeschichten und Messeraffairen stand auch diese: daß ein gewisser Tiberio Paradisi, beschäftigungslos, gestern abend neben dem Bett erstochen gefunden sei, wahrscheinlich von seiner Frau, die er zweifellos habe mißhandeln wollen. Aber diese Aermste (von deren Schönheit und sympathischem Wesen der Reporter viel zu rühmen wußte) habe es vorgezogen, „ihr Geheimnis, Leid oder Schuld, dem großen Vertrauten, dem milden und verschwiegenen Beichtiger alles römischen Elends anzuvertrauen — dem Tiber." Sie hatte sich ertränkt.

„Scirocco!" schloß der Berichterstatter seine Rubrik.

„Tramontana!" dachte ich und atmete auf.

Ernst und verschlossen drängte sich der Tiber noch durch die Häuser der ewigen Stadt. Ueber St. Peter aber, wie über einem vergoldeten Tabernakel wölbte sich wieder leuchtend die unermeßliche Himmelskuppel.

(1872).

Zur vatikanischen Legende.

Es wird einmal wieder das vatikanische Kerkerstroh aufgerührt. Der Papst will abreisen. Die „Gefangenschaft“ ist nicht länger auszuhalten.

Vielleicht ist das ganze alte Lied über dem Strich nicht mehr der Rede wert. Im Feuilleton hingegen mag es verstattet sein, aus diesem Anlaß einige ganz persönliche Erinnerungen auszukramen, von denen freilich ausdrücklich bekannt werden muß, daß sie ihre flüchtige Veröffentlichung nur verdienen, weil sie eine Zeit glossieren, zu welcher das päpstliche Bettstroh — damals Pii Noni — ebenfalls sehr spärlich bemessen sein mußte; daraus zu schließen wenigstens, daß es von den Offiziösen überallherum des eifrigsten gedroschen wurde, wobei denn manchem Fernstehenden der Staub in die Augen flog, im Vatikan hingegen nichts Außergewöhnliches zu bemerken war. Und so lange noch Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. die Legende vom Gefangenen im Vatikan nicht endgültig redigiert hat, dürften zu ihrem bisherigen Vulgatatext kleine Anmerkungen und Vorschläge erlaubt sein, deren Inhalt ein dem Irrtum unterworfener Mensch erlebt zu haben glaubt.

Um indessen gewiß nicht in den Verdacht zu kommen, als beabsichtige ich mit einem täuschenden Aushängeschild sensationsbedürftige Leser in die harmlosen Alltäglichkeiten des hier aufgestellten Panoramas zu locken, gestatte ich mir gleich an der Kasse die bestimmte Erklärung: daß ich niemals des besonderen Vertrauens irgend einer Kirche oder ihrer Hohenpriester gewürdigt worden bin, und daß somit hinter dem

Vorhang dieser Einleitung — sollte er wider Willen marktschreierisch bemalt scheinen — doch durchaus nichts von Enthüllungen zu erwarten ist; weder Indiskretionen noch Stillleben aus der privaten Herrlichkeit des Vatikans, des schönstgelegenen aller Stadtpaläste, werden hier gezeigt. Vielmehr waren meine sämtlichen Beziehungen zum römischen Klerus und dessen Oberhaupt schon damals, während meines mehrjährigen Aufenthaltes in der ewigen Stadt, höchst äußerlicher Natur. Während sie in ihrer Blüte standen, ließen sie sich zusammenfassen und ausdrücken: erstens und hauptsächlich in ungezählten Fünfzig-Centesimi-Zetteln, mittels derer ich im Verlauf meiner Studien dienstwilligen Sakristanen den Empfang von Gefälligkeiten und mir die Besichtigung verhängter oder verschlossener Sehenswürdigkeiten bestätigte; zweitens und leider schon minder häufig in der Bewunderung eines von Segen triefenden „Zampone", den ich von Zeit zu Zeit im Hause eines Exkommunizierten mit Pius IX. zu teilen pflegte — nicht vermittelst eines Wunders, sondern viel einfacher, weil die Köchin meines feinschmeckenden Freundes einen päpstlichen Schweizer zum Bruder hatte, welcher diese gekrönteste aller Würste von dem Küchenmeister Sr. Heiligkeit zu kaufen leicht hatte, sobald frischer Modeneser Peterspfennig angekommen war; und endlich drittens und nur ganz hin und wieder darin, daß ich einem jungen, zwischen Attaché und Adjutanten schillernden Monsignore behilflich war, in abgelegener klosterversorgter Osterie einige Foglietten wahren Lebensöls auf die versiegende ewige Lampe zu gießen, welche er dem Marienkultus in beiderlei Gestalt auf dem Altar seines unbegebenen Herzens entzündet hatte — ein flackerndes, echt römisches, und doch im Auslande gezogenes Kirchenlicht, nebenbei bemerkt, welches unterm verfluchten Dach mit uns vom gesegneten Zampone zehrte und bei dem ich niemals klar gesehen habe, ob es dem slavischen Bischof, zu dessen Dienst es bestellt war,

leuchtete oder ihn durch- und beleuchtete für Zuschauer, die auf dunklen Tribünen gewärtig saßen.

Von einer letzten Beziehung, in welche ich mit Hilfe dieses Priesters in diplomatischer Sendung zum Vatikan trat, soll hier indessen allein die Rede sein. Und auch diese war nur in ganz äußerlichem Sinne innerlicherer Art, als die bisher genannten.

Ein Freund von mir, Ketzer wie ich, Bildhauer seines Zeichens und Willens, wenn auch nicht immer seinen Aufträgen nach, hatte übernommen, eine gewisse Reihe jener heidnischen Inschriften abzuklatschen, von denen die Galleria lapidaria des vatikanischen Museums über 3000 Stück enthält. Die Erlaubnis dazu war ihm trotz des eigenen Heidentums angenehm wie ein Kranz aufs Haupt gedrückt. — „Ah, gehen's, Herr v. Möller," sagte die reizende Baronin Soundso, die er modellierte, „was fallt Ihnen denn ein? Lassen's mich aus mit der Archäologie, um Gotteswillen. Treiben's was Gescheiteres in Ihren Mußestunden — — Ja, was sagen's da? Unfreiwillige Muße? Und keinen Permeß haben's bekommen? Ah, die Schand'! Jetzt werden wir's aber gleich haben."

Und damit stieg die resolute Frau in ihr Coupé und fuhr, verschönert von der Ueberzeugung, daß sie mehr vermöge als eine ganze Gesandtschaft, zum Kardinal Taletale, an den sie empfohlen war. Der alte, weltgewandte Herr stammte noch aus der guten Zeit, wo auch Rom und der Vatikan eine Welt waren. Ich denke mir, er tätschelte der jungen Witwe, die neben ihm auf dem Diwan plauderte, unablässig die Hand und ließ nur los, wenn der Diener mit Eis oder Früchten eintrat. Schließlich schmeichelte er — und hier stehe ich sofort wieder auf dem Boden der Thatsachen — um ihr Bild und versprach seines dagegen. „Gut," sagte unsere kleine Baronin, „ich werde zu meinem Photographen fahren, obgleich

ich das Sitzen hasse. Aber das Ihrige muß monumental sein, Eminenz. Und außerdem sammle ich Reliefmedaillons. Ich kenne einen jungen, liebenswürdigen Bildhauer, den ich protegiere. Diesen werde ich Ew. Eminenz schicken."

Was war für den galanten alten Herrn gegen dies reizende, kategorische Italienisch zu machen? Er empfing den jungen Künstler äußerst scharmant, kam ihm trotz des Podagras bis an die Thür seines Arbeitszimmers entgegen, drückte ihn in die Sofaecke und konversierte eine halbe Stunde über alles mögliche Nichts. Dann fiel er auf sein Hauptthema: die gemeinschaftliche Freundin, diese „cara baronessa — una giovinotta tanta istruita, tanta amabile — uff!" Und als die Eminenz ihrem Gaste selbst den Ueberrock anhalf — sie litt es nicht anders — hatte dieser die Bestellung und die Zusicherung des Permesses in der Tasche. Der alte, in der Archäologie recht sattelfest dilettierende Kirchenfürst wollte das persönlich besorgen. Er hielt schon am nächsten Tage Wort, und mein Freund — sagen wir mal Möller — begann zu arbeiten.

Mir ward die Erlaubnis, ihm zu helfen, weder parfümiert noch vergoldet; aber sie galt ebensoviel, als ich sie einmal in der Tasche hatte; sie gestattete, den Vatikan zu betreten und im Museum zu arbeiten, ohne auf die Fremdenstunden beschränkt zu sein. Auch mir half kein Geringerer als ein Gesandter — die Hausexzellenz eines kleinen Staates — den Ueberzieher an, als ich ihn um die Vermittelung eines Arbeitspermesses gebeten hatte, den er leider nur den Unterthanen seiner Privatmajestät besorgen konnte. Mit dem höflichsten Bedauern, daß ich nicht die Ehre hatte, diesen beigezählt zu werden, passierten wir die Thür des Empfangszimmers, ich halb rückwärts. Da sah ich die Exzellenz lächeln und wandte mich um — — Heiliger Gott! Ich stürzte vor wie eine Mutter, die ihr Kind vor indiskreten Blicken zu ver-

bergen wähnt: zwei Schritte vor uns, mitten im breitesten Licht des Vorsaals stand ein baumlanger Lakai, meinen Winterrock an beiden Schultern präsentierend, das verschämte Innere uns entgegengebreitet! Mitten in Italien, mitten im Frühling, und so mit einem überflüssig gewordenen deutschen Ueberzieher zu verfahren! Das Futter beider Aermel — ich fuhr hinein wie ein überraschtes Mädchen in ihren Frisiermantel, mit beiden Armen zugleich, aber vorbei — — „Langsam, langsam, junger Freund," sagte die Exzellenz, „lassen Sie mich helfen — vorsichtig oder Sie kommen gar nicht hinein, so wenig wie in den Vatikan, wenn Sie gleich laut zu wettern anfangen, weil man solchen Ketzern einige Schwierigkeiten macht" — — Dann ging es. Auch mit dem Vatikan. Ich wandte mich an meinen Monsignore; dieser stellte mich in der Cancelleria des Maggiordomo dem Monsignor Pacca vor — damals war er noch nicht Kardinal — und ein geschorener Schreiber fertigte die Permessi aus auf Handpapier.

Es gibt einen herzlich unbequemen Satz in der vatikanischen Gefängnislegende, an welchen die Touristen aller Nationen glauben müssen, wenn sie nach Rom kommen. Er lautet offiziell: „Das vatikanische Museum ist von 8—11 und von 2—4 zugänglich." Wenigstens damals lautete er so. Und nach der Interpretation der Kustoden, welche Zwangskurs hatte, galt er außerdem nur in der Variante: „Um 10½ resp. 3½ wird geschlossen."

Ich liebe nicht gerade Paradoxen und der Widerspruch um jeden Preis gehört längst nicht mehr zu meinen Bedürfnissen. Aber gerade an diese durch so viele Experimente bestätigte Wahrheit muß ich meine wenigen Notizen zur „vatikanischen Legende" knüpfen und sagen: „Umgekehrt! Ich gestatte mir, für ‚wird geschlossen' jedesmal zu schreiben: ‚wird geöffnet' und vice versa!"

Nun kann ich leider für den Beweis dieses Paradoxons

ebenfalls nichts Gewichtigeres reden lassen als meine eigene Erfahrung. Aber ich wage es, diesen einzigen Zeugen so vielen ehrenwerten und wahrheitsliebenden anderen gegenüberzustellen, und hoffe, meine salomonischen Leser von der Glaubwürdigkeit desselben durchaus zu überzeugen. Ich meine sogar zu diesem Behuf nur einer kurzen Beschreibung unseres ersten Arbeitstages im „Gefängnis" zu bedürfen.

Die vatikanische Festung lagerte feierlich und kirchenstill hinter den riesenhaften Säulenhallen, die im Verein mit Sankt Peter und der Galerie Berninis sich davor legen, um jedes Geräusch pulsenden Lebens zu verschlingen, welches die Wälle und Mauern der Palaststadt etwa noch hindurch ließen. Auf dem weiten Platz, an dessen Rand wir unseren Kaffee tranken, lockte die Sonne und spielte in den wasserreichen Fontänen, — es war noch früh und ich verspürte durchaus keine Neigung, mich in das „Gefängnis" einsperren zu lassen. Wir machten also noch einige Schritte, einen Spaziergang um den Chor von Sankt Peter, woselbst wir das Gras wachsen hörten. Weiterhin wurden einige schwarzglänzende Hengste gestriegelt, welche sich die Mähnen hatten wachsen lassen wie weltverachtende oder beleidigte Künstler. Daneben war der rote Galawagen des Papstes mit den goldenen gewundenen Säulen und lustigen Federbüschen in die Sonne gezogen und durfte sich seines Glanzes freuen. Wir wollten ihm das seltene Vergnügen nicht stören; denn es war deutlich, daß er hier nicht spuken durfte, wenn Menschen aus der lebendigen Stadt heraufkamen, die er hier am Ende der Welt in so früher Morgenstunde nicht erwartete. Auch hatten wir in diesem Stadtviertel nichts zu suchen. Jene affektiert entlegene Hinterpforte des vatikanischen Museums, durch welche man das profane Publikum einläßt, wurde erst um acht geöffnet. Unsere Permessi erschlossen außerdem geradere Wege. Also kehrten wir um und betraten zehn Minuten später die Residenz durch ihren natür-

lichen Eingang von der Piazza di San Pietro aus. Dort lagert, jedem Vorübergehenden sichtbar, eine Schweizerwache, das heißt ein Haufe natürlicher, meist deutsch redender Schweizer, die durch feuerrot, gelb und schwarzes Kostüm ebenso unkenntlich gemacht sind, wie ihre vorgebliche Landsknechtstracht durch den modernen Schneider, der von Kostümechtheit ungefähr so viel zu verstehen scheint, wie ein erster Tenor. Aber immerhin eine bewaffnete Macht, die diesen langen Engpaß sperrt und dem Ganzen eine verdachtvolle Haltung leiht. Hier wurden unsere Erlaubnispapiere — heute und jeden folgenden Tag wieder — aufs genaueste geprüft und wir selber dann unter Bedeckung an die napoleonisch zugeschnittene Gendarmenwache abgeliefert, welche auf der Scala Pia vor der Porta Borromeo ihren Stand hat. Neue Revision, neue höfliche Eskorte und französische Sprache. Wir traten hinaus in den herrlichen Hof Bramantes: überall, wo sich eine Thür zeigte, Doppelposten, drüben an der Einfahrt die Offiziere einer Hauptwache mit Kaffee und zollfreien Zigarren beschäftigt. Rechts lag der Flügel, von welchem Se. Heiligkeit die Welt beherrscht und überschaut, im Morgenglanze, links erstiegen wir das erste Stockwerk der Loggien und durchschritten die heiteren Lauben Giovannis da Udine, an deren Ende sich der Eingang in die Lapidaria öffnet. Noch einmal passierten wir einen Gendarmenposten. Er stand gegenüber der Thür des Appartamento Borgia, vor dem angelehnten Eisengitter jener Loggienflucht, welche in den päpstlichen Flügel hinüberführt, und plauderten mit einem Schweizer, der drinnen schilderte.

Dann — — nahmen wir Abschied von der Sonne. Der herbeigeklingelte Pförtner warf die schwere Eisenthür krachend ins Schloß und wir waren untergetaucht in die farblose, hallende Einsamkeit, in die bekannte dumpfe, gefängnisartige Endlosigkeit der Galleria lapidaria — —

Meinen Sie?

Die Thür stand weit offen — auch jene des Appartamento Borgia lehnte nur an — die Gitter, welche das Museo Chiaramonti und die Bibliothek sonst abschließen, sah ich in der Ferne weit geöffnet. Und diese ganze Weite lag erfüllt vom süß erfrischenden Duft der japanischen Mispel, welcher durch die geöffneten Fenster und Balkone vom Giardino della Pigna und dem Boccareggio herüberwehte. Die Sonne schien in breiten Streifen zwischen die Marmorbilder, auf deren Postamenten Ammen saßen, mit Soldaten wie überall; Kinder spielten zu den Füßen des Tiberius oder der Niobide, Schlachter mit Fleischmulden, Weiber mit Grünzeug, Wäscherinnen mit ihren Körben auf den Köpfen drängten sich und balancierten gefährlich dazwischen hindurch, als hätten sie alle die Nasen abgestoßen, die den Antiken fehlen. Einkaufende Köchinnen, lesende Priester, bücherbewaffnete Benediktiner, heilig der eine, der andere nachdenklich wandelnd — Geschäft, Leben überall, eine Marktstraße, auf der nur die Wagen und die Ausrufer fehlten. Und das alles passierte, ohne daß der Kustode in Hemdsärmeln von seiner Morgenzeitung aufsah — — Wohin war der bewaffnete Friede des Bramantehofes, wohin die weihevolle Andacht, die man hier sonst zu empfinden gewohnt war, wohin die Kellereinsamkeit, die ich in den weiten Räumen, so früh und so allein, zu finden noch eben gefürchtet hatte — — ?

Als der Gendarm ihm auf die Schulter klopfte, sah der Kustode in seinem Thürwinkel auf und setzte sich den Kneifer zurecht. Dann empfing er uns, mich mit der ausgesuchtesten, meinen Freund Möller mit der vertraulichsten Höflichkeit alter Bekannten, die sich gegenseitig hochschätzen. Prisen, Zeitungen, alles mögliche mußten wir erst genießen, bevor wir an die Arbeit kamen. Inzwischen nahte die Stunde, wo man drüben an der Sala della biga die Fremden einläßt. Man spürte das wie ein Erdbeben bis in den entlegensten Winkel: der Kustode grüßte ein letztes Mal vertraulich mit der Hand, dann schloß

er die Thür und verschwand in einen großen, ernsthaften, schwarzen Rock. Eisengitter klirrten ins Schloß und wie mit einem Zauberschlage versank die bunte, lebendige Wirklichkeit. Kalte Stille legte sich fühlbar auf die weißen, weiten Räume, in denen eine Zeitlang nur die Schritte der überall wie aus dem Boden gewachsenen Schweizer hallten. Fast eine Stunde währte es, bis die schnellsten Rotbuch studierenden Engländerinnen sich bis zu diesem Flügel des endlosen Museums durchgelesen hatten und am Ende des zweitausend Jahre langen Korridors auftauchten. Rasch kamen sie näher, denn das Verschlossene reizt den Touristen mehr als irgend ein Zugängliches und das Gitter am Ende des Museo Chiaramonti war gesperrt. Alle parlamentierten sie, ausnahmslos, um die Bibliothek, das Appartamento Borgia oder wenigstens die Galleria lapidaria zu sehen, von wo sie dann schon weiter zu kommen gedachten. Der Kustode — unser höflicher, gesprächiger und durchaus nicht unempfänglicher Kustode — blieb stumm, oder grob und unzugänglich.

Bis die Zeit erfüllet war. Unsere Uhren zeigten kaum halb elf und überall hieß es: „si chiude!“ Die Patrouillen, die sonst nur alle Stunden gingen, mehrten sich und wurden stärker, guckten hinter die Postamente, auf die Balkons und in die Nischen; überall tauchten starke Gendarmenposten auf — — der Papst machte um diese Zeit seinen Spaziergang und mußte jeden Augenblick kommen.

„Bleiben Sie ohne Sorge,“ sagte unser Kustode, der sich wieder in Hemdsärmeln zu schaffen machte. „Wenn Se. Heiligkeit kommt, müssen Sie allerdings einen Augenblick mit mir hinaustreten — nur bis er durch ist.“

Mit einem der aufgezogenen Schweizer hatten wir am Morgen bereits ein Gespräch gehabt, als er in der Galerie flanierte und, wie ich denke, seine Köchin erwartete. Er wollte wissen, was wir da auf der Leiter machten. Er begriff nicht,

daß wir seinem Rat nicht folgten und die Inschriften „rechts von der Thür" in Arbeit nahmen, obgleich es doch christliche waren. Wenn uns diese auch nichts nützten, wie wir behaupteten, so mußten uns die „ketzerischen" auf der anderen Seite doch an der Seele schädigen.

Als nun die Posten verdoppelt wurden und der Dienst ihn wieder in unsere Nähe geführt hatte, winkte der Brave. Aber es war zu spät; der Papst war im Anzuge und wir mußten schleunigst hinaustreten. Nur noch einige unverständliche, aber offenbar schlaue Gebärden erhaschten wir von diesem unserem zweiten Protektor. Zehn Minuten darauf hätte er abtreten können, denn Pius war vorüber; aber er blieb. Als wir wieder eintraten, kam er strahlend auf uns zu, griff in die Pluderhose und zeigte eine kleine Hand voll unverständlich geformter Wachsstückchen.

„Agnus Dei", sagte er pfiffig „er hat gestern den ganzen Tag welche geknetet. Ich hatte Wind davon und habe ihn eben um eins gebeten, als er vorbeigetragen wurde."

Der gute heilige Vater hatte ihm eine Hand voll gegeben. Und nun begann das Geschäft: mit uns, mit den Wiederverkäufern von Kapuzinern, mit neidischen Kameraden, die auch so einen Segen nach Hause schicken wollten, mit Dienstmädchen, die mittlerweile wieder häufiger wurden; sogar das Salutieren vergaß der Brave über seinem Handel, und doch rasselten Offiziere genug vorüber in großer Uniform, mit Schleppsäbel und Sporen, die zur Cour mußten oder in den päpstlichen Gemächern Dienst hatten. Es war wieder lebendig geworden um uns her und das Leben flutete wieder aus und ein durch die hinter dem letzten Fremden geöffneten Gitter.

Wir hatten eine längere Leiter nötig; aber der „Abwischer" war nirgends zu finden.

„Er wird in der Osterie sein," sagte unser Freund, der Kustode, während er sich den Cylinder vor einem Taschenspiegel

zurecht rückte. „Aber sagen Sie's doch dem Posten da, der wird Sie hinführen. — Mahlzeit meine Herren!"

Der Schweizer war derselben Ansicht wie der Kustode. Er rief seinem nächsten Kameraden etwas zu und bat uns dann, ihm zu folgen. Wir gingen die nunmehr treibhausheißen Loggien entlang — es war stille, wie überall um diese Mittagszeit —, durch die öde Sala ducale, wo längst keine fremden Fürsten mehr empfangen werden, und durch die Sala regia, die mit ihren Verherrlichungen all des kriegerischen Pompes der katholischen Geschichte sich ungefähr wie ein Saal im Dogenpalast ausnimmt. Auch die Bartholomäusnacht war noch da zwischen den Fenstern. Aber „strages Hugenottorum" darunter war nicht mehr sichtbar; überhaupt erschien der Saal viel abgelegter, als sich für das streitbare Pontifikat unserer Tage schickt. Indessen sah ich genau das anmutig hoffnungsvolle Lächeln, welches um die Lippen Sr. Heiligkeit schwebte, wenn er durch diesen Saal nach der Sixtinischen Kapelle schritt. Ueberall, wo nur eine Thür neu angestrichen war, stand sonst ein monumentales „Pius IX. P. M. (fecit)", nur hier fehlte er noch mit einer „strages infidelium". Aber auch das mußte kommen; er, der gute Verwalter, konnte diese von seinem gnädigsten Herrn verlangen — —

Auch wir durchschritten diese Räume, welche die Vorsäle der beiden Kapellen Sistina und Paolina bilden, und irgendwo hier im Winkel zwischen beiden über der Sala regia oder in dem Gewinkel, welches an die Sistina stößt, war es, wo wir unseren „Abwischer" fanden. Meine Orientierung ist hier mit den bekannten Plänen des Vatikans zu Ende.

Ich weiß nur, daß wir eine kleine Mauertreppe hinanstiegen, deren Zugang neben jenem der Capella Sistina wahrscheinlich nicht sichtbar ist, wenn die Thür der letzteren zurückgeschlagen ist. Auf dieser Stiege, auf der man direkt unter die Gottmenschen Michelangelos zu gelangen fürchtet, gerieten

wir in ein dumpfiges Kneipchen, in welchem es aufdringlich nach Weibern roch und woselbst wir unseren „Abwischer" mit einigen kleinen Priestern, Bedienten und Kollegen beim Frühstück fanden. Er stand verbindlich auf, unter großen Entschuldigungen uns das Wort abschneidend, und versicherte, dies sei kein Lokal für Signori. Er könne das absolut nicht zugeben. Wenn wir frühstücken wollten, gäbe es andere Trattorien — — er sei fertig, wir möchten ihm nur die Gnade erweisen und vorangehen.

Im Vatikan zu speisen, schien uns wichtiger als alle langen Leitern der Welt, und wir folgten unserem dritten Gönner, der an der Sistina klingelte und uns dort einem vierten vorstellte, welcher gerade die Pinsel auswischte, mit denen er den Petrus des Pietro Perugino, wie er die Schlüssel empfängt, auf entsetzliche Weise und in dreierlei Größen zu vervielfältigen pflegte. Wir erfuhren bald, daß der im Vatikan gebürtige Herr Kollege sich ganz auf diesen Kopf und auf ein Thema eigener Komposition beschränke, Pius IX. in der Glorie darstellend, mit dem heiligen Geiste über, dem Teufel unter sich und der Krone des ewigen Lebens auf dem Haupte („Tu es Petrus" stand unter dem Ganzen); daß Seine Heiligkeit selber durch seinen „Paten", den Kardinal Antonelli, diese seine Arbeiten ausnahmslos zu diskretem Preise erwerbe, um damit Kirchen oder Deputationen zu beschenken, und daß er, der Kollege, sich eine Ehre daraus mache, mit uns frühstücken zu gehen, um so mehr, da seine Mutter eine Trattorie halte mit einem ausgezeichneten Wein — Kirchenstück würde man am Rhein sagen — den er uns als Kennern übrigens nicht weiter zu empfehlen brauche.

Nach beendigten Höflichkeiten folgten wir ihm durch die genannten Säle zurück, zum drittenmal über den bramantischen Cortile di San Damaso. Den Wachen, die ihn mit fragendem Blick grüßten, antwortete er: „Sie gehen mit mir früh-

stücken, diese Herren.“ Neben der Einfahrt für die päpstlichen Empfangssäle passierten wir die Hauptwache, deren höfliche, französisch sprechende Offiziere uns bereits wie akkreditierte Personen behandelten, und betraten einen Durchgang, der uns aus dem Cortile delle Loggie ins Freie führte, vor ein Haus, dessen Mauern offenbar eines jener Festungswerke bilden, welche der Vatikan hier gegen die leoninische Stadt vorschiebt. Dies gastliche Haus war so gut eine Trattorie, und eine so gute, wie nur irgend eine andere in oder vor den Mauern Roms, nur billiger und besser als irgend eine drunten im Borgo. Allerlei Leute saßen drinnen und draußen auf der breit mit Blumen besetzten Loggia, die auf die blitzende Stadt, die weiße Lionessa und die blauen Gebirge hinüberschaute. Zwei von den Gästen grüßten uns, Deutsche, die uns im Caffè gelegentlich als frühere päpstliche Spione gezeigt waren. Die Wirtin, unseres Herrn Kollegen Mutter, grüßte sehr gnädig hinter einer Art Ladentisch hervor. Sie war etwas in die Breite gegangen wie die meisten Römerinnen mit den Jahren; aber noch heute konnte es bei ihrem Anblick niemand wunder nehmen, daß ein Kenner wie der Kardinal Antonelli sie vor cirka achtzehn Jahren seiner Patenschaft gewürdigt hatte. Der Wirt, den sie „Don Giovanni“ riefen und der den Stiefvater unseres Kollegen vorstellte, begrüßte uns mit vollendeter Grazie. Er hatte die saubere Serviette zierlich unterm Arm und trug den violetten Priesterrock der Sakristane von San Pietro aufgeschürzt, denn er war in der Basilika angestellt und hatte um zwei Uhr Dienst. Bis dahin verschwand und erschien er im Rauch des Herdes, wo er einstweilen zu seinem und seiner Gäste Vorteil das Braten und Backen besorgte — —

Nachmittags im Museo vaticano dasselbe steiflangweilige Stück mit den Fremden, nur daß diesmal das Damenpublikum jugendlicher war und die unnatürliche Unhöflichkeit unseres Kustoden vor dem Museo Chiaramonti auf noch schwerere Proben

gestellt wurde. Aber alle flehten sie vergebens an dem Gitter, hinter welchem wir doch frei umhergingen.

Kaum indessen war der letzte Fremde ausgetrieben, da rasselten die Gitter auf, die Thürwächter und Kustoden verschwanden ganz, und die Sonne, welche inzwischen übers Dach gestiegen war, begann von der Gartenseite wieder in die Fenster zu scheinen. Zuerst kamen wieder die Ammen, diesmal mit Kindern und von jungen Müttern begleitet, dann wieder geistliche Welt, keine Mönche oder Priester, sondern elegante Monsignori, courmachende Elegants von Kardinälen oder alte Bischöfe, welche die Gicht plagte. Auch Antonelli sahen wir gleich am ersten Tage und haben später fast täglich mit ihm geplaudert, wenn er abends kam, seine Passeggiata zu machen. Er interessierte sich, wie es schien, noch immer für schöne Frauen und mochte zu manchem ihrer Kinder, die er vergnügt in die Backen kniff, im Patenverhältnis gestanden haben. Zwischendurch flanierten junge Herren, meist Offiziere im Interimsrock oder in Zivil, falls sie in die Stadt hinab wollten, Damen am Arm, plaudernd, lachend, Grüße und Artigkeiten austauschend — Samt und Seide, Tressen und Waffen, Augen und Zähne blitzend in der Abendsonne zwischen den stillen, kinderumspielten nackten Römerkaisern und Heidengöttern, — und als der Corso beendet war, einzelne Damen und Frauenspersonen, ein immer ausschließlicher weibliches Publikum von allen Sorten, wie das männliche vom Kardinal und General bis zum Lakaien und Soldaten vertreten gewesen war — —

Gegen halb sieben Uhr verklang der Lärm allmählich und die letzten Gestalten huschten vorüber: man hatte seinen Spaziergang beendet, sich gezeigt, gesehen, begrüßt; wer in die Stadt wollte, war hinaus, wer im Vatikan erwartet wurde, drinnen; die Besuche aus den getreuen Familien waren angekommen; das Leben hatte sich in die inneren Räume dieses

stadtartigen Palastes zurückgezogen, wo man seine Liebhabertheater hat, seine Karussells, Klubs und was sonst noch nützlich ist, die Abende zu verkürzen. Mit dieser Versicherung entließ uns unser heimkehrender Kustode, als in der Galerie die Lampen angezündet wurden.

Als ich mit meinem Monsignore von diesen überraschenden Erlebnissen sprach, verstand er anfangs durchaus nicht, was mir daran aufgefallen sei.

„Warum denn, um der Barmherzigkeit willen," sagte er, „sollen einige tausend Menschen im Vatikan nicht alles das nötig haben, was sie irgend anderswo auf der Welt gebrauchen? Soll denn gerade Se. Heiligkeit ohne Hofstaat leben? Glauben Sie, daß gerade die Christenheit ohne Ministerien regiert wird? Und dann unsere Armee vom General bis zum Gemeinen, vom Kardinal bis zum Chorknaben, vom Camerlengo bis zum Fabrikarbeiter, alle Beamte aller Ressorts von der Inquisition bis zur Küche: sind das keine Menschen? Was haben Sie denn für Begriffe gehabt von uns — daß wir von der Luft leben, oder von himmlischem Manna durch die Schornsteine? Sie haben sich die schwarze Verschwörung, die ihr Netz über die ganze Erde breitet, denn doch zu schattenhaft vorgestellt, Verehrtester. Sie haben wahrhaftig erst heute gemerkt, daß die Maschine, mit welcher die Welt regiert wird, auch klappert und Feuerung haben will!"

Ich suchte mich mit meinen früheren, ganz entgegengesetzten Eindrücken zu entschuldigen, wie ich sie als Tourist im „Museo" empfangen hatte. Er lachte. — „Finden Sie es nicht ganz originell," sagte er, „wenn die Entdecker der Gefangenschaft im Vatikan die Gefängnisluft, die dort nun einmal wehen muß, von den neugierigen Fremden atmen lassen?"

Ich nannte das ein unwürdiges Theaterspiel; er meinte, auch anderswo zeige sich niemand im Hemde, und fand sogar eine anerkennenswerte Höflichkeit darin, daß man die Fremden

überhaupt noch einließ. Ich protestierte im Namen der Wissenschaft und Kunst gegen die Möglichkeit der von ihm angedeuteten Vergewaltigung; er nannte das Heiligtum der Skulptur achselzuckend die Hauptverkehrsstraße des Vatikans. Ich sprach von den Rechten aller Gebildeten; er wunderte sich, daß so ein Riesenorganismus diese Unterbindung seiner Lebensader sich überhaupt noch gefallen lasse. Allerdings, meinte er, wenn man nun doch einmal gezwungen sei, Komödie zu spielen, müsse man auch für Zuschauer sorgen.

„Aber der Damasushof und die Loggien," sagte ich, auf allen Linien geschlagen, „sie liegen außerhalb des Fremdenverkehrs und sind voller Wachen und Posten. Die Tausend zur Rechten und Zehntausend zur Linken thun wahrscheinlich nur Nachtdienst. Ich schließe das aus den Hunderten, von denen sich Pius tagsüber bewachen läßt wie nur der Zar."

„Was sollen wir denn mit all den ‚Schweizern' und Gendarmen anderes anfangen als Staat machen?" antwortete er ruhig, — „und dann — passiert all das Audienzvolk gerade dort hindurch. Bedenken Sie doch die Legende von der vatikanischen Gefangenschaft."

(1878.)

Hochsommerbild.

Da unten der breitgefahrene staubige Heideweg, in dessen Pfützen Schweineherden schlafen, bis an den Rüssel in Schlammwasser, wo es tief genug ist, das ist der Tiber, an welchem auch Rom liegt.

Auf dem gelben Felsen drüben brennt es wie Rot- und Blaufeuer: Borgo San Cavolino mit seinem hellblau getünchten Palazzo Spinola in schattenlosem Oleandergebüsch; eine Stadt, wie der Arzt Annibale Zoppo, ihr Geschichtschreiber ausruft, deren uritalischen Adel, deren Macht und stolze Größe — bis auf den Namen! — der Neid des emporgekommenen Rom sich wohl gehütet hat, der Nachwelt zu überliefern. Nur von den scharfsinnigen Bemühungen seines unvergleichlichen Freundes Don Genziano Buonanottes, Pfarrers zu San Cavolino sopra Giunone, um die Wiedererweckung der etruskischen Sprache, sowie von der ewigen Gerechtigkeit des allmächtigen Gottes hofft der Livius von Borgo San Cavolino, daß dereinst die Steine reden und den Verrat Roms, zugleich mit dem wahrhaft antiken Ruhm seiner Vaterstadt verkünden werden.

Auf der einsamen Haltestelle drunten am Tiber trockneten die Windeln der Stationskinder; denn der Schnellzug der römischen Eisenbahn kümmert sich tröstlicherweise nicht um die alte Königsstadt und der Postbote war bereits abgefertigt, der die Sonntags in der Kapitale gezogenen Lottonummern und sonstige unvermeidliche Neuigkeiten hinaufbringt.

Der arme Postino war begreiflicherweise der einzige Christenmensch, der sich zwischen Bahnhof und Stadt die staubigen Meilen hinschleppte; denn es war heute weder Festa oben,

noch Gerichtstag. Verrückte Fremde aber, die sich auch ohne diese zwingenden Gründe auf der Landstraße umhertreiben sollen, störten den Sommerschlaf der alten kyklopisch-argivisch-pelaskisch-etrurisch-cisciminischen Königin noch weniger als ihren Winterschlaf.

Der Postino mußte einen weiten und steilen Umweg machen, aber er war ihn gewohnt. Denn die Brücke, welche den Stadtfelsen mit der Hochebene verband, war irgend einmal hinabgestürzt und an ein Wiederaufbauen nicht zu denken. Dazu war die Stadt viel zu klerikal und wollte es bleiben, wie der Herr Parroco sagte. Da hatten natürlich weder er noch die Regierung Veranlassung einzuschreiten.

Der Postino wußte heute kaum woher die Luft nehmen zum Steigen. Selbst ein Postino kann doch kaum in heißem fliegenden Sand und Dampf leben. Und weiter war der Wirbelwind gewiß nichts, der ihn aufwärts trug. Die steinernen Türme — und Borgo San Cavolino hatte deren noch eine stolze Anzahl — ja ganze Gebirge von Kranzgesimsen, wie das des Palazzo Spinola und selbst die Kyklopenmauern (in der dritten kyklopischen Manier erbaut, wie Sor Annibale sagt) flackerten nur so in der afrikanischen Luft, daß es dem Postino ordentlich ängstlich anzusehen war. Den Monte Sant Oreste (Soracte) unten in der flimmernden Campagna hätte jeder Engländer wehmütig mit einem Plumpudding in angezündetem Rum verglichen und das Felsentheater der Sabina, der Abruzzi und der fernen Terra di Lavoro schien sich unter dem Wüstenwind in heißen Dampf aufzulösen. Der politisch geschulte Postino mußte bei diesem Anblick seufzend an das Ministerium und die tunesischen Angelegenheiten denken.

Sor Cavolino, der vor seiner Schlosserei auf der „kyklopischen" Mauer lag und auf den Postino wartete, schüttelte bedenklich den Kopf, als er wieder nichts gewonnen hatte. „Dies Jahr behandelt er uns schlecht, caro mio postino," sagte er und spuckte nach den ganz verbrannten Maisfeldern

in der Tiefe, von denen nur noch kleine, gelbschwarze Stummeln zu sehen waren, „schlecht, sehr schlecht behandelt er uns!“ San Cavolino nämlich, sein Namensheiliger, und gegen ihn, gegen Sor Cavolino, war das doppelt unrecht. War ihm das große Kreuz bei der Prozession dieses Herrn je zu schwer gewesen? Kam er nicht seinem Schutzpatron mindestens halbwegs entgegen, indem er unverdrossen jede Woche dem Glücke die Hand bot und seinen Terno spielte? San Cavolino brauchte nur in diese einzuschlagen, wenn er nun einmal den Mais verbrennen lassen wollte. Hatte Sor Cavolino nicht um San Cavolinos willen schon einmal alle die Scherereien einer Assisenverhandlung ausgestanden und dann sechs Jahre auf den Ponza-Inseln gesessen — da drüben? Und Sor Cavolino wies ohne aufzusehen mit dem Kopf in der Richtung, wo man sie, 500 Fuß höher, auf dem Monte Cimino, hätte sehen können.

Der kleine hungrige Postino starrte nach der angedeuteten Seite und that einen Pfiff, um auszudrücken, wie vollständig er sich dieser gewichtigen Leistung Sor Cavolinos entsinne. Er war ja selber mit dabei gewesen und hatte es trotz der roten Bruderschaftskapuze, die er für den Herrn Marchese (mit dem er von gleicher Statur war) trug, so deutlich gesehen, wie seine beiden Hände jetzt: wie Sor Cavolino das Unglück hatte, Tischlers Pepe niederzustechen, der früher aufgestanden war und ihm das Prozessionskreuz streitig machen wollte. Er begriff also Sor Cavolinos Stimmung gegen seinen Heiligen durchaus und als ein dienstfertiger Mensch vergalt er die freundliche Anrede, indem er den Wunsch aussprach, daß den Heiligen dafür der Schlag rühren möge.

Aber auch damit schien es bei Sor Cavolino nicht getroffen zu sein. Wenigstens zuckte dieser die Achseln und schrie zwei Weiber an, die sich in der weiten Stille über den ganzen Abhang hinweg, über den Scirocco, die Arbeit und ihren Hunger in Ritornellen ausklagten: er werde ihnen den Hals

umdrehen, falls sie nicht zu glucksen aufhörten. Damit fühlte sich der Postino entlassen und ging seufzend weiter.

Die steilen Gassen der Stadt waren noch ganz blank und glitschig von Wachs; denn die von Borgo hatten ihrem San Cavolino gerade einen Bittgang gethan und ihm, von der Stadtmauer herab, die verbrannten Felder gezeigt. Allerdings nur bei Nacht, denn die Sonne brauchte das nicht gerade zu sehen. Dafür aber war San Cavolino auch in einer Wolke von Licht und Weihrauch, das „Konzert" mit der neuen türkischen Trommel voran, außen um seine getreue Stadt getragen, so daß sein Glanz bis weit in die Sabina hinein und über die Campagna hinaus den Neid aller Kollegen erregt haben mußte. Und dabei war das Wachs nur so getropft, so daß es heute noch, bei der Hitze, nur immer breiter auseinanderschmolz. Aber das war jetzt schon drei Tage her und noch immer nichts, keinerlei Erkenntlichkeit, keine Spur von Regen. Im Gegenteil!

Kaum hatten sie nämlich den Heiligen samt Bannern und Kreuzen wieder in seinen Schrein geschlossen, da war es losgegangen. Es rollte und ballte sich in den Bergen. Ueber die aus unzähligen Rissen um Regen schreiende Campagna her kam es auf gewaltigen Schwingen, — der Wind, der luftbewegende, atembringende —? Jawohl! Es pfiff auch, aber wie aus tausend Dampfventilen, es pfauchte, zischte und schnaufte wie aus dem Rachen eines feuerspeienden Drachen, „boshaft und mitleidlos wie ein Basilisk" — „welcher Wurm, wo er keine Kreatur findet, so er mit seinem Blick vernichten könnte, die Bäume anzischt, daß sie verdorren." So wenigstens citierte der obbemeldete Signor Annibale aus Franco Sacchetti zur Erläuterung über das Wesen des genannten, aber in Borgo San Cavolino von niemand gekannten Basilisken.

Mit einem Wort, der Scirocco stürzte sich auf die Stadt gleich einem tollgewordenen Feuerwurm, warf dem Herrn Marchese, der nach dem Postino mit den Lottonummern und dem

„Osservatore Romano“ ausschaute, die Augen voll Sand, den er aus Afrika mitgebracht hatte; blies dem ungeduldig Erwarteten seinen heißen Odem wie Blei bis in die Fußspitzen, so daß es dem Sindaco schien, man werde ihn bald durch einen flinkeren ersetzen müssen; und wirbelte dem Herrn Parroco, der aus der Apotheke trat, den blanken Dreispitz vom Kopf, durchs nächste Haus und Fenster hinaus, durchs Stadtthor wieder herein, über die Mauer — und nun ließ er ihn, dem Adler gleich, in einem einzigen breiten Schwung über das dunstige Thal hinsegeln, um den neuen König der Lüfte drüben mit einem Fußtritt in den Wassertümpel unter die Schweine zu schleudern.

Jedem einzelnen setzte sich die fliegende sandige Schwüle in den Nacken und ritt ihn. Der Himmel senkte sich auf jede Kreatur, wie eine gewaltige erstickende Last, die weder Hitze noch Qualm hinaufläßt . . .

Don Genziano trat ungern wieder in die dunkel gemachte, nach Seifen und Haaröl duftende Farmacia zurück. Die Apotheker sind in ganz Italien tüchtige Christen und wer die Herren Pfarrer und die übrigen wohlgesinnten Honoratioren einer Stadt diskurierend treffen will, braucht sich nur bei ihnen einen erfrischenden Trank bereiten zu lassen oder eine Schachtel Räucherkerzchen gegen die Zanzaren zu kaufen. Aber heute hatte den Herrn Parroco die Diskussion geärgert. Zwar hatte dort soeben, trotz einer stupenden Gegenrede Sor Annibales, und trotzdem Don Genziano halbtot war vor Scirocco und folglich nur mit seiner halben Energie für ihn eintreten konnte, Cato recht behalten. Die Zerstörung Karthagos stand glänzend gerechtfertigt da. Alle ehemalige Bundesgenossenschaft zwischen Hannibal und Borgo San Cavolino half nichts. Aber nun verdrehte der Doktor boshaft die Konsequenzen und verlangte, daß sein scharfsinniger Freund nunmehr auch das Recht der Italiener auf Tunis und das wünschenswerte eines sieg=

reichen Krieges, selbst gegen Frankreich, zugeben müsse. Don Genziano war dieser Sorte karthaginiensisch-tunesischer Fragen natürlich entrüstet aus dem Wege gegangen, — um draußen dem karthaginiensisch-tunesischen Winde in die Hände zu fallen.

Richtig. „Die Rache für Karthago!“ rief ihm Sor Annibale schadenfroh entgegen, als er barhäuptig wiedereintrat. Aber zum Glück ließ es sich der Apotheker just nicht nehmen, daß die Erde heute, und speziell in diesem Augenblick, durch den Schweif des Kometen gehe, und hinter dem dritten heftig bewegten Fächer im Lokal rief den Wiedereintretenden die Stimme eines andern Benestante zum Zeugen dafür an, daß der alte Aretiner Lionardo Bruni mit seinem Weltuntergang recht behalten werde. Nur daß die Sache länger dauere als vierzehn Tage und bereits mit dem Mai angefangen habe. Damit war Sor Annibales Schadenfreude übertönt, aber auch die Aretiner Frage machte dem Herrn Pfarrer Unbequemlichkeiten. Denn einerseits haßte er aus irgend einem Grunde alles, was aus Arezzo kam, andererseits konnte es ihm nicht passen, irgend einer Prophezeiung vor der Zeit so einfach entgegenzutreten. Jahre, in denen das Volk sich ängstigt, sind niemals schädlich gewesen für die Kirche oder ihre Diener. Dazu kam, wie man sich selbst sagen kann, die Ungewißheit, ob die ausgesandten Jungen seinen neuen Hut wiederfinden würden und in welchem Zustande, die Gewißheit, in seinem alten Fuchs zur Marchesa gehen zu müssen und doch auch wieder die Unruhe, daß dieser ihm noch nicht gebracht wurde. Auch die Pfarrer sind Menschen, nur daß sie es nicht so merken lassen, und der unserige saß wegen der Lottonummern auf Nadeln, gerade wie die übrigen Gäste der Farmacia. Zu alledem litt Don Genziano, dessen körperlicher Umfang dem seiner geistlichen Autorität entsprach, nach Gottes ewiger Gerechtigkeit für zwei beim Scirocco. Als man ihm daher den alten Hut brachte, setzte er ihn fast ingrimmig in den Nacken, kaum bei

Gruß und Segen umspielte seinen kräftigen Mund hinlängliche Süße, dann stieg der Herr Pfarrer in das Dampfbad des Corso hinaus, die Stufen hinan, entrüstet alle zehn Schritt seine Sutane bis über die Knie lüftend, daß es ganz anstoßerregend aussah.

Man kann sich denken, wie schlecht der Herr Pfarrer auf seinen San Cavolino zu sprechen war. Die Wahrheit zu sagen, traute er ihm schon lange nicht mehr. Wußte doch so recht niemand, welche Stelle dieser Herr im Paradiese einnahm, selbst er, der Parroco, nicht. Auch seine irdischen Tugenden waren unbekannt wie seine Herkunft, und wer sich dem Heiligen besonders verpflichten wollte, schloß daher für alle Fälle dessen Mutter ins Gebet mit ein. Für gewiß galt nur, daß er für Lichter und Weihgeschenke empfänglich und gegen Pest, Plünderung und Zahnschmerzen gut sei. Wie es dagegen mit dem Regenmachen und überhaupt mit der Landwirtschaft (Mais und Haselnüsse) aussah, wußte man noch lange nicht gewiß. Sogar Verständnis und Eifer für diese und andere Bedürfnisse von Borgo San Cavolino war der Herr Parroco heute geneigt, dem Schutzpatron abzusprechen. Schlimmes ahnend hatte Don Genziano sich bis zum letzten gegen den Bittgang gewehrt. Richtig, nun hatte man die Geschichte. Statt Regen dieses Fegefeuer, als ob Borgo ein Sodom und Gomorrha sei. Nein, was zu arg ist, ist zu arg, und dies war zu dumm! Wußte denn San Cavolino nicht, was für Zeiten waren? Uff! Ja, wären diese „Piemontesen“ nicht auch mit Blindheit geschlagen, so daß sie sich mit Steuern, Exekutionen und Aushebung verhaßt machen mußten: die Messen und Lichter könnten leicht dünner werden, mein lieber Cavolino!

Auch die Signora Marchesa, die den Parroco erwartete, war ernstlich böse mit San Cavolino. Sie zuckte gewaltig mit den gewaltigen Schultern, wenn sie, durch ihre dunkelgemachten Säle fächelnd, an seinem Bilde vorüberschritt. Ohne

Regen keine Ernte, kam sie den Winter nicht nach Rom. Und ferner, wie Don Genziano sagte und wovor die Madonna ihre Getreuen beschützen möge, kriegten diese verdammten Republikaner und Freidenker Oberwasser, denen nichts heilig war, weder Papst noch Madonna, weder Marchese noch Parroco.

Richtig. Der Advokat zum Beispiel saß schon gleich in der Tabakstrafik, der gefährlichste Mensch in der ganzen Stadt, der es sogar wagte, über das Verhältnis Donna Lauras, der Marchesa, zu Don Genziano seine Glossen zu machen. Heute hatte er den guten San Cavolino vor. Noch dazu, sagte dieser Lästerer zu den Bauern, noch dazu hätten sie ihren braven Heiligen ganz neu anmalen und wohlriechend firnissen lassen. Das sei nun sein Dank dafür. San Cavolino sei seit dem frischen Anstrich stolz geworden. Wenn jemand so lange in fliegenbeschmutzter Armut gelebt habe, als ein graues bescheidenes Bauernwunderthäterchen, und solle nun plötzlich einen goldenen Mantel und blaue Stiefel tragen, sei das aber auch gerade, als wenn der Postino eines Morgens als Kardinal aufwache. Vielleicht auch habe es Gevatter Purgatorio, der Maler, versehen und San Cavolino könne einfach nicht mehr aus den Augen sehen seit dem neuen Ueberzug. Jedenfalls aber allen Respekt vor solcher Protektion. Ihm persönlich allerdings seien Kanonen sicherer als Heilige, und wenn man sich mehr auf jene als auf San Benedetto Cairoli und San Cialdini verlassen hätte . . . dio madonna! . . .

Daraufhin wollte der Schulmeister, der sonst nie Politik trieb, sofort den Franzosen den Krieg erklären. „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam,“ sagte er. Es schien heute überhaupt nur einen Gedankengang, einen Gedankensprung in ganz Borgo zu geben, den vom heiligen Cavolino oder vom Scirocco aus, der von Tunis herweht, auf Tunis selber. Auch das jämmerliche Ministerium wollte der aufgeregte Maestro di scuola wegjagen, Garibaldi in Tunis

landen lassen, im Rollstuhl oder auf dem „Duilio" galt ihm ganz gleich, aber losschlagen, losschlagen! Oder wenigstens eine Demonstration machen. Das Land hätten die Franzosen, den Wind sie. Seinetwegen, sagte der Maestro, könnten sie auch den König wegjagen und den Papst wieder auf den Thron setzen, nur (die eine Bedingung hatte der Maestro für diesen Fall zu stellen) die verdammten Pfaffen müßten dann vorher totgeschlagen werden, damit sie den guten Papst nicht wieder verführten. „Diese verfluchten Francesi," sagte der Maestro, sein Messer, mit dem er schon eine Zeitlang fuchtelte, in den Tisch stoßend, „was sind sie überhaupt gegen uns Römer! Bastarde von uns sind sie!"

Und zum Glück für Frankreich, Depretis und ganz Europa senkte der Maestro hier die Nase auf den Ladentisch und schlief neben seinem Messer ein.

Auch zu seinem Glück. Denn es wäre ihm natürlich sehr unangenehm gewesen, wenn der Herr Parroco ihn gehört hätte.

Don Genziano pustete nämlich mittlerweile auf den Laden zu, um die gezogenen Lottonummern einzusehen, die der Tabaccaio längst ausgehängt haben mußte. In diesem eiligen Fall hielt er es für eine leichtverzeihliche Sünde, bei dem „Piemontesen" vorzusprechen. Aber — zur Strafe wahrscheinlich für diese Bequemlichkeitssünde — mußte Don Genziano seinen Augen trauen, er mußte sehen, daß San Cavolino seine Nachlässigkeit gegen die Felder auch nicht durch den kleinsten zugewiesenen Gewinn wieder gut gemacht hatte.

Ich will lieber davon schweigen, was der Herr Pfarrer, der wie ein erhabenes Standbild der Entrüstung dastand, in diesem Augenblick von San Cavolino dachte. Nur soviel will ich erwähnen, daß er beim Umdrehen an den Postino anlief (welcher neben den ausgestellten Nummern wartete, um einen etwaigen Gewinner zu beglückwünschen), und daß er diesen fast mit seiner schweren Schnupftabaksdose niedergeschlagen hätte.

Auch im Palazzo hatte der Scirocco arge Verwüstungen angerichtet. Selbst die stolzgefestete Herrlichkeit des Herrn Marchese war inzwischen ausgegangen wie Appretur bei der Wäsche. Er wurde sogar in Hemdsärmeln gesehen, als er nach dem Postino ausschaute, und er schien durchaus keinerlei Verletzung zu empfinden, als er seinen Kutscher in demselben Kostüm am nächsten Fenster bemerken mußte.

Donna Laura freilich brauchte lange nicht soviel Grad, um weiß wie die weiße Frau, nur recht viel körperhafter und unverhüllter, durch ihre dunkeln Säle zu schlurfen. Ach, niemand, der ihr begegnet wäre, hätte noch von Marmor gesprochen, selbst der Herr Parroco konnte sie nicht mehr mit einer Juno vergleichen. Ohne Gürtel, ohne Schleier, sogar ohne Augenbrauen lief sie heute herum, bereits die sechste Virginia rauchend, und den Hausfreund und Beichtiger erwartend. Heißer, fliegender Zug stäubte im ganzen Palazzo umher, und doch dachte man drinnen mit Entsetzen an die Straße, wie an die Schattenlosigkeit des Fegefeuers.

Während sich draußen die Scirocco- oder Karthagofrage immer schärfer in eine Demonstration gegen Frankreich zuspitzte, lud man im Palazzo noch schnell (auf Rat Don Genzianos) die wohlmeinenden Honoratioren zu einem solennen Pranzo, um die Niederlage der königlichen Politik zu feiern.

Als gegen acht Uhr der Herr Pfarrer sich erhob, um die Rede des Abends zu halten, klirrte es draußen vernehmlich. Es war die Kette der neuen Madonnenlaterne, welche das zierliche neue Schutzdach des Portals und das um den Piusorden vermehrte Wappen des Herrn Marchese auch abends in so schönes Licht setzte. Eben wurde sie aufgezogen und noch hatte es nicht Ave Maria geläutet! Der Herr Pfarrer nickte dem Herrn Marchese zu für diese Pünktlichkeit, dann konnte er auch schon das Käppchen abnehmen und das Gebet sprechen. Denn von San Carolino herüber läutete es. Dar-

auf toastete er auf seinen großen Freund, auf diese Säule der streitenden Kirche, den Marchese Spinola, und auf die französische Besetzung des Kirchenstaats glorreichen Andenkens. Er schloß mit dem Wunsche, daß durch diese erleuchteten Söhne der Kirche nunmehr noch eine andere „Revanche für Karthago“ über diese römische — Regierung kommen möge. Der politische Scirocco sei schon im Anzuge seit der Tunisaffaire. Einstweilen begrüße er den wirklichen Scirocco da draußen als ein freudiges Symbol der Verheißung.

Indessen war es mit der Freudigkeit ein eigen Ding. Wenigstens schien der Wüstenwind, der den Lärm von der sonst so stillen Straße herauftrug, die Laune der Herren immer wieder zu versanden, und selbst in den Wein des Herrn Marchese war er gefahren, daß auch in ihm kein Trost war.

Aber auch draußen blieb der Scirocco Herr. Lange war der Platz ganz leer, einige arme Teufel ausgenommen, die von der Mauer ins Nichts hinausstarrten. Denn die Männer saßen in den Osterien beim Wein. Endlich kam der erste Betrunkene und schrie: „Es lebe die Freiheit (Chorus), die Vittorio uns gebracht hat (Chorus), die mich dieses Jahr siebzig Lire Steuern gekostet hat“ (Lachen). Indessen brachte dies Intermezzo die eigentliche Demonstration endlich in Fluß. Jetzt kam sie auf den Platz gezogen, aber ohne die Benestanti, die sie hervorgerufen hatten. Diese zogen es begreiflicherweise vor, standesgemäß aus dem Dunkel der Häuser mitzubrüllen. Der kleine Postino hatte sich an die Spitze stellen müssen und marschierte mit gezücktem Dolch grotesk vorauf. Dann kam — Sor Cavolino, der seinem Heiligen zum Tort eine rote Mütze aufgesetzt hatte und die dreifarbige Fahne trug. Einen Aufzug, bei dem er nichts trug, konnte er sich nicht denken. Hinterdrein neun bis zehn Fackeln. Schließlich der Maestro di scuola, den Garibaldimarsch geigend, was er andern Tags wahrscheinlich bereute. Eine halbe Stunde lang drängte es

sich auf dem Platz, und die Rufe: „Abasso la Francia“, „Morte ai Francesi“, „Guerra alla Francia“ wechselten mit den ebenso patriotischen „Evviva la camicia rossa“ „Evviva Garibaldi“, „Abasso i caccialepri“ und „Abasso il prete“.

Bis der Herr Sindaco sich ein Herz faßte und unter dem Schutze des Parroco, sowie Sor Annibales auf den Balkon des Palazzo trat.

„Mitbürger,“ rief der gelehrte Doktor und Historiograph, „es lebe Borgo San Cavolino, die einstige von Griechen gegründete Kapitale unseres paradiesischen Landes! Es lebe Borgo San Cavolino!“

Und das war eine Einigkeit, eine Begeisterung! Nur Don Genziano schwieg und der Postino schrie: „Evviva l'Italia una!“ Beide waren keine Partikularisten.

Dann rief der Sindaco mit Aufgebot aller seiner Würde: „Basso popolo . . . ora andate a casa!“

Und sie gingen. Hätte er „Signori“ gesagt, wie er wollte, sie hätten ihm nach Don Genzianos richtiger Schätzung die Fenster eingeworfen.

Als der Herr Pfarrer um zehn Uhr nach Hause ging, stanken nur noch einige erlöschende Petroleumlampen über die Piazza, mit welchen man den Brunnen beleuchtet hatte. Dort stand ein einsamer Betrunkener, schwankte auf Don Genziano zu und fragte, ohne ihn zu erkennen, mit kleiner trauriger Stimme: wann denn heute das öffentliche Vergnügen und das Wohlgefallen auf Erden anfange?

Es war der kleine Postino, der den Wein nicht gewohnt war.

„Brutto Crumiro!“ fluchte der gestrenge Herr und schlug mit dem „Osservatore Romano“ nach dem Lästigen.

Dann verhallte auch sein Schritt. Und da auch San Cavolino nirgends sichtbar wurde, herrschte wieder der sengende Scirocco allein in den beruhigten Straßen der alten Königsstadt mit dem verloren gegangenen Namen.

(1881.)

Nach Fiesole.

„Hast du noch Platz?"

„La venga, Signorino, la venga!"

Jawohl: „Kommen Sie nur, kommen Sie nur!" — das war leicht gesagt. Auf dem Bock klebten schon drei zuviel, und drinnen war das lange, dunkelgemachte Treibhaus von Omnibus voll Bewaffneter, wie das trojanische Pferd. Mit heute ging die Jagd auf; da mußten noch vor Tisch soviel nichtsahnende Spatzen wie möglich in die Pfanne gehauen werden.

Indessen befahl ich mein Schicksal in Sor Mencos rosselenkende Hände, kletterte auf gut Glück hinein, stieß mir den Kopf an der niedrigen Decke, fiel einem Unbekannten auf den Schoß, der mir verbindlichst Platz machte, und dahin war der Anblick von Giottos weißem Turm und San Giovannis marmornem Taufkirchlein, der übrigens in dieser Nachmittagssonne schmerzhaft genug gewesen war.

Mit einer Aengstlichkeit, wie man sie im Süden nur deutschen Damenbädern zutraut, waren die Leinenvorhänge geschlossen, so daß man für den Anfang wenig sah von seinen Nebenmenschen.

Indessen, so ein Florentiner Ueberland-Omnibus ist wie eine gewaltige Familienkutsche, gerade das Gegenteil von einem städtischen Tramway. Alles scheint sich zu kennen, und selbst der fremdeste Fremde ist eine Stunde unter Menschen, vorausgesetzt, daß er Orden und Titel im Koffer hat lassen können. Alles Leute dritter Klasse, die aussehen, wie überall die Reisenden auf gemischten Zügen, die nur eine Klasse führen; nie-

mand kümmert sich da um die üblichen zwei oder drei Herrschaften, welche ausschauen möchten, als hätten sie den Schnellzug mit dem ihnen zukommenden Salonwagen versäumt, und die auf Fiesolaner Stellwägen und im Sommer durchschnittlich für deutsche Schulamtskandidaten zu halten sind, klassische Philologen natürlich, die nach dem Institut in Rom pilgern, die sich in ihrer nagelneuen, noch ganz ungebrauchten Toga herrlich ausnehmen, vom Apoll von Belvedere wie von einem adeligen Vetter reden, eigentlich nur noch Griechisch können und jedenfalls kein Italienisch verstehen. Auch diesmal saß im Grunde der Arche einiges, was mir derartig aussah. In dieser meiner Vermutung ward ich bestärkt, als zwei mir nähersitzende Florentiner französisch zu sprechen anfingen, womit sie dem Kundigen zu verstehen gaben, daß sie die Herren neben sich als Fremde erkannt hätten. Aber es gibt am Ende noch Interessanteres in Italien, als die Forestieri, auch wenn man sich vor allen Abenteuern und sonderbaren Begegnungen so sicher fühlt, wie in einem Fiesolaner Omnibus.

Da war zunächst Sor Menco, der Kutscher, um mit der Hauptperson zu beginnen. Bei uns im Wagen war er freilich nur durch seinen breiten Rücken vertreten. Aber draußen unterhielt er die ganze Gesellschaft, die sich um ihn ballte wie eine Traube Bienen, fluchte über die Pfaffen und grüßte die Kirchen am Wege. Er rauchte eben den Rest meiner fortgeworfenen Cavour-Zigarre, welchen sein „uomo“, zu deutsch Kondukteur, aufgehoben und ihm auf den Bock gereicht hatte. Dazu klingelte und rasselte er mit uns durch die Via ebenfalls Cavour, daß man sein eigenes Wort nicht hörte. Je voller sein Wagen war, um so anspruchsvoller jagte Sor Menco durch die Stadt. Spaß für seine Pferde! Vielleicht glaubte sogar einer oder der andere, daß er in diesem Tempo den spitzen Berg bis Fiesole hinauf triumphiere.

So dumm war Sor Menco nun allerdings nicht. Vor

der Porta San Gallo wurde zwar die Zahl der Gäule noch um einen vermehrt, aber die Gangart des Dreigespannes auf einen vorsichtigen Bergsteigerschritt herabgestimmt.

Es war heiß, entsetzlich heiß. Am empfindlichsten dafür erwies sich die Unterhaltung, die kaum mit Sor Mencos Schimmeln Schritt hielt. Höchstens die Heiligen im Paradiese, wenn sie von ihren guten Toscanern nicht an so vieles gewöhnt wären, hätten sie lebhaft nennen können, da sie meist in Ausrufen bestand, welche an ihre Adresse gerichtet waren, sich auf die Hitze bezogen und mit der Freudigkeit jener anderen Männer im feurigen Ofen durchaus keine Aehnlichkeit besaßen.

Kurzum, die Temperatur des Wagens überstieg anfangs jene der Unterhaltung um ein Bedeutendes. Aber so gewiß ein Neapolitaner, auch bei Tage, explodiert, wenn man ein Schwefelholz mit ihm in Berührung bringt, da er sicher alle Taschen voll Feuerwerk hat, ebenso naturgemäß versetzt man eine Gesellschaft jüngerer und nicht allzu ernsthafter Italiener mit einem Funken von nationaler Schmeichelei in einen immer gefräßiger um sich greifenden Patriotismus, der sofort Triest und das Trentino verschlingt und manchmal bis zum Abend nachglüht, wo er dann „Morte all' Austria!“ oder ganz neuerdings „Guerra alla Francia!“ mit Kohle an die Mauern schreibt.

Besagten Funken enthielt diesmal eine Zeitungsnotiz, welche von einem höchst vertrauenerweckend, ich möchte sagen diplomatisch aussehenden Herrn mitgeteilt wurde.

„Wissen diese Herren, daß das Telephon nun doch von einem Landsmann erfunden ist?“ sagte mein Nachbar, aus seiner Zeitung aufsehend. „Hier ist sein eigener Brief, den er an die ‚Vedetta‘ schreibt.“

Also richtig, dachte ich. Hatte ich mich doch gleich gewundert, wie das ohne einen Italiener zugegangen sein sollte.

Und an diesem Gedanken explodierten alle Mitfahrenden, die beiden Forestieri ausgenommen. Daß sie indessen den Grund der Begeisterung verstanden haben mußten, war deutlich. Denn sie machten dazu ein bis zur Unhöflichkeit überlegenes Gesicht, ein Gesicht, wie es hierzulande selbst derjenige nicht machen sollte, welchem die Italiener im Auslande bisher nur als Drehorgelspieler oder Haarkünstler vorgestellt waren.

Aber es war gar nicht mehr nötig, nachzuhelfen. Die „Fassade" war im vollen Herabknallen, und bei ihrem bengalischen Licht sah man den „Dandolo" und den „Duilio" ausrücken, Garibaldi von der einen Seite, die Bersaglieri von der anderen Seite gelaufen kommen, und so kamen Triest und das Trentino, wie üblich, zu Schaden. Es war nur ein Glück, daß dies unter verständigen und konservativen Florentinern vor sich ging. Anderswo wäre gelegentlich dieses unvorhergesehenen Feuerwerks am Ende auch noch das Haus Savoyen draufgegangen und Garibaldi Präsident der „Lateinischen Republik" geworden. Jedenfalls aber wäre es um Frankreich geschehen gewesen. So aber, als man die beiden Provinzen hatte, kehrte jeder zu seiner friedlichen Beschäftigung zurück; mein Diplomat zum Beispiel schien darüber nachzudenken, warum sie nur eigentlich den Großherzog fortgejagt hätten, wenn die Hauptstadt doch nicht dauernd in Florenz bleiben konnte, und zwei andere jammerten über den Bankrott der Stadt, über die fünfzig Prozent Steuern, welche den Hausbesitzer erdrückten und über die bevorstehende Aufhebung des Zwangspapiergeldes, woran sie die ganze italienische Industrie, vor allem aber die großen Banken, zu Grunde gehen sahen.

Inzwischen, — wir schlichen gerade über der Villa Palmieri hin, in welcher man so gern den Decamerone spielen läßt, — übernahm der „uomo" meine Unterhaltung.

Ob ich Messere Giovanni Boccacci kenne, fragte er. Dieser habe den Weg dort unten am Mugnone (ich sah meinem „uomo“ zu Gefallen durch die Leinenvorhänge, stieß mir aber fast den Kopf an der weißen, hohen Gartenmauer) und diese Straße hier allen anderen Spaziergängen vorgezogen, weshalb er auch so viel Geschichten von Camerata erzähle, — so heiße der Hügel nämlich, an welchem sich unsere Pferde gerade abmühten. Da unten, gleich hier, liege auch seine Villa (man sah nur eine Warnungstafel mit der Aufschrift „Bandita“ über die Mauer ragen, was übrigens, um meine Leserinnen wegen unserer Sicherheit zu beruhigen, nur soviel bedeutet, als „Gehege“, d. i. „Verbotene Jagd“). Das heißt, damals habe die Villa dem Messer Giovanni gehört, als Florenz noch groß war, — uff! Dio ladro! Heute gehöre sie einem Engländer. O, und jetzt, — ich atmete auf in dem kurzen Schatten jener Villa Garofano, welche man mit Passerini wohl als einstigen Besitz Dantes ansprechen darf, — hier habe der göttliche Dante, auch ein Florentiner, seine Villa gehabt; jetzt gehöre sie einem Russen. Dieser Dante sei der größte Dichter der Welt gewesen; indessen sage man, daß er schwer zu lesen sei, wie alle die alten italienischen Dichter, wie Vergil und Ariost, Cicero und der Cavalier Marino, der arme Tasso und die anderen. Die heutigen Dichter schrieben zu einfach, weil sie kein Genie mehr hätten.

Mein Nachbar, Sor Cencio, wie ihn der „uomo“ nannte, bemerkte diesem lächelnd, daß man auch in Deutschland Dichter habe.

„Enrico 'Eine,“ sagte ein anderer.

„Und,“ meinte mein Diplomat und nickte zustimmend, „sie ließen dieselben nicht in der Verbannung sterben, wie die Florentiner ihren großen Dante.“

Eh, sagte der „uomo“, das sei damals geschehen. Das sei immer so, wenn es keine Freiheit im Lande gebe.

Zur Zeit des Großherzogs habe das ja jedermann erleben können. Ob ich das Denkmal kenne, das sie ihm, das heißt die freien Florentiner dem göttlichen Dante, hinterher gesetzt hätten? Stupend! Nicht? Ob wir denn auch Bildhauer hätten? Zum Beispiel solche wie den ebenfalls göttlichen Buonarotti oder wie Pio Fedi? Nun also: man wisse ja, daß Florenz in solchen Dingen die einzige Stadt der Welt sei.

Sor Cencio lächelte wieder bedeutend. Er trug den Hut ganz im Nacken, und seine ungefurchte Diplomatenstirn leuchtete vor Ueberlegenheit.

Und dennoch, sagte er, hätten die Florentiner das Bildhauen erst von den Fiesolanern gelernt. Auch das Malen nehme er sozusagen für Fiesole in Anspruch. Es genügte seiner Meinung nach für jemand, der, wie der Signore (das war ich), die Geschichte kenne, an die Etrusker, die älter seien als die Römer, an Fiesole, als an eine ihrer zwölf Hauptstädte, an Mino, den frömmsten aller Bildhauer, an Giotto, den Vater der Malerei, und an den seligen Fra Angelico zu erinnern.

Der „uomo“ zuckte die Achseln, um seinen mangelnden Respekt vor diesen unvorhergesehenen und unwahrscheinlichen Ahnen auszudrücken, wußte aber weiter nichts beizubringen. Indessen hatte Sor Cencio zu gewichtig gesprochen, als daß dem Bedrängten nicht Hilfe hätte kommen sollen. Der ganze Wagen hatte die Ansprüche Fiesoles vernommen, und soviel Florentiner da waren, protestierten und zerrissen sie grausam Sor Cencios Ruhmestitel, insofern wenigstens, als sie Giotto und den seligen Fra Angelico einstimmig ins Mugello verwiesen. Der einzige Mino blieb ihm, da ich keinerlei Verpflichtungen hatte, für das Casentino einzutreten, wo er, wie meine Leser wissen werden, zu Poppi geboren ist.

Indessen zeigte sich Sor Cencio durchaus nicht erschüttert und erklärte, in der Hauptsache dennoch recht zu haben. Denn,

sagte er, man brauche ja nur daran zu erinnern, daß das Mugello in alten Zeiten den Fiesolanern gehört haben müsse. Wer wisse nicht, daß sogar Florenz selber auf seiner Vaterstadt Grund und Boden stehe? Fiesole sei einfach die Mutter von Florenz. Ihr großer Dante, den er übrigens für ganz Italien in Anspruch nehme, sage selber von den Florentinern:

„Ma quell' ingrato popolo maligno
Che discese di Fiesole ab antico."

Sor Cencio sah mich lächelnd an, wie einer, der lesen kann, den andern. Und als ich für meine Anerkennung der Mutter eine Kolonie römischer Veteranen als Väter anerkannt wissen wollte, gab er mit einem „Natürlich!" nach, sowohl höflichkeits- als sicherheitshalber. Gab er mir nach, gab ich ihm nach! Und er gedachte noch weiter seinen Vorteil gegenüber den Florentinern zu Gunsten Fiesoles auszubeuten.

Indessen, bevor er dazu kam, bat mich einer aus San Domenico, der die ganze Altertumsgeschichte für unsicher und heidnisch erklärte, um Entschuldigung, wenn nach ihm die Welt erst mit der Geburt unseres Herrn Religion und eine christliche Zeitrechnung angenommen, zwei notwendige Dinge, um von einem Paëse sagen zu können, daß es eine menschenwürdige Existenz (‚da cristiano', wie er sich ausdrückte) zu führen angefangen habe. Und dies zugegeben, sei wiederum San Domenico, welches wir gleich erreicht haben würden, die Mutter Fiesoles zu nennen, — des christlichen Fiesole gewiß. Nur wer kein Christ sei, könne ihm widersprechen. Insofern nämlich, als San Romolo — poveretto! wer denke heute noch an ihn und zünde ihm, außer in San Domenico und in Fiesole, wenigstens am Allerheiligentage ein Licht an, wer von all den Toscanern, die doch von ihm ihre Ansprüche auf die ewige Seligkeit herzuleiten hätten?! — also insofern sei San Domenico als die Mutterstadt Fiesoles anzuerkennen, als der große San Romolo Apostolo, der Lieblingsschüler Sankt

Peters und der Schutzheilige Fiesoles, gerade hier in seinem Paëse, in San Domenico, Bischof gewesen sei und die Heiden zu bekehren angefangen habe; wie denn noch heute jedermann wisse, daß die Abtei von San Domenico einst der Dom von Fiesole und die Grabkirche des heiligen Apostels gewesen sei. Später allerdings hätten die Fiesolaner die Gebeine des Santo Protettore entführt und in ihren neuen Dom hinaufgetragen. Und dann wolle er nur noch eines sagen: die Fiera von San Domenico . . . .

In diesem Augenblicke fingen plötzlich Sor Menco und seine drei Gäule an, ein gewaltiges Wesen von sich zu machen. Das Gespräch war wohl oder übel zu Ende, und während so das Zauberwort „Fiera von San Domenico" seine volle Wirkung üben, die Geister sänftigen konnte und alle verwickelten Entgegnungen in behagliche Erinnerung auflöste, stieg, an der Hand des herzlichen Stolzes meines Gegenübers, dies Völkerfest, — der Jahrmarkt von San Domenico, — auch in meiner Erinnerung auf. Zuerst das nahe San Domenico selber mit seinen zwei Kirchen und fünf Häusern, dann die Fiera mit ihren fünfzig Bettlern, die zuerst am Platze sind, mit ihren Verkäufern von giuggiole („Brustbeeren" steht im Lexikon) und Kürbiskernen, — „un soldo la mezzetta", — mit ihren Fabrikanten, die aus Hühnerfedern und Papier das unwahrscheinlichste Spielzeug hergestellt haben: erst sind es ihrer sechs und zwei Besucher, dann acht und zehn Verführbare. Aber dann kommen die Florentiner, die Helden des Tages, und mit der ersten proviantbepackten Familie steigen die Florentiner Bettelkrämer herauf, die Händler mit Madonnen, alten Bonbons und anderen Süßigkeiten für Kinder, die Wachskerzchenjungen aus der Stadt, die sich doch auch einen vergnügten Nachmittag machen wollen. Das eigentliche herzerquickende Fest aber besteht in einem, zu dem Umsatz in diesen Herrlichkeiten ganz unverhältnismäßigen Lärm, der Florenz bis auf die Piazza

hinein ansteckt, insofern an diesem Tage alle Kinder, von Fiesole bis in die Stadt, auf Strohwaldhörnern und Trompeten blasen müssen; es besteht ferner darin, daß den Heiligen am Wege die Fenster geputzt werden und die Stellwägen grünweißrote Papierflaggen aufstecken, in Florenz vom Publikum, in San Domenico von den Bettlern gestürmt werden, alle halbe Stunde fahren, und vor allem in den hübschen Florentinerinnen, die sie bringen, und die immer Zeit und Fähigkeit haben, sich und andere zu erheitern.

Ich roch gerade im Geiste die guten Brathühner der Trattorie, als wir wirklich um die Ecke jagten und ich sie von Angesicht zu Angesicht sah, mit ihren großen, blauen Buchstaben, mit denen sie von oben bis unten bemalt ist, mit ihren braven, freundlichen Leuten, die, wie ganz San Domenico, voller Genugthuung zusahen, wie Sor Menco auf den Platz rasselte und seine drei Schimmel parierte.

Als unser Salonwagen an diesem sechsfachen Wegknoten hielt, wurden wir, — wie reisende Landesherrn, — mit den üblichen Ansprachen empfangen, das heißt seitens der vereinigten Bettler von Fiesole, Abteilung für San Domenico.

Sor Menco, der vom Bock herab kam, um den hier Aussteigenden zu helfen, und der nebenher für uns alle erwiderte, sagte sehr schön: daß er wohl als ein guter Christ mit jenen Unglücklichen, welche den Himmel nicht sehen, und mit denen, welche auf der Erde nicht zu gehen vermögen, alles Mitleid habe; daß er dafür aber — Dio carabiniere! — den Jungen, welche die Führer jener Bedauernswerten machten, anstatt in die Schule zu gehen, all deren Elend in die Glieder schicken würde, wenn nämlich die Sache irgend ihn anginge, anstatt sie laufen zu lassen, bis sie ihrem Nächsten ein Messer in den Leib gerannt hätten. Dio Madonna! Er bezweifelte übrigens von keinem unter ihnen, daß er nicht schon jetzt für die Galeeren reif sei, und sprach die Ueberzeugung aus, daß

ihre Mütter Bestien und ihre Herren Väter Zutreiber sein müßten.

Während dieser in Absätzen gesprochenen Rede zog Sor Menco eine frische, pechschwarze Zigarre einigemal durch den Mund (diesmal keine von jenen, mit welchen die Regie das Andenken des größten italienischen Staatsmannes vergiftet), um sie durch die Nässe eindringlicher zu machen, eine Manipulation, welche die angeredeten Jungen entschieden mehr in Anspruch nahm, als die pädagogischen Bemühungen unseres würdigen Fuhrherrn.

Schließlich lehnte Sor Menco die Begleitung sämtlicher Madonnen und Heiligen dankend ab, die uns für einen Soldo angeboten wurde, und bestieg, während sein „uomo“ einige herzzerreißende Hornsignale ausstieß, demonstrativ wieder seinen Bock, um uns, die wir weiterfuhren, damit zum Einsteigen zu verlocken.

Die Forestieri wurden denn auch verführt, sich wieder in ihre äußerste Ecke zurückzuziehen. Wer indessen die „partenza!“ italienischer Bahnen gewohnt ist, hat es so eilig nicht mehr.

Etwa nach fünf Minuten hatte Sor Menco seine Hoffnung auf weitere Fahrgäste aufgegeben und nahm die Peitsche zur Hand. Ich stieg ein, und der „uomo“ setzte sich zu uns.

* * *

Links am Abhang kam jene Villa Brunellescos in Sicht, welche nach des großen Cosimo Meinung ein Chorherrnstift (die Badia von Fiesole) vorstellen sollte, und welche ein so erquickendes Zeugnis dafür geworden ist, wie man sich im begnadeten Quattrocento einen menschenwürdigen Klosterhimmel auf Erden dachte.

Die Abtei verschwand, ohne daß die zwei dahinten sich umgesehen hätten. Ich fing an, sie für Schweizer Stroh-

fabrikanten zu halten, und dieser Verdacht war durchaus naheliegend in einer Gegend, welche zur Hälfte vom Strohflechten lebt.

Man sah seine Reisegesellschaft jetzt in dem halbleeren Wagen. Unser „uomo“ war offenbar noch der einzige, der im Schatten der großen Kuppel — „proprio diccupolone“, das heißt in Florenz selbst geboren war, „nella più città bella dimmondo“ — und der sagen durfte: „noartri Fiorentini“. Was sonst noch von Italienern im Wagen saß, waren unverstellte Fiesolaner. Allerdings keine Marchesi (à 30 000 Lire) oder Conti (à 20 000), so häufig sie sind, seit Senatus Populusque Faesulanus das goldene Buch der Stadt öffnete und sich durch den Verkauf jener Titel diese neue Fahrstraße baute.

Dann waren da die beiden Fremden — „des touristes“, sagte Sor Cencio verständnisvoll, als er meine Blicke gewahrte — „connais-tu le pays où fleurit l'oranger?“

Damit wollte der Brave wahrscheinlich auf florentinisch ausdrücken, daß er Deutsche in ihnen vermute.

Der Auffallendste, ein riesig langer Herr, über Lebensgröße und von mindestens acht Kopflängen, hatte noch immer mit dem Unterbringen seiner Beine zu thun und sank aus einer michelangelesken Stellung in die andere. Sein hanfgrauer, nachlässiger Anzug warf ziemlich stillose Falten, und der riesige Spanhut, die rote „fascia“, rote Strümpfe und ein lustiger Spitzbart machten durchaus keinen klassischen Eindruck. Nein, der malte in Oel — das Handwerk war unverkennbar.

Der andere, der jenem gegenüber saß, war vollkommen weiß, das heißt im Anzuge, bis auf ein breites, schwarzes Uhrband und ein ängstlich kleines Hütchen. Dies letztere schien meiner überhitzten Phantasie über dem platten und sehr fleischfarbigen Gesichtchen vermittelst eines roten Maurerbartes

unterm Kinn befestigt zu sein, und dieser Bart sah täuschend aus wie ein Paar Bindebänder, die mit orangefarbenem Marabout besetzt sind. Er schien sehr viel Bildung zu besitzen und konnte etwa Buchbinder oder Schulmeister sein.

Auf der weißen Straße, die sich nun steil am Felsen hinaufzieht, lag eine dunstige, einschläfernde Nachmittagshitze. Die Sonne stand aber auch unbeweglich und hoch und schien unseren Stellwagen ganz besonders aufs Korn genommen zu haben, als wollte sie sehen, wie lange so eine Hand voll dreister Menschenkinder es wagen würde, ihr hier an „glühender Felsenwand" ins Gesicht zu trotzen. Es war eben noch Sommer, gründlicher Sommer.

„Heiliger Josua!" seufzte der „uomo".

Sor Cencio sagte etwas von Sankt Elias, der auch im feurigen Wagen aufwärts gefahren sei. Jawohl — aber auch mit feurigen Rossen. Die unsrigen dampften nur. . . .

Auf dem schwarzen Schutzblech über den Rädern schwelte der Lack und zog Blasen. Der Rotbäckige, der selbst wie ein glühender Bolzen aussah, zog seine Hand ärgerlich, verbrannt, zurück.

„Mucius Scävola!" sagte Sor Cencio, und ich lachte. Also auch schadenfroh macht diese Art Hitze.

Dann war es wieder ganz still; nur der Sand knarrte leise unter den Rädern und der Rote sprach halblaut weiter, — ich wurde nicht klug daraus, mit wem; von Zeit zu Zeit sog er an dem verbrannten Handballen und sah zu seinem Gefährten auf. Er sagte doch keinen Rosenkranz her? Ich horchte. Nein, er sprach von der Landschaftsmalerei bei den Pelasgern. Der Lange warf nur einmal dazwischen, daß ihm alte Bilder „ganz Wurst" seien. Sie hinderten nur die Leute, ordentliche neue zu kaufen. Aber den andern störte das nicht. Vielmehr begann er die Frage zu ventilieren, wie wir uns, im Gegensatz zu jenem der Pelasger, zunächst den landschaft-

lichen oder Natursinn der Phönizier vorzustellen hätten. Und es lag lediglich an der Hitze, wenn allmählich auch sein leises Docieren nur noch flackerte, wie eine Lampe, der das Oel ausgeht. Inzwischen dehnte und löste sich der Lange in dem halbleeren Wagen, wie eine sterbende Boa mit Sonnenuntergang, und entschlief. Das heißt, er wickelte die kunstvoll verschlungenen Beine auseinander und streckte dem Kollegen in Piqué die Stiefel gegen die Beinkleider.

Aus dem erhitzten Gesicht dieses Herrn quollen eine Menge weißlicher Zähne. Jetzt sah er aus, wie ein aufgeplatzter Bratapfel: „Staffelberg, ich habe weiße Hosen an!"

„Ah Pardon, Doktorchen," murmelte der andere höflich und warf die lange Menge seiner Glieder, die in dem grobdrähtigen Anzuge wie in einem Kartoffelsack steckten, über das andere Bein. Darauf schlief er weiter.

Auch der Herr Doktor schloß die hellbewimperten Augen, plötzlich abgestumpft gegen die Gefahren des „grasso lucido", zu deutsch Stiefelwichse, für seine schmerzhaft blendenden Pantalons. Solch sengende Hitze erstickt auch die charaktervollsten Regungen.

Aber es war auch wirklich eine Temperatur, wie ich sie bisher für ein Reservatrecht der Backhändl gehalten hatte. Um nicht ebenfalls einzuschlafen, kroch ich aus dem Wagen und ließ ihn, den in der Sonne bratenden, langsam bergan dampfen.

Als ich so den Himmel wiedersah, milderten weiße Wölkchen sein unendliches Blau, gleichwie die weißen Städte und Landhäuser die ungeheure blaue Einsamkeit der Arnoebene unterbrachen. Aber die Bäume drunten, wie die Wolken am Himmel, alles stand still, still wie zum Bilde. Kein Geräusch drang herauf. Auch die Natur hielt ihre Mittagsruhe. Nur an den turm- und villenreichen Hängen, die drüben und von allen Seiten herabsteigen ans Ufer des silbernen Flusses, und

an denen der Wein kocht fürs nächste Jahr und das Oel braut, flimmerte und dampfte es leise weiter.

Mit einigem Mut erreichte ich die Gartenpforte der „Aurora", einer aussichtreichen Trattorie, deren Garten einst zu jener prächtigen Villa Medici gehörte, die man heute „Villa Mozzi" nennt, die aber laut Aufschrift „Villa Spence" heißt und sich bei nächster Gelegenheit gerade so gut „Pension Meier" schelten lassen muß.

Auf der weitumschauenden Stätte, wo ich am Rande des Lorbeerschattens mich hinstreckte, hatten wahrscheinlich einst Catilina und Manlius die Köpfe zusammengesteckt; hier hatten die Pazzi die Mediceer Villa angreifen wollen. Ich war noch im Begriff, mit Mathilden, die hier inzwischen des Herdamts waltete, ein friedlicheres Attentat, etwa auf das Leben eines Huhnes, zu verabreden, als die lieben Landsleute eintraten und sich in meine Nähe setzten.

Jedes von den Hühnern, die da herumgackerten, konnte ich von Mathilden haben. Ach, den Augurenenkeln von Fiesole ist nichts mehr heilig, nicht einmal der auserwählte Vogel, dessen trübes Gemüt der unerforschliche Ratschluß ehemaliger Götter würdigte, zwischen ihnen und den Menschen zu vermitteln. Sic transit gloria mundi! Nein, wenn heute Zeichen und Wunder geschehen, die Hühner sind nicht mehr die Auserwählten. Damals ließ man sie fressen — heute ißt man sie.

Ich konnte jeden von den heiligen Vögeln haben. Aber sie pickten zu gierig mein Brot. Die alten Auguren hätten dies als ein günstiges Zeichen gedeutet; ich nahm es für eine Warnung und sann auf anderes.

Astyanax — Astianatte heißt das auf italienisch — Astyanax, der Kellner, ein älterer Herr in der Mütze, ein Ueberrest der winterlichen Herrlichkeit dieses Fremdenrestaurants, setzte sich neben mich. („Das Kaninchen" nannte man ihn in

Fiesole. Nach meiner Meinung muß er einst eine weiße Maus gewesen sein, die Seelenwanderung vorausgesetzt.) Er setzte sich neben mich, um meiner Unschlüssigkeit zu Hilfe zu kommen.

Ob er mir einen Salat suchen gehen solle? . . . Was ich zu Schafkäse und Zwiebeln meine? . . . Auch Schweizerkäse sei vorhanden, aber nicht gerade frisch . . .

Ich erkundigte mich nach Schinken.

„Lassen wir holen," sagte Mathilde.

„Gut, für sechs Soldi. Ein paar Feigen?"

„Werden gleich gekauft sein. Auf der Piazza."

Zwanzig für fünf Centesimi.

„Frisches Wasser?"

„Astyanax soll direkt an den Stadtbrunnen gehen."

„Wein?"

„Kommt schon, frisch aus dem Keller."

„Maccheroni?"

„Brauchen nur gekocht zu werden."

„Aber siedendes Wasser hast du?"

„Ja."

„Also schnell."

Auch die Maccheroni wurden erst gekauft, wie jedesmal im Sommer, wenn sie jemand bestellt.

Unterdessen befahlen meine Nachbarn mit vieler Mühe eine Bouillon — das heißt nach meiner durch nichts erwiesenen Analyse eine Brühe von heißem Wasser und etwas Fett, die ihren Geschmack durch grüne Kürbisse, Rüben und Käserinden erhielt, — und ein Huhn — wie konnte der Archäologe das Fressen anders als günstig deuten! — welches Mathilde lebendig rupfte.

Währenddessen bemühte sie sich um meine Unterhaltung. Begreiflicherweise sprach sie von der Luft ihrer Vaterstadt, daß sie die gesundeste sei auf der Welt, und ließ sich von mir zugeben, daß Fiesole die älteste und berühmteste Stadt

Italiens oder vielmehr Europas sei. Und wer hätte das nicht mit Vergnügen gethan, wenn er, wie ich aus Mathildens Munde, an die alten vergnüglichen Legenden erinnert wäre, die beinahe auf Noah zurückführen. Während Florenz bekanntlich erst von Herkules gegründet wurde und vielleicht nicht einmal von dem richtigen. . . .

Man nennt das sonst wohl Kirchturmpatriotismus — aber die Fiesolaner haben ihn wenigstens danach, den Kirchturm.

„Beredt wie Cincinnatus," sagte Astyanax, als Mathilde mit ihrer Geschichte fertig war.

„Cicero," verbesserte der Doktor vom anderen Tische, der also doch einiges Italienisch verstand.

„Wie Sie wollen," sagte Astyanax, „aber warum soll der andere nicht auch beredt gewesen sein? Ich wollte nur sagen, wenn sie einmal anfängt, hört sie so bald nicht wieder auf. Sie hätte Dichterin werden müssen, drückt es der Herr Pfarrer aus."

Ich vermute, daß Astyanax dem Doktor zu schnell sprach, oder daß ihm diese Auseinandersetzung zu lang war. Denn er antwortete nicht und begann sich in sein Reisehandbuch zu vertiefen.

Wahrlich, wer sich umschaute, mußte dem sternkundigen Apollo recht geben. Dies war ein Platz zum Hüttenbauen! Von dieser Gartenecke sieht man, wie von einem Vorgebirge in einen weiten Fjord, oder wie vom Rande eines riesigen Amphitheaters in die Arena. Von den Marmorklippen Carraras und den kahlen Köpfen des Zentralappennin, die bald der Schnee krönen wird, steigen sie herab, die buschigen Höhen und bekränzten Vorberge, ein Zug um den andern, bis hinunter an die Thore von Florenz, bis an die pappelreichen Ufer des aufleuchtenden Arno. Und über dieser Welt von blauweißen Tönen baut sich eine zweite von lichtem Blau und weißen Wolken, und zwischen beiden und mit beiden trieb die Sonne

ihr ewig wechselndes, schöpferisches Spiel. Eine gewaltige, majestätische Stille, ein Blauweiß — und jetzt strich ein kühlerer Lufthauch vorüber — daß ich mir vorkam, wie der König von Bayern, wenn er in sein weites, leeres, festliches Theater tritt, wo irgend eine Sonne für ihn allein glänzen soll, und nun schlägt ihm die kühle Zauberluft der Bühne entgegen . . . .

Es war zu schön. Auch dem Roten ließ es keine Ruhe; er mußte sehen, was Gsell-Fels dazu sagt.

Mit erhobener Stimme, mit einer Stimme, klein, hart und scharf, einer wahren Stimme zum Glasschneiden, las er, was dort über die „Kyklopenmauern“ des alten Faesulae geschrieben steht, daß „Sulla (‚Sylla‘ sagte der Rotbärtige verbessernd) die Stadt kolonisierte, Catilina sie zu seinem Waffenplatz machte“. Bei der Erwähnung des „preußischen Barons Schellersheim“, der hier 1809 „die spärlichen Reste eines Amphitheaters ausgegraben“ (welches vielmehr ein recht gut erhaltenes einfaches Theater ist), schlug das Herz des Roten sichtbar. Dann kam die schöne Historie von der Vernichtung der alten Stadt am Sankt Romulusfeste des Jahres 1010 durch das „eifersüchtige Florenz“. . . .

Nur ein Vergil hat gefehlt, dachte ich mit Repetti, um aus Fiesole das Alba longa eines zweiten Roms zu machen!

Inzwischen bedauerte der Rotbäckige die spärlichen Nachrichten, welche die Geschichte uns über Fiesole erhalten hat. Sein Trost war, daß die Archäologie die Steine reden lasse, wie für diesen Platz die jüngst gefundene Basis auf dem römischen Forum beweise, welche von der Niederlage des Radagaisus und dem Siege Stilichos an dieser Stelle Kunde gibt.

Im übrigen wußte er gut Bescheid in seinem Notizbuch. Wenn man so einem Dekorationsstück, wie diesem Fiesole jahrelang mit allen Fenstern seines Hauses gegenüberwohnt, ist man schließlich doch einmal auf die Bibliothek gegangen und kann das beurteilen. Ich hörte ihn von Polybius sagen, der Faesulae

gelegentlich der Gallierschlacht bei Chiusi erwähnt; dann, zwischen einer Feige und der andern, vernahm ich: liber historiarum XXII, — das heißt des Livius, wo er vom Zuge Hannibals durch diese Gegend spricht. Darauf kamen die Verse des Silius Italicus gelegentlich der Schlacht bei Cannae:

„adfuit et sacris interpres fulminis alis Faesulae."

Endlich kam Cicero gegen Catilina: „. . . . hi sunt homines . . ., hi dum aedificant tamquam beati . . ." Dann brach er ab. Mittelalter und Renaissance interessieren den Archäologen nicht mehr.

Oder doch? Der Rote erkundigte sich plötzlich beim Kellner nach der von Theoderich dem Großen erbauten Kirche San Pietro in Gerusalemme. Aber er fügte hinzu, man könne für sie ja vielleicht einen Tempel benutzt haben. Er sagte das für den Maler, der indessen ruhig fortfuhr, die Ueberschneidungen seines eigenen verkürzten Beines nach der Natur auf die Marmortischplatte zu zeichnen.

Astyanax schüttelte den Zeigefinger, was bekanntlich „Nein" heißt; Mathilde, die drinnen das Huhn dem Spieß überlassen hatte, sah mich hilfesuchend an. Der Doktor zuckte mit den Achseln, nur einmal, aber gewaltig:

„Diese Leute sind zu gleichgültig gegen ihre Kunstschätze; sie verdienen sie nicht. Was müßte hier noch alles zu finden sein! Wir sollten das nur einmal auf hundert Jahr annektieren."

Um diese Gefahr abzuwenden, zügelte ich meine Weisheit nicht länger und sagte an den andern Tisch hinüber, daß von der Theoderichskirche nicht einmal der Name geblieben sei. Das heutige Sant' Alessandro, welches an Stelle dieses Heiligtums stehe, bewahre indessen noch fünfzehn Cipollinsäulen aus römischer Zeit.

Damit war ich als Landsmann erkannt, und die Schleusen des zurückgestauten Touristenärgers öffneten sich über mich.

Der Lange, selbst mager wie ein Wirtshaustischhuhn, sprach sich mißbilligend gegen mich über die Körperbeschaffenheit des heiligen Vogels aus, der ihm eben aufgetragen wurde, und verständigte mich von der Zähigkeit desselben, gegen welche Eigenschaft also auch das Lebendig-Rupfen kein sicheres Mittel zu sein scheint. Dann unterhielten wir uns über die Preise der Wirtshäuser in Italien, bei welcher Gelegenheit ich erschrak, selbst das biedere Albergo Bonciani in Florenz als eine Räuberherberge kennen zu lernen. Das heißt seitens des Rotbäckigen, welcher Herr mir überhaupt mancherlei über Italien, das er seit vierzehn Tagen bereiste, mitteilen konnte. Dabei sah er den Wein feindlich von der Seite an, obwohl es der christlichste Wein von der Welt war, getauft und wiedergetauft, unschuldig wie Taufwasser selbst.

Der nachlässige Herr, welcher der Aussicht den langen Rücken zukehrte, fand denn auch den „Chianti" nicht schlecht, aber dünn, lebte auch bereits einige Jahre in Italien, speziell in Neapel, sprach aber allerdings kein Italienisch. Sein Französisch hinderte ihn daran. Er war überhaupt nur in dies Land gekommen, um sich einmal wieder einige neue Ueberschneidungen anzusehen. Und nun war er dageblieben. Mein Gott, was lag daran, wo man malte!

Der Rote begann wieder vom Theater zu sprechen, „dem einzig Interessanten in diesem Dorf". Ob ich mitgehen wolle, fragte er; er sei Archäologe.

Ich lehnte dankend ab. Er sah mich erstaunt an.

„Ja, warum sind Sie denn eigentlich heraufgekommen?" fragte er.

„Hm, ich? Ja..." Diese einfache Frage traf mein schuldiges Haupt wie ein Donnerschlag. Mein Blick, welcher drüben an den Konturen der Berge schweifte, sank zu Boden. Ich wußte es selber nicht!

„Um einmal wieder ins Mugnonethal hinauszusehen," sagte ich schließlich, um nicht gar zu dumm dazusitzen.

„Gibt es denn dort etwas zu sehen?“

„Nein,“ sagte ich, „Gott sei Dank nichts!“

Der Rote wandte sich an Mathilden.

„Dohwe theatroh?“ fragte er, „lontahnoh?“

„Ma chè,“ sagte Mathilde, „Sie sitzen dran. Wollen Sie es sehen?“

Die zwei standen auf und stiegen mit Astyanax, dem Mathilde gewinkt, zur oberen Terrasse hinauf . . .

Gleich darauf erschienen sie wieder. Astyanax sprach- und hilflos, der Rote stumm vor Verachtung, der Lange vor Lachen . . .

Astyanax hatte sie in das städtische Theater von Fiesole geführt, dessen Bühne mit der Terrasse der „Aurora“ in Verbindung steht.

* * *

Als ich fünf Minuten später aus dem Laden des Tabaccaio trat, sah ich die Herren gegen das pompöse Thor zuschreiten, welches die Aufschrift trägt: „Ai scavi“ — „Zu den Ausgrabungen“. Ein Junge mit krempenlosem Hut, obendarauf in der Mitte ein Loch, welches eine schmierige Hühnerfeder zierte, machte für die zwanzig Schritt den Führer und war dann mit dem Trinkgeld unzufrieden, was den Doktor wiederum in Zorn gegen das moderne Italien versetzte.

Eine junge Frau, welche mit dem Kassierer plauderte, dem die beschämende Verpflichtung obliegt, sei es für das Passieren dieses Triumphbogens, sei es für das Hinabschauen auf das ausgegrabene Theater, fünfzig Centesimi zu erheben, rief auch mich an, diese herrliche Gelegenheit nicht zu versäumen. Aber der Kassierer winkte ihr zu, daß man sich an den beiden neuen Forestieri genügen lassen müsse. Von mir sei nichts zu wollen; ich sei schon drin gewesen. Zugleich grüßte er mich, wie ein Haruspex den andern.

Ich schritt durch den engen Weinbergweg hinab, hundert Schritt, und legte mich in den Schatten der Futtermauern, welche hier, auch ohne „kyklopisch" zu sein, dereinst diese Terrasse der alten etruskischen Stadt verteidigen halfen. Dort lag ich eine Stunde im Schatten zwischen Käfern und Fliegen und sah das Wetter, das zu kommen drohte, eine halbe Stunde früher, als die Florentiner hinterm Berge. Es gab nichts zu sehen, wo ich lag, als Wolken und Felsen, jenes obere Mugnonethal mit dem Monte Sennaio darüber, welches Gsell-Fels den „ernsten großen Bergkessel des Appennin" nennt. Nur einmal ein blonder Bauernjunge, in welchem ich sofort einen Totilaenkel vermutete, oder eine Schafherde, bei welcher mir natürlich die Leute des Radagaisus einfielen, die hier, Hammeln gleich, an die Bauern verkauft wurden. Denn meine Leser wissen, wie ich die Geschichte am Schnürchen habe und in die alltägliche Erscheinungswelt hineinzutragen weiß. Dort drüben geht es übrigens von jeher auf der Via Bolognese nach Bologna und in die Lombardei und auf der Via Faentina nach Ravenna und Byzanz. Von dort kamen Gallier und Cimbern, Hannibal, die Goten, die deutschen Kaiser u. s. w.

Und heute konnte man sich etwas derart vorstellen. Allerlei dicke, lärmende Wolkenhusaren tummelten sich über dem weiten Thal hin und her und thaten, als ob die Welt ihnen gehöre. Sie rasselten und klapperten dabei, als müßten sie alles für einen großen Gewitterüberfall vorbereiten, welcher, aus dem Hinterhalt da drüben, über die Stadt hinterm Berge herstürzen solle. Die Reserven quollen nur so aus dem Mugello hervor. Das Gros der Wassergeister zog indessen, brüllend und lärmend wie Barbaren, in den nahen Bergen hin, sich hinter Schanzkörben von Wolken deckend. Man hörte nur die rollenden Kommandorufe, wie von dem verschleierten Gipfel des Monte Sennaio ins Thal Mugello hinausgerufen. Dann schwenkten sie plötzlich zu uns herüber ins Mugnonethal —

schon zogen sie durch die Waldwege von Pratolino, wie plündernde Truppen von allen Seiten, wenn das Heerhorn ruft, als ob sie die Mediceer-Villa und den Park brennend und rauchend hinter sich ließen.

Und nun fingen große Tropfen an zu fallen.

Ein merkwürdiger Sommer! War es Respekt vor der Menge von Jesuiten, die den Berg von Fiesole augenblicklich zu einem Ameisenhaufen machen, oder sonst ein zwingender Grund, welcher die zuständige Himmelsbehörde, Abteilung für Toscana, heuer auf alle Regengebete und Bittgänge verzichten ließ — genug, man brauchte nur das Wort „heiß" auszusprechen, so gingen auch schon die himmlischen Regenbehälter auf, und nach einer Stunde gab es frische Blumen und kein staubiges Blatt mehr.

Auch heute hatten wir uns dieser Gnade zu erfreuen. Ein brausender Strichregen fegte über uns hin, ins Arnothal hinaus. Aber nach einer Viertelstunde, während welcher mir eine freundliche kleine Madonna Schutz gewährte, soviel sie selber hatte in ihrem bäurischen Heiligtum, schien die Sonne wieder. Die ersten Glockenblumen, die ich draußen fand, stiftete ich als Gastgeschenk in ihr voll Regen gewehtes Weihwasserbecken, welches bisher nur einige tote Fliegen aufbewahrt hatte.

Als ich auf die Piazza von Fiesole zurückkam, verkauften dort bereits fünf Bürger dieser uralten Stadt an vier Wassermelonen. Aber ihre spitzen, roten Ausschnitte stachen einstweilen nur dem Fremdenführer mit der Hühnerfeder und einem anderen Jungen in die Augen, weil niemand weiter in der Nähe war. Und diese zwei begnügten sich damit, die Schätze von der Seite anzusehen und die Köpfe zusammenzustecken, wie — wie Manlius und Catilina.

Im übrigen hätten feine Ohren nach diesem Regen und auf diesem vieltausendjährigen Marktplatz die schönste Gelegen-

heit gehabt, das Gras wachsen zu hören. Oder den Salat, wie Astyanax, der Kellner, das genannt haben würde, der drüben gerade nach jener Freiung hinaufstieg, wo einst des Königs Atlas weitschauende Burg gelegen haben muß, um dort zwischen dem alten Pflaster ein Taschentuch voll „wilden Salats“ für sein Nachtmahl zu zupfen.

Den Pizzicagnolo, der sich unter seiner Ladenthür rasieren ließ, fragte ich im Vorübergehen über seine Geschäftsbeziehungen zur „Aurora“, und warum er seine Maccheroni nicht en gros dorthin liefere. Er lächelte noch schmerzhafter als unter dem Messer seines Peinigers und gab dem Umstande schuld, daß er doch jedesmal reichlich wiegen müsse, wenn er die Kundschaft behalten wolle. Je öfter also ....

Das eigentliche Wetter mochte sich im Appennin entladen haben; indessen die Schwüle war vorüber, und es ging sich leicht. Der Regen hatte die Luft ausgekehrt und den etwas verstaubten Sommerbehang unserer Kulturwiege frisch gewaschen und aufgemuntert. Die hohen Gartenmauern däuchten mir heute beim Abstieg durchaus nicht trostlos, — so viel unversengtes Grün, so viel heitere Traubenketten bemerkte ich jetzt, wo man erst den Blick aufheben mochte, über ihnen. Und überall schien man dieselbe festliche Empfindung zu haben. Alle die schönen Italiener — Fiesolaner oder Florentiner —, die plötzlich herumschlenderten, hatten lichte Westen an — wer ein Pflaster tragen mußte, trug gewiß ein rosenrotes! — und dufteten mit den wiederbeginnenden Rosen um die Wette. Diese waren in die hohen Lorbeeren geklettert, um sich zu zeigen und in die lustigen Mauerstraßen hinabzublicken. Eine Alte, die über dem Weg in ihrem Weinberg Rosen schneiden wollte, kam nicht dazu, weil jeder Carrettiere vor mir — so lange ich sie passieren sah — zu singen aufhörte und die Hand hinaufstreckte. Ich sah wohl zehn Leute die Straße hinab halten, und sie ward nicht müde, hinabzuwerfen, was sie gerade ge-

schnitten. Sie war so in Gewohnheit gekommen, daß es sie wunderte, als ich ihr nur zulächelte. „Wollen Sie auch?" fragte sie und warf mir zugleich herunter, was sie in der Hand hielt.

Die alten lächerlichen Portierlöwen, welche hier überall auf den Gartenthorpfeilern hocken, mit ihren Pelzkrägen und dem ewigen Bauchweh, sahen vor Mißvergnügen über die allgemeine Etikettelosigkeit und über die geöffneten Vignenthore, aus denen der schönste Geruch frisch umgeworfener Erde strömte, noch krummer aus, als sonst. Selbst mein Herr Magen, obgleich er sich bereits wieder essensfreudig fühlte, wie ein homerischer Held, teilte die allgemeine Stimmung. Vermutlich erweckte ein leichtsinniger Fliegenschnäpper, der mir zur Linken flog, in ihm die Vorstellung von knusperig gebratenen Beccafichi, und bei den Rosenknospen, die ich in der Hand trug, mochte ich an frische Radieschen denken. Mit ihm im Bunde kam ich mir vor, wie ein Graf von Fiesoles Gnaden — ohne zwanzigtausend Lire gezahlt zu haben für die Straße, die ich leicht und lustig hinabschritt.

Die Wolken, welche den Tag über Hannibal ante portas gespielt, die Köpfe über den Appennin gereckt und die Fäuste geballt hatten, mußten sich's in diesem Augenblicke gefallen lassen, daß die Sonne sie rot anschien und zur Erhöhung des Effekts wie zur Erleuchtung der Straße benutzte, in die sie selber nicht mehr hineinsehen konnte.

Bei San Domenico stand mein Maler, beschäftigt, die weite, blaurote Ferne zu überschneiden. Nur er sah traurig auf all das Feuerwerk, welches bei Himmelskönigs über dieser ihrer Lieblingsstadt Florenz abgebrannt wurde. Und er hatte recht. Schon das nächste Laub war so tieffarbig und leuchtend, daß nur grüner Lack dazu ausgereicht hätte — und diese teure Farbe kann doch niemand erschwingen bei den schlechten Zeiten!

Wo er seinen gelehrten Freund gelassen, fragte ich ihn. Der Doktor, sagte er, habe keine Zeit gehabt, den Sonnenuntergang abzuwarten. Der kannte Italien und wußte, wie rücksichtslos schnell hier die Sonne auch für den Forestiere untergeht, und wie wenig die Straßenbeleuchtung zum Studieren ausreicht. Und er mußte doch seine heutigen Entdeckungen und Beobachtungen sortieren und ins Reine schreiben, seine neuen Gedanken nummerieren und sein Tagebuch fortführen. Außerdem, sagte der Lange, habe er sich im Circolo filologico die letzten siebenundzwanzig Nummern der Nationalzeitung herauslegen lassen.

„Das ist nichts Neues,“ sagte ich, „so was kommt vor. Ich kannte einen alten Obersten, Holländer, von der indischen Compagnie, der kaufte alte Zeitungen nach dem Gewicht und las sie.“

„Nein, erlauben Sie,“ entgegnete der Maler, „er als Berliner muß doch die Familiennachrichten verfolgen und die Ordensliste und die Avancements in der Armee . . .“

Natürlich begriff ich jetzt. Der Doktor hatte ganz recht, wenn er beizeiten an die Studierlampe dachte. Das große Himmelslicht wurde wirklich ausgeschroben, und wer hätte ihm nun hier draußen, in dieser Welt ohne Bücher und Zeitungen, zurecht helfen sollen?

Die letzten langen Strahlen sanken zurück vom hohen Himmel. Nur nahe über den blauen Hügeln leuchtete es noch glühend, als ob die Rebstöcke all die Sonne wieder ausstrahlten, die sie den Tag über zuviel eingesogen hatten. Die Wolken hinter mir steckten die Köpfe zusammen, zogen sie zwischen die Schultern und flatterten plötzlich, wie gewaltige Fledermäuse, hinter dem rasch sich aufschwingenden Monde her, als ob sie ihn fressen wollten. Das heitere Gestirn hielt an — ein heller Blick von ihm, und in silberne Lämmer verkehrt, wandelten die Wölfe vor ihm her.

Zwischen den Mauern der Straße aber hüllte sich die Welt in eintöniges Grau, und dementsprechend übernahmen Frösche und ferne Hunde die Partie der Vögel. Der Widerhall meiner Schritte war meine einzige Begleitung. Florenz aber hob sich vor mir leuchtend aus der dunklen Tiefe, wie ein versunkener Schatz.

Eine Viertelstunde später durchschritt ich die Barriera alle Cure, wo gerade ein Carrettiere, während er die unverzehrte Hälfte seines Butterbrotes verzollte, dem piemontesischen Mautbeamten auseinandersetzte, warum der Dialekt Dantes schöner sei als jeder andere. Dann schlug mir die warme Luft der Stadt entgegen. Ein schweigsamer Omnibus führte mich in laute Straßen. Um diese Stunde, wo Fiesole schlafen geht, fängt Florenz zu leben an. . . .

Und wenn ich jetzt ans offene Fenster trete, weht mir leise die gerühmte „aria Fiesolana“, die stets bewegte Luft von Fiesole, entgegen, und der Mond, das Wappenbild des alten Bergnestes, hängt hell und scharfgeschwungen über dem renommistischen Kirchturm des dunklen Städtchens, wie auf alten Stadtbildern und Kontrafakturen. Kaum, daß da drüben eine besser situierte Madonna hinter ihren trüben Scheiben noch ein Lichtlein brennte. Warum sollten die Leute von Fiesole auch nicht schlafen? Gibt es einen Grund, der das verschwendete Oel rechtfertigte? Ich wüßte keinen, und die von Fiesole wahrscheinlich auch nicht.

(1881.)

P. G. R.

P. G. R. — per grazia ricevuta, „für empfangene Wohlthaten" — steht auf den silberblechernen Widmungen, wie sie in Italien geneigten Wunderthätern gestiftet werden. Nun sagt das Sprichwort: „Reden ist Silber", aber auch: „a tal Santo tale offerta", oder: „Wie der Heilige so die Gabe". Sollte diese Plauderei also kein Silber sein, so müßte ich dafür den sonderbaren Heiligen mitverantwortlich machen, welchem ich sie hiermit als Weihgeschenk — ex voto — versprochenermaßen — aufhänge: den genius loci der Fiesolaner Rebhügel.

* * *

„Abbiamo i gesuiti a Fiesole e il colera alla Spezzia", schrieen die Zeitungsjungen.

„Die Jesuiten in Fiesole." Von Zeit zu Zeit bekümmert es plötzlich irgend ein Florentiner Blatt, daß sie dort oben sich wohl fühlen.

Mein Gott, Fiesole war von Anbeginn ein günstiger Boden für allerlei himmlische Dinge und deren irdische Vertreter. Schon die ersten Japhetenkel, welche das kaum aufgetrocknete Europa betraten, wußten das. Man erinnere sich nur an die Gründung dieser ältesten europäischen Stadt durch König Atlas, und daß bei diesem Anlaß ein so sternenkundiger Mann wie der Hofastrolog Apollo erklärt hat: die Fiesolaner Hügel seien nicht nur die gesündeste und günstigste Gelegenheit in ganz Europa, sondern die freundlichen Sterne versprächen den Bewohnern dieserselben auch dauernde Einfluß-

nahme des Himmels zu Gunsten einer ungetrübten Heiterkeit ihres Gemüts. Damit war der Zusammenhang zwischen Himmel und Fiesolanern hergestellt und charakterisiert.

Die Zuverlässigkeit und Dauerhaftigkeit dieses Verhältnisses zu prüfen, hatten, wie man weiß, schon Italus und Dardanus, des Königs Söhne, Gelegenheit, als sie um die väterliche Nachfolge in Zweifel waren. Und der Himmel, den sie befragten, bestätigte Italus bekanntlich als Thronerben (daher der Name Italien), während er den andern Fiesolaner aussandte, unter Apollos bewährter Leitung Troja zu gründen.

Daß die Nachkommen dieser Pioniere die guten Beziehungen zum Himmel weiterpflegten, wußten schon die alten Römer; denn sie schickten gern um Rat nach der zeichenkundigen Haruspicesfakultät „Faesulae“, die immer noch eine Frage an das Schicksal frei hatte. Auch San Romolo, Sankt Peters Schüler, der von hier aus das sumpfige Arnothal zu bekehren unternahm, mußte sich auf diesen Hügeln wohl dem Himmel näher wissen und es für keine unnütze Ehre halten, Schutzheiliger derselben zu werden.

Nirgends ist aber auch der Himmel beredter als über diesem alten Bergnest. Seit vier Jahren wenigstens (so lange kann ich hier mitsprechen) hat es kaum einen Tag gegeben, wo nicht gerade über ihm allerlei Wolkengeister die Ellbogen aufgestützt und zu uns ins Arnothal herabgebrummt hätten. Und wenn abends an festlichen Tagen die Stühle der Auserwählten im Paradiese zurückgeschoben werden und das himmlische Nachtischfeuerwerk beginnt, mit Sonne und Mond, mit Blitz und Donner, so daß Auge und Ohr der staunenden Sterblichen nicht mehr ausreicht, dann ist es hier allemal Fiesole, welches in Blau und Rot, in Fahl und Düster vorgeführt wird, und jedesmal dröhnt der Himmel von Beifall. Alldergleichen regt die Phantasie an und zieht den Blick nach oben.

Und da wundert sich heute Titius und morgen Cajus, wenn eine so alte, berechtigte Tradition bei denen, die es angeht, nicht abreißen will! Warum in aller Welt sollten die Jesuiten nicht dahin gehören, wo von jeher allerlei Zauberer gediehen?

Nun muß ich freilich nachtragen: als ich diese fast wohlwollenden Glossen zu einem weheschreienden Zeitungsartikel machte, saß ich gerade beim Frühschoppen hinter einem Fiasco „Camerata", einer guten Lage an den Hügeln von Fiesole. Und während ich sonst Jesuiten und Cholera für gleich schlimm halte, war es mir heute mit dem weingewärmten Blut wie lauter Wohlwollen in die Glieder gefahren.

Unwillkürlich (wie ich wähnte) trat ich mitten auf die Straße und sah nach dem verklagten Städtchen hinauf, das mit seinem langen Kirchturm so neugierig in die Straßen von Florenz späht. Ich sah, wie sogar am hellen Tage die Mondsichel über seinen Zinnen hing, und mir fiel ein, daß Fiesole schon im Wappen allerlei himmlische Dinge führt: nämlich eben den Mond, einen Stern und als Grund die himmlische Bläue. Und als es noch dazu wie aus dem offenen Paradiese vom Fiesolaner Himmel die Via Martelli herabwehte, konnte ich durchaus nichts Merkwürdiges mehr darin finden, wenn diese berühmte „aria Fiesolana" dem schwarzen Papst so gut gefiel wie andern Leuten. Und da nun einmal, dachte ich, die Villa San Girolamo dort oben ihm gehört und nicht mir oder sonst wem, so finde ich es höchst natürlich, daß in Fiesole Jesuitenhauptquartier ist. Und ich sollte meinen, wo die alten Haruspices eine Hochschule unterhielten, müßten wohl oder übel auch moderne Zauberer und ihre Seminaristen gedeihen.

Und dann: Wie lustig das aussieht! Lauter Villen, Reben und Sonne. Wie das kocht in den Weinbergen. Er wird gut, der heurige. Und wie der vorjährige wohlthut!

Lächerlich! Dort sollte es keine duldsamen menschlichen Priester mehr geben, keine, die noch jener guten Lebensweisheit nachgingen: „à la quelle besoing sera tousiours revenir?“

Nein, der Sieur de Balzac hatte gewiß nicht recht, als er klagte: „de ces curés, la grayne en est au vent et ne se reproduira pas maulgré les séminaires“. Er hatte nicht recht, wenigstens für diese Rebgelände nicht. Hier mußten selbst die Jesuiten degenerieren.

Und wenn nicht, so gingen noch andere Geister um zwischen Florenz und Fiesole, lustigere zum Beispiel. Wo wäre er denn geblieben, der heitere Genius dieser villenbestandenen Hügel Boccaccios? „Genius, regst du dich nicht?“

An der Hand dieser geistlichen Betrachtungen (wie ich annehmen muß, da ich nicht gern an die vierte Dimension glaube) bestieg ich wieder einmal den Fiesolaner Stellwagen. Es war eine stille Mittagsstunde, und ich habe sonst nicht erfahren, daß es um diese Zeit in Italien spukt. Aber heute war es fast so. Denn kaum hatte ich jene Beschwörung ausgesprochen, so kam es über den leeren Domplatz dahergeklingelt, als ob sich das ganz von selbst verstünde, und ich erkletterte das ehrwürdige Geschirr wie ein längst erwartetes.

Ich wollte weder den Pater Beckx (oder wie er sonst heißen mag) interviewen, noch die Angaben der „Riscossa“ kontrollieren. Ich habe sogar die Eigentümlichkeit, den Italiener überhaupt nicht ernst zu nehmen in kirchlichen Dingen, weder positiv noch negativ, weder in der Devotion noch im Kulturkampf. Dennoch fand ich mich plötzlich auf dem Wege nach Fiesole. Und nun soll einer staunen, was mir auf diesem merkwürdigen Wege, angesichts der alten Zaubererstadt, für geistliche Abenteuer begegnet sind. Auf Jesuiten habe ich wenig geachtet; aber erfahren, was ich gleich sagte, daß zwischen diesen Rebbergen noch andere, lustigere Geister umgehen, als jene schwarzen, und daß es somit einstweilen noch keine Not hat.

Es fing schon an, bevor wir noch draußen waren; sobald ich diesen Fiesolaner Bretterkasten unter mir hatte.

Man weiß, daß „Lorenzo il Magnifico in der Via Cavour Nr. 63 geboren ist". Gut. Zwischen seinem „Casino" also und dem Kloster Savonarolas war wieder einmal der Verkehr unterbrochen, wie zu beider Lebzeiten. Anscheinend aus dem harmlosesten Grunde von der Welt: das Pflaster wurde gebessert. Ja harmlos! Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde — — Kurz, wir waren gezwungen, in die Via San Gallo einzubiegen, und damit liefen wir dem Zauber direkt in die Arme, — glaub' ich heute.

In dem Kirchlein San Jacopo de' Preti — an der Via San Gallo eben — liegt nämlich einer der lustigsten und berühmtesten Priester des Quattrocento begraben, der „Piovan Arlotto". Als das Heiligtum in Sicht kam, mußte ich an den derben, witzigen Leutpriester denken, wie oft er wohl, vor vierhundert Jahren, hier in die Stadt eingeritten sein mochte, lachend und Hände schüttelnd, und wie man ihn aus den Buden unter den Laubengängen anrief: „Wie geht's, Herr Pfarrer? Was macht die Perpetua, Herr Pfarrer? Schon so früh auf den Beinen, Herr Pfarrer?"

„Nein, auf dem Esel, du Esel!" antwortete der geistliche Herr, und die ganze Straße des heiligen Gallus, die nur darauf wartete, freute sich, daß der Herr Pfarrer wieder mal nicht aus dem Text zu bringen war.

Gerade nun vor diesem Kirchlein San Jacopo wurde unser Stellwagen angerufen.

„O, der Herr Pfarrer kommt!"

„Arlotto!" dachte ich und erschrak, daß ich lachen mußte.

„Accidempoli! So halt doch, Menco. Wollen Sie mit, Herr Pfarrer?"

„Wenn ihr mich mitnehmt, Kinder — —"

Alle Gesichter erleuchteten sich, als man dem stattlichen

Herrn den hohen Tritt heraufhalf. Nein, das war kein Schatten aus der Unterwelt!

Der Herr „Piovano" war im Interimsrock, die Schuhe blank wie die Schnallen darauf, die straffe Uhrkette blank wie die seidene Weste, die Wadenstrümpfe blank, weil sie gut gebunden waren und etwas darunter saß, der Cylinder blank — nun ja auch der stattliche Hauptschmuck erglänzte und dieser allerdings nicht vor Neuheit. Der Herr Landpfarrer selber aber sah trotz seiner grauen Haare aus wie einer, der darauf bedacht ist, diesem seinem schwachen Fleisch nicht zu mißfallen, damit nur die unsterbliche Seele sich eines würdigen, gesunden und heiteren, kurz standesgemäßen Absteigequartiers erfreue. Nein, dieser sah durchaus nicht nach Spuk aus.

„Ich finde überall ein Plätzchen," sagte der Sor Piovano, indem er sich niederzulassen versuchte.

„Na, na, der Herr Pfarrer renommieren; früher natürlich, das versteht sich — —"

„Verfluchter Junge," sagte der alte Herr, den scherzhaften Nachbar in die Rippen stoßend und sich damit seinen Platz erweiternd.

Sor Mencos Kopf erschien zugleich mit einem blendenden Stück Straße vom Bock her zwischen den Vorhängen.

„Kann's los gehen? Sind Sie gut untergebracht, Sor Piovano?"

„Wie eine Sardelle im Faß."

„Accidenti! Eine nette Sardelle!"

„Aber doch nicht ohne Kopf?"

„Und auch nicht ausgenommen."

„Im Gegenteil: gefüllt."

„Dio prete! Man könnte ins Paradies nicht bequemer eingehen, nicht wahr, Sor Piovano?"

„Na, was das anlangt," sagte der Sor Piovano, „so bin ich zwar noch nicht dabei gewesen, habe auch weiter keine Eile

damit; aber ich denke mir doch, die Reise dahin ginge nicht in so großer Gesellschaft. Auf deine Begleitung müßte ich gewiß verzichten, Menco. Und nun fahr zu, alter Schwätzer. Du, Menco — — und schreib auf deinen Teufelskarren wie andere an die Kegelbahn: ‚Hier ist das Fluchen verboten‘. Das kommt sonst alles auf dein Konto."

„Hüi-jipp!" machte Sor Menco draußen, — „oëh!" Die Pferde zogen an und hielten wieder. Draußen fragte jemand, ob es noch Platz gäbe.

„Altro," sagte der „uomo", der hinten draufstand, „monti, monti, Sor Cencio!"

„Und ob," sagte dieser „figlio di un cane", wie ihn mein Nachbar freundschaftlich titulierte, — als ob wir mit ihm nicht schon vierzehn Personen gewesen wären. Ich mußte wohl gethan haben, als wolle ich beiseite rücken. Denn man setzte sich neben mich. Uebrigens hatten wir uns schon früher gesehen.

„Entschuldigen Sie! Allerseits guten Nachmittag," sagte der Neueingestiegene, „Dio ladro, was ist hier los? Ein Dutzend Christenmenschen und ein Pfaff dazwischen?"

Dann zu mir: „Kennen Sie den? Das ist der größte Spitzbube auf der Welt."

Kennen? Woher denn? Aus dem Quattrocento?

„Gib dir keine Mühe, der Herr kennt mich schon," sagte der Pfarrer lachend und dem neuen Fahrgast die Hand schüttelnd. Aber dann setzte er sich in Positur wie jemand, der nun auf alles gefaßt und nur neugierig ist, von welcher Seite es losgeht.

„Denken Sie sich," fuhr mein Nachbar fort, „ich habe diesen Diener Gottes letzten Karneval in Ancona gesehen, wo er glaubte, daß ihn niemand kenne, weil er sich als ‚cristiano‘ verkleidet hatte, mit zwei, sagen wir mal Damen, so — — o entschuldigen Sie, habe ich Sie mit dem Ellbogen gestoßen? — — also durchaus nicht wie Sant' Antonio in der Versuchung — —"

„Uff!" machte der Sor Piövano und errötete wirklich. Seine Augen wurden immer größer, während er versuchte, zu Wort zu kommen.

„Ah, ah, du gottloser Schwindler — —"

„Im Gegenteil: unter jedem Arm eine, vergnügt wie ein Türke — —"

Jetzt schien der Herr Pfarrer durchzudringen.

Er habe sich allerdings „da borghese" — —

„Da cristiano — —"

„Da borghese!"

„No, da cristiano — —"

„verkleidet", um nicht aufzufallen, wenn er mit seinen Vettern die er besuchte, herumstreiche. Das Volk dort sei wenig liebenswürdig gegen den Priesterrock. Natürlich, — es wisse ja auch nicht, was darin stecke. Auch seien die Anconitaner keine höflichen Florentiner, sagte der Herr Pfarrer seinem Widerpart vergnügt zuwinkend, — und darum sei er das sich und dem Kleid, das er trage, schuldig gewesen. Daß er damit recht gehabt, zeige gerade die Geschichte, auf welche Sor Cencio, dieser schändliche Verleumder, anspiele. Denn wie sie dort die breite Salita — kennen Sie Ancona? — also wenn man vom Teatro —"

„Vittorio Emanuele," warf Sor Cencio ein, „das ist für diese Schwarzen, als wenn man ihrem Obersten ein Kruzifix vorhält, — sag Vittorio Emanuele, Priester!"

Also wenn man vom Teatro Vittorio Emanuele den Corso, wieder Vittorio Emanuele, hinaufgehe — der Herr Pfarrer sagte das mit der vergnüglichsten Ruhe — dort also sei ein Haufe weiblicher Masken auf sie zugekommen, von oben her, und habe sie umringt, und da seine Vettern auf den Scherz eingegangen seien, habe er wohl folgen müssen. Außerdem hätten ihn zwei beim Arm genommen und den andern nach, die breite Straße hinaufgeschleppt. Schließlich hätten die

Masken sich als die jungen Frauen und Mädchen aus der Familie zu erkennen gegeben. Das sei die ganze Geschichte, die doch höchstens dem Rock hätte schaden können, falls er ihn getragen. Uebrigens sei er bekanntlich durchaus kein Spielverderber.

Und kein Kostverachter. Was er da wieder für einen verdächtigen Strauß von Geraniumzweigen habe?

Senker. Wenn der Oktober käme, gingen ihm allemal seine Töpfe aus.

Die verschiedenen Ratschläge, wie solchem Uebel vorzubeugen sei, kann ich meinen germanischen Leserinnen nicht mitteilen. Die beiden Damen, welche sie mit anhörten, waren Italienerinnen. Die eine, häßliche, nach einer verflossenen Mode mit zwei bis drei Dutzend Taschentüchern bekleidet, eine wahre Vogelscheuche gegen den Schnupfen, sah gleichgültig an dem Sprecher vorüber. Die zweite, welche Teresita angeredet wurde, weil sie diesen hübschen Taufnamen auf einer Busenspange zu lesen trug, schwarz und eng angezogen, mit Florentiner Caprice frisiert und ohne Hut, lachte lustig dazu. Als Sor Cencio daraufhin einen etwas hoffnungsvollen Ton anzuschlagen versuchte, stellte sie unbefangen und nur um weiteren Mißverständnissen vorzubeugen, die Thatsachen richtig, indem sie erwähnte, daß auch „ihr Carlo" ein großer Geranienliebhaber sei, und sah dann mit halbem Blick, daß das ausgereicht hatte.

Mittlerweile war unser Wagen bis zwischen die Gärten des Hügels Camerata gekommen.

„Wie werden denn heuer die Beccafichi sein?" fragte einer, der hungrig wie ein italienischer Jäger nach den wenigen Vögeln in den Vignen hinübergierte.

„Ah!" sagte der gute Sor Piovano sich auf den Bauch klopfend, — „delikat sage ich dir — delikat!"

Und das ließ sich denken, wenn man sah, wie die Feigen

auf der Mauer in der Sonne schwälten, daß sie platzten und Zucker schwitzten.

„Aber die Jagd ist ja noch verboten, Sor Piovano!"

„Die Vogeljagd allerdings, mein Sohn, aber das Essen dieser lieben Tierchen durchaus nicht."

„Heu oder Stroh,
Ist der Bauch nur voll, sind wir froh"*)

citierte Sor Cencio, — „nicht wahr, Onkel Pastor? Na genug, daß du bei Appetit bist. Aber wie steht's im übrigen, he?"

„Erloschener Vulkan, Freundchen."

„Na aber so mit der kleinen Rauchwolke darüber, wie der Vesuv, was?"

„Hier ist am Ende kein Beichtstuhl, weißt du."

„Nein, da ist man allerdings mehr unter sich. Ja, ihr habt's bequem!"

„Meinst du, daß das Sündenvergeben nur so leicht ist? Erst muß man doch mal einen Beichtstuhl haben in einer hübschen Kirche und vertrauensvolle Beichtkinder."

„Geh! Die Weiber habt ihr allemal bald."

„Gott sei Dank. Was fingen wir ohne sie an! Für die muß das Kirchgehen und Beichten das reine Vergnügen sein. Das einzige Mittel, Freund, damit ihr Mannsleut in den Himmel kommt. Denn haben wir nur erst die Kirchenstühle voll hübscher Mädchen und eure Frauen im Beichtstuhl — mit dem Vorspann kommt ihr auch nach! Nicht wahr, Teresita?"

„Ich weiß nicht, ob mein Carlo mich überhaupt zu Euch gehen ließe. Der Sor Piovano, glaub' ich, kann noch recht gefährlich werden."

„Spitzbübin!"

---

*) „O di paglia, o di fieno
Basta che il corpo sia pieno."

Toscanisches Sprichwort.

„Verleumdung," sagte der Spatzenjäger, — „man braucht nur bei ihm vorzusprechen. Ja, wer sich da nach einem Grund umsieht, warum der Herr Pfarrer das Ave Maria nicht erwarten kann! Abbitte muß er ihm thun, wenn er dies Kreuzesholz, seine würdige Perpetua, sieht."

Der Sor Piovano machte seine allergrößten Augen. Dann zuckte er ganz großartig mit den Achseln.

„Ah, mein Junge," sagte er, „wenn dir nur mal solch ein Kardinalsbissen vorkäme, wie die vor zwanzig Jahren war, als sie frisch aus der Münze kam: weiß und pikant, wie eine Perlzwiebel, und hübsch genug, um einen andern Heiligen als dich auf die Galeeren zu bringen — —"

Der Jägersmann versuchte die ungeheure Freude zu übertönen, welche den ganzen Wagen schüttelte.

„Meinetwegen einen bronzenen," rief er. „Aber sie könnte meine Mutter sein."

„Oder ich dein Vater," sagte der Herr Pfarrer, legte Kinn und Hände auf die Krücke seines grünen Regenschirms und sah seinem Gegenüber aus möglichster Nähe in die Augen.

Jetzt schob auch Sor Menco mit einem „Dio c . . ." seinen Kopf in den Wagen, während der Abgeführte den seinigen durch die Vorhänge ins Freie verschwinden ließ.

Wie mir schien, bevorzugte der Herr Pfarrer diese Art der Unterhaltung. Denn in den wenigen Pausen saß er da, die gefalteten Hände auf den Schirm gestützt, und sah sich vergnüglich und vielleicht gar etwas herausfordernd um mit seinen großen Augen und halbgeöffneten Lippen. Wenn zwei miteinander sprachen, sah man ordentlich, wie er die Ohren spitzte und sich sozusagen auf die Hinterbeine setzte: „Habt ihr endlich wieder was ausgeheckt, was ihr mir anheften könntet? Kommt an! Ihr könntet mir keinen größeren Gefallen thun — —"

Und richtig, dieser Halunke von Sor Cencio hatte immer wieder etwas Neues.

Bei den Jesuitenpensionaten an der Via della Piazzola, wo man zum erstenmal auf die nahe Stadt Florenz zurücksieht, mußte dem Herrn Pfarrer die Luft wohl nicht gefallen, denn er zündete sich eine Virginia an. Dadurch bekam auch sein Gegenüber Appetit, der selber schwarz und lang aussah wie ein Rattenschwanz. Aber sein Giftstengel schien auch noch widerspenstig zu sein, das Wachskerzchen verlor die Geduld und verbrannte ihn, daß er mit den Fingern schnippte.

„Ach was," sagte mein Sor Cencio, „caro lei, haben Sie sich doch nicht so, als ob das weh thäte. Unser irdisches Feuer ist ja alles ‚fuoco finto', sieht nur aus wie Feuer. Nur das Höllenfeuer brennt richtig. Nicht wahr, Priester?"

„Du wirst's ja bald genug spüren," sagte der „Zi' Piovano" — der Onkel Paster — mit äußerst vergnügtem Gesicht, „und, figlio mio, glaub mir, wenn du erst brätst, dein Geruch wird euerm San Romolo wohl thun. Er hat dich dann vom Halse."

Sor Cencio lachte mit den andern und versuchte sein Glück noch einmal. Er hatte inzwischen die Wachskerzchenschachtel in die Hand genommen und die Bilder darauf kamen ihm zu Hilfe.

„O sieh da," sagte er, „der Teufel selber. Dein Konkurrent, Pasterchen. Auch Seelenjäger. Und nicht häßlich. Im Gegenteil, chic. Aber wo hat er nur die Hörner, zum Teufel? O, Don Giusto," und er hielt dem Herrn Pfarrer die Schachtel hin mit einem Satan darauf in Frack und Cylinder, „du kennst ihn ja, du mußt das wissen. Wo hat er die Hörner?"

„Eh," machte Don Giusto, und Lippen und Backen wackelten nur so vor Vergnügen, „da wo ihr alle sie tragt —"

Sor Cencio deutete mit dem Kopf zu ihm hinüber. Er

wollte damit den andern, die auf seine Kosten lachten, sagen: „Nun seht mir mal so einen Pfaffen an." Aber Don Giusto replizierte schnell: „Stoß nur nicht gleich." Und der Hieb hatte, wie es schien, doppelt gesessen. Sor Cencio erwiderte nichts mehr.

Menco hielt unaufgefordert vor einem Villenthor.

„Eine Prozession ginge schneller," äußerte der freidenkerische Jäger, der sich inzwischen erholt hatte, „schon wieder ein Ave Maria."

„Excusez, Messieurs," sagten einige elegante Florentiner, die im Fond gesessen hatten, und stiegen aus, worauf ein Jesuit in voller Priesteruniform, der schon eine Zeitlang lesend neben uns hergegangen war, ihren Platz einzunehmen suchte.

„Nous sommes au grand complet," äußerte Sor Cencio, den die Ausgestiegenen an das wahrhaft elegante Florentinisch erinnert hatten, welches nämlich das Französische ist.

„Maledetti assassini!" schrie Sor Menco auf seinem Bock und hieb auf die Pferde ein, die er allerdings ebensogut wie die Jesuiten gemeint haben konnte.

Der „uomo" indessen verstand kein Französisch, nahm die Sache vom rein geschäftlichen Standpunkt und schob den Priester in den Wagen.

„Die Prozession kann weiter gehen," sagte der Jäger, die Pferde zogen an, der Jesuit schlug ein Kreuz, nahm sein Brevier zur Hand und las weiter. Aber der Jäger gab keinen Frieden, so daß jener, ein derber bissiger Pfaff, Mühe hatte, sich hinter seinem Buch zu beherrschen. Don Giusto, der sich den Kollegen eine Zeitlang betrachtet hatte, sang vor sich hin. Als der Sonntagsjäger ihn jedoch mit einem „nicht wahr, Sor Piovano" an seinen populären Neckereien zu beteiligen gedachte, wies er ihn mit einem „schweig still, Straßenjunge" ab und fing mit Sor Cencio an, über das veränderliche Wetter des Jahres zu reden. Von hier aus kam man ohne Schwie-

rigkeiten auf Kammer und Ministerium. Als Gegensatz dazu fand sich die großherzogliche Zeit von selber, welcher Sor Cencio, unter dem steten Vorbehalt, daß er so wenig wie irgend sonst ein verständiger Florentiner (na, na!) „Codino“ sei, allerlei nachzurühmen wußte.

Don Giusto, der dies speziell toscanische Wort sehr menschenfreundlich mit „laudator temporis acti“ übersetzte, zuckte die Achseln und fragte ihn, ob seine Trauben etwa heuer nicht reif würden?

Das geschehe nun nicht gerade durch Ministerialverfügung. Aber, so wenig er die Rückkehr vergangener Zeiten für denkbar halte, — das jetzige Governo bedrohe z. B. die Kirche.

„Bimbo mio,“ sagte der Sor Piovano, „was weißt du davon. Die kann ohne einen Drachen, der sie verschlingen will, gar nicht leben. Hast du sie schon mal ohne den abgebildet gesehen? Was ist das Schifflein Petri ohne Sturm!“

Aber für die Priester habe es doch damals eine ganz andere Sache sein müssen. Der liebe Gott sei nicht zu umgehen gewesen, so wenig wie der Herr Erzbischof oder die Principessa Corsi. Er habe nun einmal mit dazu gehört.

„Ja, wie die weißen Handschuhe, die Lackstiefel u. s. w.“

„Wie du willst,“ sagte Sor Cencio, „mais les dieux s'en vont. Und dann der Bankrott von Florenz, die Schlacht- und Mahlsteuer, das Militär, die Kammerparteien, die allgemeine Unsicherheit —“

„Ja, figlio mio, ich hab' euch nicht geholfen den Großherzog fortkomplimentieren. Aber, siehst du, auch die Freiheit muß man bezahlen, und zwar in Lire und Centesimi. Erst habt ihr sie gewollt und nun sagt ihr: ihr hättet nicht gewußt, daß sie so teuer wäre. O, ein Ballon! —“

Alles, was auf der Stadtseite saß, reffte die Vorhänge und das unbehagliche politische Gespräch war abgebrochen. Man sah gerade über eine niedere Mauer hinaus in das silber-

blaue Arnothal, das sich weit und weiter in die hellen bergumstandenen Fernen verlor, und hinab auf die Stadt, die wie ein weißer Spitzenschleier bald dichter, bald durchsichtiger darüber gebreitet lag. Und mitten in dem dunstigen, zitternden Weißblau schwebte die Kuppel Brunellescos und über ihr dem weißblauen Himmel entgegen ein Ballon. Lautlos alles —

„Schon wieder einer," rief der andere Priester, der sein Brevier und alle Neckereien mit dem erlösenden Zwischenfall vergessen hatte — für den Augenblick wenigstens. Auch er war Florentiner.

„Die Via delle Ruote hat ihr Straßenfest," sagte Don Giusto erklärend, „sie sollen nur vergnügt sein, denn leicht sind die Zeiten nicht. Da ist noch einer. Ueber San Lorenzo — links — dort —"

Aber dann kamen Mauern und darauf die Häuser auf der Höhe von Camerata, der Omnibus fing plötzlich zu rasseln und zu schütteln an, die Peitsche klappte, die Schellen klingelten und zwischen Trab und Galopp, vor Schreck uneinig, warf unser Dreigespann sich die Fuchsschwänze um die Ohren, nahm die messingblitzenden Köpfe in den Nacken und schleppte mit fast beleidigender Leichtigkeit seine anderthalb Dutzend Menschen hinterdrein. Unter lautem Zuruf bog Sor Menco in die breite neue Straße und jagte — stolz wie sie — auf den Platz von San Domenico, weniger der Eile seiner Fahrgäste wegen, als des stattlichen Aussehens halber, auf welches außer ihm selber auch noch ganz San Domenico sich nicht wenig zu gute thut.

In San Domenico ist man längst auf Fiesolaner Gebiet und hat das eigentliche Städtchen mit seinem klostergekrönten Burgfelsen nahe über sich liegen. Die Sonne brannte versengend auf die Steinwände der Straße, die sich langsam hinaufwindet, und lud nicht gerade zum Weiterfahren

ein. Zudem stiegen auch Don Giusto und Sor Cencio aus, jener um über die Via Faentina ins Pian di Mugnone zu ziehen, wie er sagte, „auf Sankt Franzens Rappen", oder wenn's hoch käme, wie unser aller Herr und Meister auf einer Eselin.

Mitten in dieser großen Mittagsstille kam mir plötzlich wieder der Piovan Arlotto in den Sinn, als der Herr Pfarrer von seiner Pfarrei im Mugnonethal sprach. Auch dessen „Pieve" San Cresci a' Maciuoli lag drinnen am obern Lauf des kleinen, bösen Bergstroms, hinter Fiesole. Ich sah meinen Pfarrer, dessen Salz und Pfeffer zudem nicht schlechter war als jenes des Arlotto, verdachtvoll an — aber nun gab es einen Abschied, ein Aufwiedersehen — nein, dies Händeschütteln hätte auch der herzhafteste Spuk nicht zuwege gebracht und der Wein, den der Pizzicagnolo von der Abteiseite dazu herausbrachte, schmeckte kaum ein wenig nach irdischem Schwefel — —

Jetzt erreichte der Sor Piovano auch noch den Jäger, gerade als der Jesuit grußlos in ein Gartenthor verschwand.

„Er ist ein Zauberer," sagte der Brave, mit den Augen hinter dem Kaplan herweisend, „aber ihr seid Lausbuben. Tragen wir nicht eine Uniform, ich und er? Und kann er sich denn wehren in dem schwarzen Rock, heißt das in Gesellschaft? Begegne ihm allein auf der Landstraße und er wird dir deine Knochen einpacken."

Der Jäger brummte etwas von den Pfaffen, die hier wie die Kruzifixe beim Hergottmacher seien, und ging grüßend in den Tabaksladen. Der Sor Piovano spannte sein grünseidenes Gewölbe über sich, nahm Abschied und trat tapfer in die Sonne hinaus gegen die Badia hinabsteigend. Sor Cencio und ich gingen mit dem halbleeren Fiasco in das schattige Gärtchen des Pizzicagnolo und setzten uns hinter einen der großen kühlen Steintische, wo ich die ärgste Hitze

zu überstehen gedachte, während Sor Cencio mir noch auf ein halbes Glas Gesellschaft leisten wollte.

Als ob es so hätte sein müssen, kamen wir wieder auf den Sor Piovano zu sprechen. Ich äußerte, daß ich ihn gerne wiedersähe.

„Pas plus facile que ça;“ wir sollten ihn einmal besuchen, meinte Sor Cencio, zwischen Französisch und Italienisch hin und her schwankend, wir brauchten ja nur zwei Brathühner mitzunehmen, um auch der Perpetua recht zu kommen, die übrigens eine vorzügliche Person sei. Dafür fänden wir bei ihm einen Wein — „ah — chic!“

Im Mugnonethal, mußte ich nämlich wissen, war schlecht Sündenvergeben für den, der auf eigenes Gewächs angewiesen sein sollte. Aber dafür machte der Herr Pfarrer — immer nach Sor Cencios Aussage, der sich mir als seinen Gevatter vorstellte — alle Jahr seine zwei Reisen in der schönen Toscana. Dabei habe er nun noch den Vorzug, mit Messelesen probieren zu können, wo er einen guten Tropfen finde. Sei nun das Blut Christi irgendwo besonders tüchtig, so erkundige er sich, ob nicht ein Fäßchen davon für seine Kirche zu haben sei. Und so komme er stets zu einem milden und heilsamen Tropfen.

„Denn,“ sagte mein Gewährsmann, — „das ist nun einmal so, — auf den Altar wird auch der größte Heide unter uns keinen gefälschten Wein geben. Jedermann weiß, daß reine Traube unerläßlich ist, wenn das Sakrament gültig sein soll.“

Als Sor Cencio gegangen war, fuhr der „ragazzo“ des Pizzicagnolo, der schon eine Zeitlang neben uns gesessen hatte, fort, das Lob des „Zi' Piovano“ zu singen.

Aber ich will meinen Lesern diesen Jüngling durchaus nicht als einen unverdächtigen Zeugen verkaufen. Vielmehr hatte ich wohl gesehen, wie der Herr Pfarrer ihm wenigstens

fünf und vielleicht gar sieben Centesimi Trinkgeld gab. Ferner muß man die Verpflichtung mich zu unterhalten in Anschlag bringen, wie sie dieser höfliche Jüngling als Vertreter eines öffentlichen Geschäfts fühlen mußte, welches in San Domenico zugleich Caffè und Apotheke zu ersetzen hat. Und schließlich war der Standpunkt, von dem aus unser Mann die Verdienste seines Helden abschätzte, ein so eigentümlich subjektiver, daß ich kaum von allen meinen Lesern verlangen kann, sie sollten denselben teilen. Seine Hauptgeschichte drehte sich nämlich um einen Anfall auf der Landstraße, welches Abenteuer Don Giusto damit geendet haben sollte, daß er den Angreifer einfach bei der Krawatte genommen und ihn ausgeleert habe. Die fünf Lire, die der arme Kerl bis dahin mit Gefahr seines Lebens zusammengeraubt hatte, waren dem Opferstock von Don Giustos Kirche zu gute gekommen.

Ich weiß noch heute nicht, wer mich hieß einen zweiten Fiasco bestellen.

Aber der Wein war so mild und beruhigend und mir ins Glas lächelte so unbefangen über all die Villen und Gärten hinweg der alte lustige Zinnenturm von Fiesole. Als die Sonne untergehen wollte, sah sie mich noch hinter meinem Glase träumen und ich wette darauf, ich habe sie mit dem Kopf schütteln sehen.

Neben mir saß mittlerweile ein durchaus körperhafter Droschkenkutscher — denn er teilte Wein und Mahlzeit mit mir — den die hübsche Frau des Pizzicagnolo mir als ihren Vetter und billige Rückgelegenheit empfohlen hatte. Auch er — und ich erzähle das nur, um zu konstatieren, wie systematisch ich eingesponnen wurde — auch er erzählte vom Sor Piovano und es klang an mir hin, als ob ich einen alten Novelliere hörte oder Balzac, der von seinem joyeux curé de Meudon spricht. Dann wechselte er plötzlich die Register und hub an, auf die Jesuiten zu schelten, die hier zu Hunderten

hinter ihren Gartenmauern säßen und sich selbst im Fall der Not — accidenti! — weigerten, das heilige Oel zu spenden; aber in mir klang der alte Ton weiter.

Mein Gott, dachte ich, schimpft nur, — freilich wenn's schon dem Toscaner zu viel wird, müßt ihr Herren Jesuiten es verstanden haben, unliebenswürdig zu sein, — aber schimpft nur; es gab hier in Etrurien von jeher neben schlechten Priestern auch gute, zum Beispiel jenen menschenfreundlichen Auguren, den man drüben am Meer in Populonia im Wirtshaus zur Chimaera treffen konnte, wie er

„später Mitternacht
trotzbietend ausharrt einer ehernen Säule gleich
und sternenkundig vorsingt in dem Rundgesang,"

der dann im Quattrocento Arlotto Mainardi hieß und nun Don Giusto gerufen wird. Hatte ich ihn nicht selber eben gesehen, ihm die Hand geschüttelt und wollte ich ihn nicht aufsuchen? O, Don Giusto, warum in aller Welt sollte deine Pfarre nicht Tigulinum heißen oder San Cresci a' Maciuoli? Ich sah dich in Gedanken „an jenem obern linnenweißen Tisch", — ja selbst den linnenweißen Tisch traute ich dir zu — von deinen Lippen floß jene gute und lustige Weltweisheit, auf die man immer wieder wird zurückkommen müssen, und weder du noch die deinigen sahen danach aus, als ob sie oder nur ihr Same Lust hätten, sich von irgend einem Winde verwehen zu lassen.

„Betrachtet diesen und seine Gemeinde," sagte ich laut, „und ihr werdet zugeben, daß ihr zu früh geklagt habt."

Ein ironisches Brummen wie von einer Hummel — aber mit Stahlfedern anstatt der Muskeln, unterbrach mich und ging mir durch alle Glieder. Ich saß in meiner bergabschleifenden Droschke auf das Armstützbrett gelehnt — ich glaube gar, diese dumme lederne Armlehne hatte Einwendungen zu machen! Ich blickte sie strafend an, ohne auch nur einen Schimmer

von Verlegenheit in ihren frechen Knopfaugen zu erzielen, mit denen sie ganz gleichgültig an mir vorbeisah.

Es war aber doch die Armlehne meines Wägelchens. Aber wer war wieder die Armlehne? Ich war nicht so einfach, sie für altes lederüberzogenes Eisen zu nehmen!

Man mag sonst von Armlehnen denken was man will, — mit dieser war es nicht richtig.

Ich zuckte die Achseln und sah Luft. Ich glaube, ich trommelte mit den Füßen, um dem Skeptiker neben mir nicht das Wort zu lassen, der jetzt wie eine Riesenbaumgrille schnurrte und schnarrte. Mein phantasieloser Rosselenker meinte freilich nachher: er habe nur mich laut reden hören; vielleicht hätte ich aber auch über der Bremse gesessen.

Jetzt fühlte ich das Brummen im ganzen Leibe und verstand sehr deutlich den spitzigen Einwand: Was weißt du davon? Du bist ja gar nicht bei ihm gewesen!

Ich geriet in Eifer.

Was, ich bin nicht bei ihm gewesen, bei unserm Don Giusto, und kann infolgedessen nichts erzählen? Ah, ah, was ist das für eine Philisterlogik, für eine lederne Droschkenarmlehnenlogik! Ich bin nicht bei ihm gewesen und kann daher nichts von ihm erzählen? Oho! Das wollen wir doch erst mal sehen. Seht ihr — wer immer — da hinten, rechts drüben, da wo der Mondschein auf der Wand liegt, die Schlucht? Nun dort drängt sich die Via Faentina — die „strada delle selajuole“ ins obere Mugnonethal. Obgleich es dort zum Pfarrhof des „Zi' Piovano“ geht, hat sie wenig Eile, in diese steinerne Wüste zu kommen, durch welche schon jetzt die Herbstnebel ziehen. Schau einer hinein von Fiesole aus, und er begreift, daß man dort im Winter einen erwärmenden Tropfen gebrauchen kann, zumal wenn einer die nötige Freudigkeit behalten will, um sich das Paradies zu verdienen, und daß demjenigen ein „vino particolare“ unerläßlich ist, der auch noch

für das Seelenheil anderer die Heiligen des Mugnonethals erwärmen soll. Vielleicht hat einer, der da hinabschaut, sogar Furcht, er möchte den ganzen Don Giusto, wenn er ihn besuchen ginge, am Ende nur als vorsündflutliche Versteinerung vorfinden, deren ruheloser Geist allein mit mir im Stellwagen gesessen habe.

Jawohl! Meint ihr, daß das so beibleibt mit der Steinwüste? Daß Don Giustos Gemeinde von Singen und Beten lebt? Da kennt ihr ihn schlecht. Folgt nur uns, mir und Sor Cencio, wir haben die beiden Brathühner bei uns, die fettesten, die auf dem Mercato vecchio am Spieße staken.

Ist das eine Ueberraschung, ist das eine Oase im grauen Mugnonethal! Das hätte man sich ja denken können, daß dort kein Jammerthal sei, wo der Onkel Pfarrer seine Lämmer himmelan weidet. Wie soll auch ein unzufriedenes Menschenherz die nötige Freudigkeit finden, um allewege den guten Gott und seine Werke zu loben! Nein der Paradiesespfad, den Don Giusto die Seinen hinaufführte, ging sicher nicht durch Hunger, Durst und Traurigkeit. Wo er waltete, schien gewiß die Sonne eine Stunde länger als sonstwo im tiefen Mugnonethal. Aber ein so durch und durch vergnügtes Dorf, wie dort auf der platten Felsnase sich sonnt, einen so krausen Olivenhain und so brave Rebstöcke hätte man selbst in Don Giustos Garten nicht vermuten sollen.

Schon aus der Ferne hörte man ein lustiges Glöcklein einen Saltarello läuten. Wahrhaftig, nie sah man ein behaglicheres Dorf in der grünen Toscana als dieses! Zwar das übliche Gewölk hing über ihm, aber wie ein freundlicher Zierat, bei dem kein Mensch an schlechtes Wetter denkt; einfach weißgewaschene Wolken, wie Bürgermädchen am Sonntag. Und die Mücken spielten so lustig, daß man kaum atmen mochte, um nur ja keins der vergnügten Tierchen um seine Freude zu bringen. Hund und Katze thaten ungeniert mit-

einander wie Mann und Frau, und der Hahn, an welchem sich der Kater scheuerte, hob nur den einen Kratzfuß auf und machte kein erstaunteres Gesicht als jener Pfaff im Stellwagen, da mein Jägersmann sich an ihm rieb. Nur ein unzufriedener Esel trompetete, als gälte es den Mauern Jerichos. Aber ich will beschwören, daß dieser Esel durchaus nicht zu Don Giustos Gemeinde gehörte.

Die Alten des Dorfes saßen und spuckten — als ob Sonntag gewesen wäre — in den Mugnone oder doch an die Stelle, wo er manchmal fließt. Die Kinder — so reichlichen Segen habe ich nie beisammen gesehen — schienen einstweilen die Straße zu hüten. Sie waren mit der Verdauung beschäftigt oder mit der Freude über deren Ergebnis. Aus allen Häusern, darin die Frauen das wohlthätige Feuer bewahrten, roch es nach etwas Gutem, zum Beispiel nach Trippa, Zampa (ah!) oder nach einem reichlich gefetteten Risotto (und ich wette, es waren hie und da Hühnerlebern dabei).

Das junge Volk war in der Kirche, — der ganze freundliche Raum schwirrte nur so von Fächern und zu jedem bunten Fächer gehörten vier blanke Augen: zwei die darüber hinwegfeuerten und zwei die hineinschossen. Man sah gleich, daß das schmucke Heiligtum einem wohlwollend dreinschauenden Benediktiner geweiht war, ich weiß nicht mehr welchem, aber gleichviel, ein Benediktiner war es und die Benediktiner sind umgängliche Leute, die von jeher zum Wohle der Menschheit studiert und destilliert haben. Dieser hatte gewiß niemals eifersüchtige Schlägereien mit seinen in der Nachbarschaft begüterten heiligen Kollegen, oder wenn jene anfingen, kriegten sie ganz gewiß die meisten.

Auch die zwei bis drei Heiligen auf den Seitenaltären gehörten diesem wohlspeisenden Orden an, waren durchaus nicht in Momenten dargestellt, wo es ihnen schlecht ging und mußten, ihren Zutrauen erweckenden Bäuchen und ehrgeizlosen Ge-

sichtern nach, bei Lebzeiten irgend etwas Angenehmes gewesen sein, wie zum Beispiel Abt oder Kellermeister eines nahrhaften Stifts.

Und am Altar stand er selber der gute Zi' Piovano, der „Onkel Pastor“. Aber wir sahen nur noch seinen höchst respektabeln Rücken, den die Sonne gerade wohlgefällig streichelte und frisch mit Gold stickte, wie sie auch die kleine tapfere Orgel aufmunterte, die just einen herzerquickenden Kehraus aus der Aïda donnerte, und wie sie draußen das Turmkreuz wieder blank vergoldete, alles natürlich dem „Zi' Piavano“ zu liebe.

Und überhaupt draußen, als nun die Kirche aus war! Die Mädchen und Burschen standen durchaus nicht getrennt, wie sonst wohl in Toscana. Vielmehr hielten sie sich bei den Händen gefaßt und schwenkten in breiten Reihen die staublose Heerstraße auf und ab, am Mugnone hin, während die Mandolinen schwirrten und die schönen Melodien nachzuklimpern suchten, mit welchen die Orgel den Tag ausgezeichnet hatte.

Und wie da alles so frisch vergeben, so gründlich absolviert aussah! Und zwar so überzeugend, daß selbst der Carabiniere wohl beruhigt sein mußte; denn er tanzte mitten auf der königlichen Landstraße mit dem frischgeschorenen Einsiedel von dem igelartigen Cypressenhügel drüben, während einige Weiber dem frommen Mann seinen Bettelsack vollpackten. Und dieser runde Berg selber mit seinen staubigen Cypressen sah aus wie ein bekehrtes altes wegelagerisches Stacheltier, welches Asche auf sein Haupt gestreut hat und nun, bußfertig zusammengerollt, eine heilige Kapelle auf seinem Sündenbuckel tragen muß, und dem bei dieser frommen und beschaulichen Uebung die Stacheln anfangen auszufallen.

Ich bemerkte ferner, daß alle diese guten Leute auf der Straße lieber bei Gott und guten Heiligen fluchten, als beim Teufel. Sie boten uns Gott zum Gruß und die Madonna zum Geleit, bis sie vernahmen, daß wir ihren Pfarrer zu besuchen kamen. Dann geleiteten sie uns selber.

Inzwischen fingen die vier Glocken im Turm an, eine eifriger als die andere, irgend etwas unbarmherzig in die vier Weltgegenden hinauszuschreien, besonders die kleinste hatte es wie eine Henne, die ein Ei gelegt hat. Da wir ihren Dialekt nicht verstanden, so fragten wir, was sie meinten. Man sah uns an und sich und uns: es gab Leute, die nicht wußten, daß Don Giustos Namensfest war!

Und jetzt kamen wir an das weiße Haus mit den Geranienstöcken, die alle noch brennendrot in Blüte standen, und an dessen Fenstern Pilze, Pomidoro und rote Zwiebeln, in langen Ketten trocknend, einen ebenso artigen wie soliden Zierat bildeten. Und dort stand er selber, mit Händeschütteln und Scherzen beschäftigt, im leichtdurchsonnten Schatten seiner Oliven und Reben, die so voll saßen, daß man sich hier eine Ernte im gelobten Lande oder im Lande Bengode gar wohl vorstellen lernte, wo man die Reben bekanntlich noch mit Würstchen anbindet, — Don Giusto selber, rot und leuchtend wie der Wein im Glase vor ihm, und schwarz wie die Cypresse neben seinem Kirchlein, nur viel besser im stande als diese, wie ihr euch denken könnt, und insofern eher einem Fiasco vergleichbar. Ah und richtig — ein linnenweißer Tisch (und wie frisch und scharf die Falten waren) mit einem gebratenen Böcklein darauf, gut durchgebraten am Spieß, scharf und knusperig und rosmarinduftend, so recht nach dem Herzen Gottes; daneben ein Berg Salat — ah! — aus lauter Herzchen bestehend, gelb, kraus und segentriefend, ein wahrer Oelberg, ein Salat, dem vor allem die Hauptsache nicht fehlte: der „prete per mangiarla“ — „En fin connaisseur“, wie Sor Cencio lächelnd hinzusetzte*). Und ob der da war! Und was für einer gleich! Maria santissima! Ja, wenn sie alle

*) Das Sprichwort verlangt für den Salat einen Geizigen zum Essig, einen Verschwender zum Oel, einen Weisen zum Salz, einen Narren zum Umrühren und — einen Priester, um ihn zu essen.

so wären wie dieser. Und dazu Brot, weiß, blank und aufgegangen wie die sieben Mädel, die um den Tisch saßen und sittsam die Augen auf die Teller niederschlugen; und Käse fett wie Don Giusto selber.

Dazu, was die Hauptsache war: man sah es schon den Speisen an, daß die Perpetua eine freundliche und willige Person war, nicht im stande, die Todsünde zu begehen und dem Herrn Pfarrer nach solcher Mahlzeit die Verdauung zu stören. Zudem hatten wir ja unsere zwei Hühner bei uns, die fettesten, die sich auf dem Mercato am Spieße gedreht hatten. Nein! Als Ehrengast außer uns glänzte hier die Zufriedenheit, die auf allen Gesichtern wie zu Hause that.

Von den Glückwünschen und Scherzworten verstanden wir nicht viel, da die vier Glocken über unsern Häuptern sich noch immer nicht beruhigen wollten. Und Don Giusto, der gute Don Giusto konnte nichts dagegen thun. Er durfte doch den Buben die Freude nicht verderben. Sie hatten auf diesen Tag gewartet wie auf den Tag, wo Ostern und Pfingsten zusammenfallen. Und man hörte es, daß Jungen an den Stricken waren. Die große Glocke arbeitete mühsam, die kleinen gellten nur so.

Zudem hatte der „Onkel Pastor" den Buben selber das Läuten angewöhnt. Seine Uhr, die mit seinem gesunden Magen ging, ging zum mindesten richtig, wenn nicht gar etwas vor. Das wußte man im ganzen hinteren Mugnonethal, wo die Zeit noch am Himmel und nicht an den Kirchtürmen abgelesen wird. Und überall stehen darum, vor Mittag und gegen Ave Maria, die Jungen neben den grauen Kirchen — die von Don Giusto ist die einzige weiße — und schauen zu dem guten Pfarrer hinüber, bis seine Glocken die schwarzen Zungen über die weiße Turmkante hinausrecken, und dann hängen sie wie Trauben an den Strängen, so daß die Einigkeit der Glockengrüße aus dem weiten Pian di Mugnone dem Himmel jedesmal wieder ein Lächeln ablockt.

Wie er so dastand, der brave Zi' Piovano, seine ganze Gemeinde hinter und um sich, alle vergnügt und strahlend, fiel mir jener Patriarch und Kollege Don Giustos ein, der als Haruspex von Faesulae da droben (dieser neugierige Kirchturm schaut doch überall hinein!) nach Rom gerufen, mit vierundsiebzig Söhnen und Sohneskindern auf das Kapitol opfern ging . . .

Während ich diesem Vergleiche nachhing, verlief sich der Schwarm der Glückwünschenden, denn auch bei ihnen harrte das Festmahl. Wir setzten uns und Don Giusto schenkte ein, — einen wahren Seelenwärmer von „vin santo" hatte der heilige Mann. Ich sah tief in das duftende Glas und geriet von jenem Faesulaner Patriarchen auf meinen Onkel Fritz, der auch Pfarrherr war mit vierzehn Kindern, und als ich aufschaute und den würdigen „Onkel Pfarrer" mir gegenüber sitzen sah, wie er die Hühner zerlegte und den sieben Mädeln zulächelte, stieß ich mit ihm an und sagte, ganz weich in heimische Erinnerungen versunken:

„Don Giusto," sagte ich, „seid Ihr ein würdiger Mann! Und alle die prächtigen Kinder — es ist der reine Staat — sind das alles Eure . . .?"

Don Giusto sah mir einen Augenblick kurios ins Gesicht.

„Der Perpetua ihre, sagen wir mal," meinte er darauf trocken, und alles sah sich an, brach in ein prachtvolles Lachen aus und klatschte in die Hände oder stieß mit mir die Gläser zusammen . . .

Crescite et multiplicamini!

* * *

„Dio ciarlatano! Bin ich da ins Fabulieren gekommen. Verzeiht . . ."

Jawohl! Wer denn? Ich mochte mir die Augen reiben soviel ich wollte. Ich saß allein im Wagen; nur die Bremse

sägte furchtbar und mein Droschkenkutscher sah sich gerade lächelnd nach mir um. Wem hatte ich denn das alles erzählt? Ich faßte mich an den Kopf, der etwas schwer war und keinerlei Antwort gab. War das alles Spuk gewesen, Blendwerk?

Es hat doch seine Richtigkeit mit diesem Fiesolaner Boden, dachte ich kopfschüttelnd. Man wird zum Seher, ohne daß man's weiß. Oder, wie zum Teufel... Welcher Heilige...?

Der erste Petroleumschimmer Florentiner Vorstadtkultur fiel auf eine Gartenmauer neben mir. Dort stand der Name eines Giovanni, der zwar kein Heiliger war, aber ein heiterer Weiser, was für manchen mehr ist. Dort stand es an der Ecke:

Via Boccaccio.

Zudem war ich in weitem Bogen unter den Mauern der Villa Palmieri hergefahren, in der man den Decamerone spielen läßt. Jetzt lagen ihre dunkeln Gartenterrassen hinter mir. Ich hatte ihrer nicht geachtet, aber sie hatten mich doch im Bann gehalten. Ich kam von Fiesole, hatte die ganze größere Strecke des Weges auf dem Hügel von Camerata zurückgelegt und fuhr nun am Lauf des Mugnone hin — lauter dem Boccaccio heiliger Boden. Da war alles begreiflich.

Ein Glück, daß ich auf das Pflaster des modernen Florenz geriet. Ein Glück! Denn der genius loci Cameratas ist ein Kobold. Wer weiß, was alles er mich noch hätte sagen lassen. Ein wahres Glück! Es mag so schon zu viel geworden sein.

Ja, dieser Kobold von Camerata. Freilich, mein Kutscher schien zu glauben, daß der gute Wein dieses Hügels der Zauberer gewesen sei, der so Merkwürdiges mit mir angestellt habe. Aber ich weiß es besser.

In der Stadt riefen sie die Abendzeitungen aus. Schon wieder neue Enthüllungen über die Jesuiten vor den Thoren.

Meinetwegen.

Der alte genius loci lebte auch noch. Ich konnte davon mitreden. Und auch Don Giusto war keine Unmöglichkeit in Spiritus. Im Gegenteil, zehn für einen will ich finden, wenn ich ihn besuchen gehe, — sagen wir mal um die Zeit der nächsten Weinlese.

* * *

Ich wiederhole, man sagt hier: „a tal santo tale offerta“, — „wie der Heilige so die Gabe“. Ich bringe dem genius loci der jesuitenverrufenen Fiesolaner Rebhügel diese Zeilen als Weihgeschenk:

P. G. R.

(1882.)

Senza moccolo!

Novelle.

Der erste Lichtschimmer des Fastnachtsmorgens mochte an irgend einem benachbarten Turmkranz oder Kuppelkreuz erschienen sein, als die Spatzen drunten in den Orangenbäumen des dunklen Hofes einen Höllenlärm anfingen und mich weckten. Nur zu leicht, denn in fremden Betten schläft man selten fest, noch seltener aber auf fremdem Sofa. Uud mit solch einem Lager hatte ich diesmal fürlieb nehmen müssen. Denn als ich über Nacht spät nach Hause kam, fand ich meinen Schlüssel mit Gips verstopft, der mir von den Karnevalfreuden des Tages in der Tasche geblieben war, und meine Schließversuche machten den Schaden unheilbar.

Auch die Schnur, welche von draußen die innere Klinke so einer römischen Thüre hebt, war abgerissen. Und so oft ich klopfte, vernahm ich als Antwort nur das Mauzen eines Kätzchens, das offenbar gern mit mir getauscht hätte. Ich nahm das wenigstens an, um doch des Horazischen solamen miseris teilhaftig zu werden, suchte und fand aber doch reelleren Trost auf dem Sofa meines leichtsinnigen Freundes Gaetano, dessen Fenster in der nahen Via del Grillo noch erleuchtet waren. Dort hatten mich nun nach mäßiger Nacht die Spatzen vorzeitig geweckt, und ich öffnete die Fensterflügel des Wohnzimmers, um Licht und Luft in den dumpfen niedrigen Raum zu lassen, soweit ersteres schon vorhanden und letztere noch nicht durch den Kehricht der Häuser verdorben war.

Es schien mir im Vergleich mit meiner Nachtruhe fast die angenehmere Erquickung, den Kopf in die ungewohnte

Morgenkühle hinauszustecken und auf die mir nicht fremde Gasse hinabzuschauen. Denn als ich vor einem Jahr das erste Mal zum Karneval nach Rom gekommen war, hatte ich dort drüben, neben der ewigen Lampe, Gaetano gegenüber, gewohnt, und aus den jetzt offenstehenden Fenstern des zweiten Stockes hatte ich manches Mal wie heute auf die stille Straße hinabgeschaut.

Man sah deutlich, daß es von Rechts wegen noch Schlafenszeit war.

Alles wie im Karneval des vorigen Jahres, wenn man bei Tagesgrauen heimkam.

Die Krähen — wahrscheinlich dieselben wie damals — saßen stumm zwischen den steinernen Adlern am Turm, der die Inschrift trägt: „Ex Marghionum“. Am nahen Augustusforum standen die Säulen kaum halb im ersten Licht. Hie und da schlief noch ein Mensch auf der Thürschwelle oder in einer Kirchenpforte. Dann und wann hallten Tritte — man hörte sie lange, bevor man den Kommenden sah, und noch lange, nachdem er verschwunden: ein Soldat ging zum Antreten; einzelne Männer, die einer nach dem andern denselben Weg nahmen, eilten halbverschlafen auf Arbeit; oder ein verwachtes Mädchen huschte vorüber, und wie leise es auch auftrat, — der Schall ist um diese Zeit am wachesten und verriet sie doch.

Dann war es wieder eine Zeitlang still, nur den Brunnen hörte man rauschen und die Spatzen, die nun auf die Straße übergesiedelt waren, laut piepsen.

Ein schöner, frischer Tag war am Aufgehen. Ich schaute gerade dem blassen Morgenlicht zu, wie es kaum merklich in den Kanelüren der Augustussäulen weiter herabfloß; da ward mein Ohr wieder in Anspruch genommen. Ein Lachen und Sprechen von hohen und tiefen Stimmen kam lustig aus einer benachbarten Straße näher. Gleich darauf trat eine bunte Gesellschaft von Herren und Damen um die Ecke und hielt

dort an, als handle es sich um ein Auseinandergehen. Die Damen waren ausnahmslos kostümiert und in einer Laune, die mich im Verein mit der frühen Stunde daran erinnerte, daß Prinz Karneval diese Nacht zum letztenmal im Tordinona-Theater sein lustiges Zepter zum Tanz geschwungen hatte und daß mit den Lichtern des eben dämmernden Tages, mit dem heutigen „Moccoli"-Abend, seine übermütige Herrlichkeit für diesmal wieder verlöschen sollte. Mit dem angenehmen Gefühl eines nüchternen Menschen, der ausgeschlafen hat, sah ich auf die bunten Nachtschwärmer. Ein Sofa schien mir plötzlich einem Balle in jeder Weise vorzuziehen, besonders jetzt, wo jeder seine Hälfte des Vergleiches hinter sich hatte.

Indessen wollte die Gesellschaft an der Ecke gar nicht so bedauernswert scheinen, wie mein Pharisäismus sie gern gemacht hätte. Denn als das Abschiednehmen, wie mir däuchte, eben glücklich zu Ende war, verwandelte sich die Scene plötzlich noch einmal.

Auf einem Prellsteine war nämlich, als der Trupp anhielt, ohne von den Aufmerksamkeiten eines Herrn neben ihr die geringste Notiz zu nehmen, eine Maske niedergesessen — aus Uebermüdung, wie ich meinte — deren weiße Haut und goldrotes Haar meine Blicke sofort auf sich gezogen hatten. Denn sie bildeten mit dem bleichen Morgenschein auf den Säulen und Turmzinnen die einzigen hellen Flecken in dem lichtlosen Bilde.

Plötzlich sah nun die Rote zu mir herüber und grüßte lustig mit der Hand, so daß ich unwillkürlich über die Schulter blickte, ob nicht mein Gastfreund hinter mir stünde. Dann sprang sie auf und schüttelte, die gelösten Haare zurückwerfend, mit hochgerecktem Arm ein Tamburin, so daß es heftig durch die stille Straße rasselte.

„Oëh, Signori!" rief sie, „Ruhe! Ich will auch endlich einmal eine Rede halten! Also Signori, wie oft seid ihr

jung? Wie lange seid ihr schön, Mädchen? Wie lange lebt dieser Karneval? Blasen sie ihm nicht heute abend schon die Lichter aus? Bah, wer weiß wie bald es auch bei uns heißt: ‚Senza moccolo! — Ausgeblasen! Kommt her und tanzen wir noch einmal! Warum soll diese Nacht ein Ende haben? Weil die Sonne es will? Bah, die dumme Sonne! Blast sie aus! Senza moccolo! So lange man tanzt, dauert die Nacht! Es lebe die Nacht ohne Ende!"

Damit faßte sie den vorhin so deutlich Abgefallenen, der inzwischen neben ihr an der Mauer gelehnt hatte, und schassierte mit einem Uebermut, der keineswegs übernächtig aussah, vielmehr von beneidenswerter Federkraft getragen, den Paaren entgegen, die, im Begriffe sich zu zerstreuen, auf den klirrenden Ruf des Tamburins wieder umgewandt hatten.

„Brava, brava!" — „Hoch die Civetta, hoch!" — „Die Nacht soll leben!" — „Nieder mit der Sonne!" scholl es von allen Seiten dazwischen.

Die Herren riefen und klatschten durcheinander, die Mädchen lachten und jauchzten. Frisch und heiter trat man, ohne sich an das abschüssige Terrain zu kehren, unter der alten Torr' de Conti zur Quadrille an. Sie mochten das schon an anderen Straßenecken versucht haben, denn ohne lange Verabredung trat einer der jungen Leute zurück und begann pfeifend mit der ersten Romanze der „Aïda", der damals neuesten Oper Verdis, die noch auf aller Lippen war. Der Italiener tanzt nach allem, und alle italienische Musik ist für ihn Tanzmusik. So ging es die ganze Oper durch, nur daß die Herren im Pfeifen miteinander wechselten, bis die Lust gekühlt war. Dann ein lachendes „Addio", weiße Hände winkten, und zwei und zwei stoben die Nachtvögel auseinander. Die Rote faßte den Arm ihres Begleiters und kam unsere Straße herauf.

Als sie unter meinem Fenster stand, schüttelte sie lachend das Tamburin zu mir herauf und rief mich an:

„Oëh! Guten Morgen, edelster Herr! Macht Ihr die Nacht zum Tage? — Euch wäre das Umgekehrte lieber, nicht wahr, Filippo?“ sagte sie zu ihrem Begleiter. Dann wieder zu mir gewendet: „Entschuldigt meine Dreistigkeit, großer Unbekannter, aber sagt Eurem närrischen Kauz von Freund, daß das Käuzchen ihn grüßt.“

Darauf verschwand sie, den andern nach sich ziehend, in der Thür des gegenüberliegenden Hauses, meiner einstigen Wohnung.

Freund Gaetano war das leichteste Tuch von der Welt, wenigstens früher, als wir regelmäßig miteinander verkehrten. Ihn interessierte jedes Weib — „wie das jagdbare Wild den freien Mann“, sagte er. Eine Gott weiß woher angeborene Empfindung für Herrenrechte beherrschte ihn damals. Inzwischen war ich ein kurzes Jahr im Süden gewesen. Ich konnte mir denken, daß er sich währenddessen nicht gehäutet hatte, und war also nicht weiter erstaunt über das Abenteuer.

Auch dabei dachte ich mir nicht viel, daß der glückliche Filippo plötzlich wieder unter der Hausthür erschien und die Gasse ohne aufzublicken verließ. Freilich glaubte ich das Käuzchen, die Civetta, lachen zu hören.

Aber diese Fenster da drüben, hinter denen ich gewohnt hatte, dieser Beiname „la civetta“, und das Gesicht, die Bewegungen dazu, ließen mir in der halbverschlafenen Morgenstille keine Ruhe. Der Fasching des vorigen Jahres verdrängte mit traumhafter Klarheit den wirklichen, von dem ich eben ein Stück erlebt hatte. Ich wohnte wieder da drüben; ich ging meine Hausbewohner und Nachbarn durch, um die Spur dieser „Civetta“ zu finden, aber etwas Aehnliches war nicht darunter. Bis eine Schnur Wäsche, die klirrend an einem festen Draht über die Straße gezogen wurde und sofort im Morgenwind zu klatschen begann, mir plötzlich eine ganz andere Aussicht eröffnete.

Ich kannte sie, diese „Civetta“! Aber die, die ich vor mir sah, war schwarz, unantastbar und eines eifersüchtigen Bauern Frau, draußen in Monte Sant Angelo di Sabina. Und das Bild spann sich fort, ging auf seine Anfänge zurück. Ich erlebte, angesichts meiner Fenster und der ausgestorbenen Gasse, ein Abenteuer zum zweitenmal, das uns der vorjährige Karneval gebracht, an das ich aber, unter neuen Eindrücken, nicht ein einziges Mal wieder gedacht hatte. Nun stand es wieder da, vor mir, greifbar, und die „Civetta“ war die Führerin.

* * *

Also vor einem Jahr und da drüben, wo sie verschwunden war! Ich war erst wenige Wochen in Rom und erlebte einen wahrhaftigen Karneval überhaupt zum erstenmal. Aber, mag nun der römische sogar der berühmteste der Welt und der lebhafteste in Italien sein, in der letzten Woche vor Fastnacht hatte ich ihn doch — schon damals — herzlich satt. Ich hätte immerhin noch mit allerlei Behagen zuschauen können — meine Stimmung von damals war mir vollkommen deutlich — wie wenig Berufene und viel Unberufene sich im Schweiße ihres maskierten Angesichts einbilden, sich und andere zu erheitern, aber mein Humor war bereits recht bequem und passiv geworden und manchmal sogar lebensgefährlich kritisch angekränkelt. Ich konnte mich offenbar noch, ohne feindlich zu werden, in den neutralsten Gassen mit Gipsstaub bewerfen lassen, aber mein Reinlichkeitsbedürfnis hätte sich schon dabei geregt; ich hätte mich noch lachend von blödsinnigen Masken antölpeln lassen, aber daß ich nicht mehr froh mit ihnen geworden wäre, bewiesen mir diese Erinnerungen, die meiner vorjährigen Laune genau entsprachen.

Während ich mir derartig den Puls fühlte, lag ich damals, wie heute, im Fenster, so früh es war, mit dem Hut auf dem Kopf; denn der Februar wollte offenbar einen guten

Eindruck hinterlassen und seine Sonne brannte bereits heftig. Ich sah den hellen Glanz, die grauen Häuser und trüben Fenster erleuchten, blickte in den fernen blauseidenen Himmel über der hohen und engen Gasse, und atmete unternehmungslustig die frische Bergluft, welche eine muntere Tramontana von draußen, zugleich mit Licht und Farbe, sehnsuchterweckend in diese dumpfen Mauern trug. Ich fühlte deutlich, daß ich die Beschäftigung mit solch einfach physischen Genüssen allen gewaltsamen Karnevalsvergnügungen vorziehen würde und war nebenher im Begriff, meine Morgenvirginia zum Brennen zu nötigen, als mir gegenüber — da wo ich jetzt im Fenster lag — die Läden, nach denen ich schon einigemal hinübergeschaut hatte, mit deutlicher Entrüstung aufgestoßen wurden.

Durch die Wäsche hindurch, die zwischen uns über der Straße flatterte, sah ich, wie Freund Gaetano, der schon damals hier wohnte, sein verschlafenes Gesicht zum Fenster herausstreckte.

„Puah!“ machte er, mir zunickend, und benutzte dann den Mund einige Minuten lang lediglich zum Atmen, — „buon giorno, Signore! Hast du heute etwa wieder Lust, deine Lungen von dem Mehlprinzen Karneval mißhandeln zu lassen? Ich pfeife auf diesen rüpelhaften Automaten.“

„Keine Idee! Ich denke nicht daran, mir den Tag mit Lärm und Gipsstaub zu verderben.“

„Ebensowenig ich mit Atelierluft. Und das wäre doch der Rest. Denn alle Weiber sind natürlich wie närrisch und müssen sich auf dem Corso mit Masken und kurzen Röcken sehen lassen und dann sind sie nicht verständig zu sprechen, viel weniger wegzubringen. Es weht Tramontana draußen, mein Lieber, und die Sonne scheint. Was meinst du, wenn wir z. B. zu der ‚Vedova‘ frühstücken gingen? Man sitzt da draußen in der Campagna unter der angenehmsten Gesellschaft: Katzen, Hühner, Hunde, Esel, Pferde und was sonst zum Leben frische

Luft braucht. Wein und junges Grünzeug gibt's auch. Was außerdem zu einem rechtschaffenen Frühstück gehört, nehmen wir mit. Du bist ja noch nicht lange in Rom, die Galerien sind so wie so geschlossen, also hast du zu allen Dummheiten Zeit und Recht — —"

Ich betrachtete ihn wie eine Art Erlöser und gab ihm mit Vergnügen nach. Bald saßen wir unter der kahlen Laube draußen mit gutem Wein und frischen Gobbi, die wir uns selber aus den zum letztenmal keimenden Artischockenpflanzen der Vigne schnitten, fütterten die Hühner, Katzen und Hunde und sahen die Mandeln blühen. Es war damals alles ungefähr wie heute noch, nur gerade der Wein besser und billiger und die Straße da hinunter, gegen die Stadt zu, hieß noch „Via Porta Pia" und nicht „Venti Settembre".

Dorther kamen, als wir kaum das erste Mezzo schweigend ausgeschmeckt hatten, zwei Landsleute, noch grüner in Rom als ich und ebenso karnevalmüde wie wir. Die waren der Ansicht, daß es eine Sünde und Schande sei, hier aussichtslos zu sitzen, während draußen die Welt blitze und leuchte, wie nur an solchen Tagen des Vorfrühlings. Man könne ebensogut jenseits des Ponte Nomentano bei den „Cacciatori" am Mons Sacer frühstücken, meinten sie. Und weil sie damit recht hatten, wenigstens was den trockenen Pecorino und den braven Wein anlangt, worin hier wie dort so ziemlich die Herrlichkeit bestand, so hatte diese „secessio" nichts gegen sich. Wir gingen mit, um ihnen den Willen zu thun, und Gaetano ohne ein Wort zu sagen, obgleich er besser wußte als ich, daß unten am Anioufer von Fernsicht noch weniger die Rede war als hier.

Als wir hinauskamen, dort, wo bei der Trattoria Mangani die Straße gegen den Anio hin abfällt, blitzte es allerdings über die grünende Campagna her, weit wie die Welt zu uns herüber. Auf der ganzen Höhe der Berge hatte es

geschneit und blauweiß leuchtete es vom Soracte bis hinüber zum Monte Cavo. In Rocca di Papa hätte man sich schneeballen können, und uns alle durchklang bei diesem Anblick ein Gefühl, als ob es uns leid thue, das den Dorfjungen von Rocca oder den Passionistenmönchen auf dem Cavo überlassen zu müssen. Wenigstens hatte ich dies gerade bedauernd empfunden, als einer der Neuhinzugekommenen demselben Gedanken unter allgemeiner Beistimmung Ausdruck gab.

„Wenn wir auch nicht gerade bis dort hinaufkämen,“ sagte der andere, „hinausgehen könnten wir doch, nach Monte Sant Angelo etwa.“

Monte Sant Angelo — wir sahen es gerade vor uns — ist eines der kleinen Bergstädtchen, welche wie vorgeschobene Posten der Sabinerberge in die Campagna hinaustreten. Die Sonne lag damals grell auf dem schlanken Felskegel und seine Häuserkrone blitzte einladend herüber.

Als aber der gute Herr von Hingehen sprach, mußte ich unwillkürlich lachen. Denn obwohl ich nie in dieser Richtung weitere Ausflüge gemacht hatte, so war ich doch lange genug in Rom, um zu wissen, daß die Sabinerberge kein so einfaches Spaziergangsziel sind. Man weiß, wie das klare Wetter täuscht, und so war es auch damals. Selbst die riesige verschneite Lionessa lag so nahe und von den Morgenschatten scharf gegliedert vor uns, als ob sie nicht in der Mitte der Halbinsel, sondern gleich hinter den letzten Campagnakastellen zum Himmel rage.

Auch Gaetano war stehen geblieben.

„Was wissen Sie von Monte Sant Angelo?“ sagte er mit kuriosem Gesicht.

„Bitte,“ erwiderte jener, „ich weiß, daß wir höchstens zehn Miglien bis hinauf haben. Als wir vor einer halben Stunde über die Piazza Barberini gingen, wo gerade Markttag zu sein schien, saßen da drei Bauern — in blauem Leinen

und Spitzhut, ihr kennt die Art ja, die eine große Rolle Büffelleder mitgebracht hatten und alte Schuhe flickten. Ein kleiner Bub, der zu ihnen gehörte, weichte ein Paar Stiefel ein, die fast höher waren als er, indem er Wasser aus dem einen in den andern goß, obgleich er kaum ankommen konnte. Da er ein Schemelchen und Bürsten bei sich hatte, ließ ich mir von ihm die Stiefel wichsen, und während er mir eifrig krabbelnd das Leder warm und blank rieb, fragte ich ihn, wo er her sei. ‚Aus Monte Sant Angelo,' sagte er. Wo liegt das? Er sah mich groß an und ich korrigierte mich, indem ich fragte, wie weit es bis dahin sei. Und da sagte er mir: ‚so cirka zehn Miglien.'"

„So," sagte Gaetano, „was Sie sagen. Also zehn Miglien. Und der Stiefelputzerjunge hat es gesagt. Dann muß es wahr sein!"

„Aber erlauben Sie — —"

„Gern," unterbrach ihn Gaetano launig. „Sie sollen recht haben. Lassen wir uns hinführen," sagte er zu mir, „was meinst du?"

„Ich bin überall dabei, wo einem die Campagnasonne auf die Glieder scheint und gar wo eine Dummheit im Werden ist."

Ich war ja kein Maler, wie die andern, daß mich die Schönheit des Tages da draußen hätte zur Verzweiflung bringen müssen. Außerdem machen mich Frühlingsluft und Sonne einfach widerstandslos. Kurz, ich ließ mir, noch fügsamer als sonst, den Entschluß überm Kopf wegnehmen, und als der Unsinn einmal im Gange war, freute ich mich selber dran und versprach mir von der guten Laune Gaetanos und der Zuversichtlichkeit der beiden andern alles mögliche. Was lag auch daran, wenn eine längere Partie in die Sabina daraus wurde? So improvisierte Unternehmungen sind immer die lustigsten. Ich hatte zwar nur einige zwanzig Bajocchi

bei mir und Gaetano gar nur zehn, — dafür erklärten die zwei anderen aber, gerade in Rom frische Gelder vorgefunden zu haben. Der eine trug hundert Scudi im Hutfutter, der andere hundertundfünfzig in der Brieftasche bei sich; es hatte also mit dem Reisen keine Gefahr.

So gingen wir munter drauf los und die beiden Verführer hatten sogar noch Zeit, auf jedes alte Mauerstück zu klettern und die Aussicht zu bewundern. Der Weg wand sich dann in der Senkung hin und wir sahen nichts, bis wir am Nachmittag ein einsames Haus, die „Osteria nuova", trafen. Die Kette der Sabina lag wieder vor uns — aber wie ich mir's im stillen gedacht, kaum viel näher als am Morgen. Dazu waren wir allem Anschein nach mit der Straße, die geradenwegs nach Monte rotondo zu führen schien, von unserer Richtung abgekommen. Ich kann nicht sagen, daß ich im geringsten ärgerlich gewesen wäre — Frühlingsluft macht mich gleichmütig und selbstzufrieden — aber Gaetano konnte es doch nicht lassen, die zwei Grünlinge etwas dafür zu bestrafen, daß es ihnen gelungen war, einen alten Römer, wie ihn, auf solchen schändlichen Leim zu locken.

Das keineswegs Vertrauen erweckende Aussehen der düsteren, schmutzigen Osterie, der struppige Wirt mit der Flinte auf dem Rücken, der uns mürrisch aus einer schmierigen grünen Flasche einen reichlich mit Fliegen versetzten Wein eingoß, und die deutlich sich nähernde Dunkelheit kamen seinen kleinen Bosheiten zu Hilfe. Eine Stimme, die plötzlich laut krähend etwas fragte, vertrieb sogar unsere erschrockene Gesellschaft aus dem unheimlichen Raum, während der Wirt mir lachend sagte, daß man der paar Kohlen halber die Großmutter dort auf den Herd gesetzt habe, und die sei eben nur bei unserem lauten Sprechen aufgewacht.

Indessen auch an einem wirklichen Abenteuer, dessen Ansehen gefährlich genug war, sollte es nicht fehlen. Als wir

gehen wollten, fehlte Gaetano. Ich fand ihn, wie er in einem zweiten, halboffenen und halbdunkeln Raume des Gebäudes einem Mädchen mit Wachskerzchen ins Gesicht leuchtete, welches hinter einem Tisch mit Gläsern und Tellern saß, — also offenbar nur augenblicklich allein war. Mit einem möglichst lauten Kuß nahm er, da die Zeit drängte, von der lachenden und schreienden Schönen Abschied, die sich seiner allerdings kaum noch erwehrte, als die dunkle Gestalt eines Campagnolen an der offenen Seite der kleinen Halle erschien und dann vorstürzte. Aber bevor der Eifersüchtige sein Messer draußen hatte, war Gaetano bereits hinter den Tisch gesprungen und hatte den einzigen leeren, schweren Holzstuhl ergriffen. Der Angreifer zitterte vor Wut und Unentschlossenheit. Gaetano höhnte und schien Lust zu haben, sich Platz zu schaffen, als jener das Messer sinken ließ. Ich sah, wie er mich und die beiden andern, die nach uns suchend herzutraten, mit einem Blick abschätzte. „Laßt ein andermal anderer Leute Mädchen gehen," brummte der Bauer zurücktretend. Gaetano versicherte ihn mit der freigebigsten römischen Höflichkeit, daß er unendlich bedaure, nicht geahnt habe 2c., und empfahl sich der „Sposa" und dem glücklichen Besitzer von so viel Schönheit.

Während Gaetano lachend zahlte und sich genau nach dem nächsten Weg erkundigte, war unter unsern beiden Verführern die Stimmung gründlich umgeschlagen. Gaetanos Abenteuer schien ihnen in die Glieder gefahren zu sein. Sie erschraken wenigstens sichtlich, als er ihnen mitteilte, daß uns nichts übrig bleibe als querfeldein zu gehen, so lange es der Tag noch irgend erlaube. Dabei redeten sie allerlei von den wilden Campagnahunden, die den Wanderer fräßen, von halbverwachsenen Zisternen, in die er hineinfiele, und was sie sonst noch an romantischen Geschichten gelesen hatten.

„Ach was," sagte Gaetano, „so eine kleine Hundebataille könnte gar nichts schaden. Wir sind zu viert. Da ist das

nur eine Emotion, die warm macht. Und die Zisternen frieren heute sicherlich zu, sobald die Sonne weg ist — —"

Darin allerdings behielten die beiden recht, daß die schnell hereinbrechende Dunkelheit uns den unbequemeren Weg über die Felder noch mehr erschweren werde, als den auf der Landstraße. Denn schon nach einer Stunde blies der Tag seine Leuchte aus — senza moccolo! — und wir sahen kaum noch zwei Schritt weit vor uns. Selbst Gaetano hätte ehrlicherweise längst nicht mehr auf eine genaue Richtung schwören können. Bei der ersten Ruine sollten wir rechts gehen, hatte ihm der Wirt gesagt. Ja wohl, aber das Ding, auf welches wir so lange zugeschritten, war längst in der Dämmerung verschwunden. Er zuckte indessen die Achseln, stieß mich an und fragte, ob ich mich wohl noch erinnere, daß gerade hier im Hohlwege am letzten Sonntage die Post ausgeplündert worden sei, fand es jetzt unbegreiflich leichtsinnig, so viel Geld mitzunehmen und hatte sofort die Genugthuung, daß auch „der andere" seine Reichtümer unter das Hutfutter steckte. Ich glaube, er hatte die beiden so weit, daß sie sogar über die niederträchtige Dunkelheit froh waren. Denn nun konnten die Banditen, die natürlich die frisch angekommenen Gelder suchten, wenigstens nicht sehen, wo sie steckten. Aber das Schlimmere war, daß man kaum noch sah, wo man hintrat. Bald fanden wir uns darauf angewiesen, an den Gräben entlang nach Steigen zu suchen, die das Vieh getreten hatte. Einmal gingen wir auf den Schall einer Glocke zu, die in erfreulich aufregender Nähe Ave Maria läutete — —

Auch das führte zu nichts, und endlich war Gaetano selbst froh, als wir plötzlich die grauschimmernde Landstraße wieder neben uns zu sehen glaubten. Aber nahebei besehen waren es Sumpfnebel, und wieder waren wir gezwungen, unsere Richtung zu ändern. Auch die neue wollte mir nicht lange gefallen. Denn es ging so scharf bergauf und dann

wieder bergab, daß ich fürchtete, an dem Felsen des Städtchens vorbei und bereits über die ersten Hügelwellen der Sabina hinaus zu sein. Gaetano sah ein, daß es so nicht weiter gehe und daß unsere letzte Hoffnung sei, wenn wir umkehrten und die Osteria nuova wiederzufinden suchten. Wir hatten dann wenigstens ein Dach über uns, was bei der empfindlich werdenden Kälte nicht zu verachten war. Aber auch damit war es wiederum nichts. Wenigstens kamen wir im nächsten Augenblick in Buschwerk und hohle Regenrisse, und als wir die Richtung um etwas änderten, auf gepflügten Acker. Das war nun zwar ein Zeichen, daß wir den bebauten Bergen nahe waren, aber was half's? Wir zündeten alle fünf Schritt ein Wachskerzchen an, um nach den Steinen zu sehen, mit welchen man hier die Aecker trennt — aber der Wind ließ die Flamme nicht zum Leuchten kommen. Ich muß gestehen, daß ich selber mit meiner Laune ziemlich am Rande war, als wir plötzlich — Glück muß ein junger Mensch haben — dicht neben uns sprechen hörten. — Es waren Laute, die aus der Erde zu kommen schienen. Wir gingen auf den Schall zu und nach zehn Schritten sahen wir dicht vor unseren Füßen einen Lichtschein zwischen großen Steinmassen herausleuchten.

Mir fiel, ehrlich gesagt, ein Stein vom Herzen. Auf Gaetanos Ruf wurde es drunten lebendig. Ein großes Kienscheit tauchte auf und ein Mensch, der es trug. Ein abgestorbener Olivenbaum wurde als Treppe angelegt, man kroch daran hervor und gleich darauf waren wir von der neugierigen Familie eines Köhlers umringt, die hier in alten Substruktionen ihre Winternächte zubrachte. Das beste an dem Abenteuer war übrigens, daß wir erfuhren, Sant Angelo läge kaum eine halbe Stunde weit vor uns, und daß der Alte uns gegen die fürstliche Belohnung von sechs Bajocchi seinen Aeltesten, einen etwa vierzehnjährigen Burschen, mitgab.

Eine Uhr über uns schlug neun, als wir nach beschwer-

lichem Klettern — einen unsichtbaren felsigen Hügel auf gut Glück hinan — auf der Höhe von Sant Angelo ankamen. Das heißt zunächst vor den glatten Mauern des alten Kastells, an denen wir — der Junge voran — hinkrochen, um ein Loch zum Durchschlüpfen zu finden.

Endlich waren wir drinnen, und zwar durch eine Oeffnung, die keineswegs den Zweck hatte, als Thor zu dienen. Man kennt diese Nester, — eins ist wie das andere. Kleine, fensterlose Häuser und etwa noch eine „Kaserne" für zwei oder drei Carabinieri — irgend ein zerfallener Palazzo und ein paar schäbige Jesuitenkirchen darunter — wir sahen das alles natürlich erst am nächsten Morgen — keine Straße, die auch nur stubenweit geradeaus führte, und selbstverständlich kein Mensch mehr wach.

Ich fragte unseren Jungen nach einer Trattorie, aber wie ich mir gedacht hatte, verneinte er mit erstauntem Tone, daß es hier dergleichen gäbe. Höchstens, meinte er, mache Mastro Barnabò, der einzige wohlhabende Mann des Orts, so etwas wie Gastwirtschaft. Wenigstens schenke er den Wein, den er nicht nach Rom fahre, selber aus. Aber heute sei er gerade nach der Stadt geritten. Und wenn auch nicht, um die Zeit öffne er doch nicht mehr. Zu unserem Glück indessen war sich Gaetano völlig klar, daß er um keinen Preis die Nacht im Freien zubringen wolle, und befahl dem Jungen, uns an das Haus Barnabòs zu führen, wo er das weitere ihm überlassen könne. Nun ging es an ein tastendes Hin- und Herklettern in den engen, aber vor dem kalten Nachtwind geschützten Treppenstraßen, zwischen dunklen Häuserkulissen, daß wir uns vorkamen wie halberfrorene Maikäfer in einem Kartenhaus. Dabei war das Pflaster wahrhaftig nicht weniger gefährlich, als vorhin die Richtsteige in der Campagna. Indessen, als wir endlich vor dem Hause des Barnabò standen, schienen wir doch das nötige Glück zu haben, denn hinter

einem der trüben Fenster brannte noch Licht. Allein sobald wir zu pochen anfingen, war es ausgeblasen, und soviel Lärm wir nun auch noch vollführten, nichts regte sich. — Senza moccolo! dachte ich, und das Lichtstümpfchen meiner Laune war nahe daran, ebenfalls zu verlöschen, als endlich uns im Rücken, wo demnach auch noch Häuser standen, ein Fenster klirrte und eine Stimme fragte, was denn der Teufelslärm bedeuten solle. Auf Gaetanos Auseinandersetzung, daß wir Forestieri seien, die Durst, Hunger und Schlaf mitgebracht hätten, schlug man das Fenster wieder zu, und schon glaubten wir es von neuem mit dem Klopfen versuchen zu müssen, als drüben die Hausthür knarrte und gleich darauf eine weibliche Stimme neben uns versicherte, Sankt Peter öffne eher einem Ketzer die himmlischen Pforten, als die „Civetta" nach Dunkelwerden irgend jemand ihre Hausthür. Indessen wisse sie als Nachbarin Bescheid, und wenn sie auch nicht Lust gehabt habe, der Närrin noch länger beim Graulen zu helfen, so sei sie doch für so vornehme Herren stets zu Diensten bereit und hoffe auch zu Gott und der Jungfrau, daß noch ein Tropfen Wein und so etwas wie ein Stück Käse für uns vorhanden sein möge. Während sich diese Anfänge tröstlicher Aussichten entwickelten, machte sich die Alte an der Thür zu schaffen, öffnete ohne Mühe und holte drinnen ein klirrendes Ding hervor, eine Lampe, wie sie sagte, die Barnabò beim Heimkehren benutze. — Diesmal ward sie mit unseren Streichhölzern angezündet und wir tappten, unserem bei Licht viel unerfreulicher aussehenden Schutzengel nach, eine knarrende Stiege hinauf.

In dem Zimmer, welches wir betraten, war es regungslos und stille — nur die rote Schnuppe einer ausgeblasenen Lucerna atmete ihren schweligen Oelgeruch in zähen, wagerechten Streifen durch den Raum.

Die Alte hob ihre Lampe hoch und lachte. Der Schein

fiel auf eine weibliche Gestalt, die am Boden zusammengeknäuelt lag und das Gesicht in ein buntbezogenes Bett gewühlt hatte.

„O San Terenzio mio, ajutaci un po! Ist denn die Närrin ganz in Unordnung geraten? Wem beichtet Ihr da so eifrig, Sora Maria," sagte die Nachbarin und schüttelte die junge Frau.

Anfangs antwortete diese mit einem erstickten Quieken, während sie sich nur fester in die Bettdecke krallte. Dann hob sich ihr schwarzer Lockenkopf einen Augenblick, um von der Seite einen scheuen Blick durchs Zimmer zu werfen, — schließlich aber schienen die Auseinandersetzungen des alten Schutzengels sie wieder in die Wirklichkeit zurückzurufen. Noch einmal sah das schöne junge Geschöpf — denn weiß Gott, das war sie — mit zwei großen schwarzen Augen aus den wirren schwarzen Stirnlocken scheu zu uns herüber; dann sprang sie auf, um aber wieder stehen zu bleiben und beschämt und lächelnd vor sich nieder zu sehen, und dann fing sie hell zu lachen an.

„Häßliche Närrin, die ich bin," sagte sie, mit einem Paar krausen Lippen und einem Dutzend Zähnen — Freund Gaetano küßte sich andächtig die Fingerspitzen, so ungenügend das Surrogat auch sein mochte — „häßliche Närrin, die ich bin, nicht wahr, Signori? Bah," machte sie und drehte sich auf dem Hacken rund herum, „aber jetzt bin ich wieder verständig."

„Werdet Ihr denn auch Wein holen gehen für die Herren?"

„Seid Ihr toll, Annuccia? Lieber gebe ich dir zehn Jahre von meiner ewigen Seligkeit, als daß ich nur einen Schritt allein mache um d i e Stunde. Neulich war eine Katze auf der dunkeln Treppe, als ich spät nach Hause kam; ich wäre fast vor Furcht gestorben."

Der Schutzengel lachte und zündete die ausgeblasene Lucerna wieder an.

„Sie ist zu jung, viel zu jung," sagte sie, die Achsel zuckend, zu Gaetano, der sofort scherzend mit der Alten angebunden hatte, und ging dann, selber für den Wein zu sorgen.

Da Gaetano der einzige war, der ein verständiges Italienisch redete, so war es natürlich, daß die Pflicht, den Cavaliere zu machen, ihm zufiel.

„Sora Maria," begann er darum, als wir allein waren und sie uns Stühle um den Tisch mit der Lampe zurecht gesetzt hatte, „was fürchtet Ihr Euch, wenn Ihr allein seid? Wozu habt Ihr denn Eure Heiligen? Oder habt Ihr etwa einen Schutzpatron, der sich auch grault?"

Sie lachte. „Bah," sagte sie, „die Heiligen! Ich habe sie alle weggeschenkt und nur einen hübschen behalten. Ich kam mir unter ihnen immer vor, wie zwischen lauter alten Bä=bä=bä=bä, zwischen lauter alten Betbrüdern, die um Gottes Lohn und eine Suppe mit dem Kinn wackeln und die Augen verdrehen. Und für solche Gesellschaft bin ich doch noch zu jung. Und San Terenzio, unser Schutzpatron, ist ein ganz dummer kleiner Heiliger, und wenn er auch von unten bis oben vergoldet ist. Nein, ich glaube an nichts, an gar nichts. — Bah, wer die Priester so kennt, wie wir Mädchen, oder Frauen," setzte sie sich verbessernd hinzu, „die Hunde! Nur an Geister glaube ich, nur an Diebe des Nachts, und das auch nur, weil sie mir damit Furcht eingejagt haben, als ich ganz klein war. Und so was wird einem dann mit den Knochen groß und es hilft kein Reden dagegen. — Es mag wohl Unsinn sein, ja, aber wenn's dunkel wird, faßt mich's nun einmal bei den Ohren, daß ich den Kopf wegstecke und den Verstand auch, und macht mich dumm wie ein Huhn. Ich gehe auch abends nicht zwei Häuser weit — o dio mio — und wenn ich nach Dunkel=

werden ans Haus komme, stoße ich die Hausthür schnell auf und drücke mich in eine Ecke, ganz an die Mauer, und lasse mir das Licht herunter bringen und schmiege mich fest an, bis wir oben sind. O und heute, ehe ihr kamt, Signori, war es auch fürchterlich. Erst machten die Muscheln, die Barnabò gestern von Fiumicino für die Suppe mitgebracht hat und die nebenan in der Küche in Wasser stehen, immer „pizzi-pizzi pizzi" — so daß ich aus dem Fenster sehen mußte, denn die Thür zu schließen wagte ich nicht. Aber dann wurde es draußen noch dunkler. Und nun kratzte plötzlich etwas an der Thür — so schaurig — gar nicht wie etwas Lebendiges. — O die Angst, bis es endlich anfing und „mi-im, mi-im" machte. Und da war es der Kater — häßlicher Vasallo! — Und dann pochtet ihr — o ich wundere mich, daß ich nicht vor Furcht gestorben bin."

Inzwischen kam Sora Anna mit dem Wein — den wir einstweilen nach Landessitte aus der stöpsellosen Flasche tranken, denn Gläser gab es nicht im Hause Barnabòs. Da sich aber die andern ungeschickt dabei anstellten — man weiß, wie schwer sich's aus den kugelförmigen Mezzi trank — und da wir energisch über Hunger klagten, so erbot sich die Alte, einige Gevatterinnen zu wecken, um so etwas wie ein paar Gläser anzuschaffen und nachzusehen, ob die eine oder andere brave Henne der Stadt nicht bereits gelegt habe.

Der Wein war klar und frisch, und Gaetano äußerte sich gegen Sora Maria über seine Kälte und über den guten Keller, den sie haben müßten.

„Das macht, er schläft allein," sagte sie lachend, „da soll er wohl kalt werden."

„Während Ihr verheiratet seid, nicht wahr?"

Anstatt der Antwort sprang sie zu einer Wiege, die im Winkel zwischen Bett und Wand ihren Platz hatte, und kam mit einem kleinen eingewickelten Geschöpf zurück.

Das Würmchen schlief, aber es half ihm nichts, es mußte gezeigt werden, denn es war ein Junge. Wie stolz hier die Mütter auf solche Erfolge sind, weiß ein jeder.

Daß die kleine Kreatur das plötzliche Wecken, das Licht und die Entfernung von seinem Bettchen übel nahm, verstand die kaum sechzehnjährige Mutter nicht. Denn als das Kerlchen mit heftigem Schreien auf die unbequeme Behandlung antwortete, versuchte sie es mit allen möglichen Liebkosungen zu stillen, die aber die Sache nur schlimmer machten. Je mehr sie streichelte oder küßte, um so lauter schrie der Stammhalter Barnabòs, und selbst die Brust, die sie ihm unbefangen bot, beruhigte ihn in seinem Zorn nicht im geringsten. Wer diese rührende Naivität hätte mit ansehen müssen, der würde begreifen, wie hoch und hell unserm Don Juan die Verliebtheit überm Dach zusammenschlug. Er annektierte die kleine Frau nur so mit den Augen. Und selbst mich hat dieser Anblick lange genug verfolgt — — Es war reizend, zum Blindwerden reizend, unverantwortlich reizend! Also alle diese Beruhigungsmittel verfehlten ihren Zweck. Schließlich verfiel das prachtvolle Geschöpf darauf, das Kindchen umzuwickeln, — aber offenbar verstand sie das nicht, hatte auch viel zu wenig Geduld dazu; kurz, das Kind fiel mehr als einmal unten wieder heraus, wenn sie oben die Wickel zusammensteckte, und rutschte auf die Erde. Die schwarze Maria, die sich bisher mit deutlicher Besorgnis um ihr Kind bemüht hatte, wechselte nun plötzlich die Miene. Sie fing an, über das Komische der Prozedur und ihrer Resultate zu lachen, und schließlich warf sie das immer lauter schreiende Würmchen durch das halbe Zimmer aufs Bett, von wo aus es in der Folge unser Gespräch mit seinen Protesten begleitete.

„Sora Maria,“ sagte Gaetano inzwischen zu der kleinen Frau, die ihm unbefangen lachend in die Augen sah, „Ihr seid viel zu schön für dies Dorf.“

„Ich will doch noch etwas warten, bis ich ins Paradies gehe. Mir gefällt es ganz gut in Barnabòs Hause."

„Rom ist ein Paradies auf Erden; warum geht Ihr nicht dorthin, um die Schönste zu sein?"

Sie lachte. — „Was Ihr für närrisches Zeug fragt. Wie könnte Barnabò fort von hier ohne zu hungern? Und was sollte eine Bäurin wie ich machen in der ewigen Stadt? Ah, ich bin froh, wenn ich sie da — freilich jetzt ist es dunkel draußen — sonst bei Tage kann man sie sehen, so groß, daß ich mich davor fürchte. L'orzo non è fatto per gli asini, Signore mio." — Für die Esel werden die Graupen nicht gemacht. Signore mio — das konnte sich ebenso gut auf Gaetano beziehen, der seinen Arm um die Taille der jungen Frau gelegt hatte und den sie mit diesem verlegenen Scherz abzuwehren suchte.

Es gelang ihr nicht gerade. Aber ich hatte auch keineswegs den Eindruck, daß Gaetano irgend welchen Vorteil erringe. Vielmehr schlug die Lustigkeit der einsamen kleinen Bäuerin wieder in Aengstlichkeit um. Die ganze Scene war ihr offenbar neu und unverständlich und sie wagte oder verstand es einfach nicht, sich einem „Signore" gegenüber, der mit ihr zu scherzen beliebte, zu wehren. Vielleicht ging man in der vornehmen Stadt so um mit den geringen Leuten — —

Gaetano redete in sie hinein, ich weiß nicht mehr was, bis die kleine Frau plötzlich aufsprang und hastig ihr Busentuch wieder in Ordnung brachte, an dessen Verschiebung zu gunsten des Säuglings sie bisher sicherlich nicht gedacht hatte: Gaetano hatte sie gebeten, daß sie sich von ihm malen lasse.

„Ihr seid toll, Herr," sagte sie ganz aufgeregt.

„Sei keine Närrin und setz dich. Laß mich wenigstens eine Erinnerung an deine Schönheit mit nach dem erstaunten Rom zurückbringen."

Dabei holte Gaetano Blei und Skizzenbuch hervor und

griff nach der jungen Frau, die ihm ängstlich zusah. Aber mit einem Schrei wie ein entsetztes Kind sprang sie zurück.

„Um Gottes willen — rührt mich nicht an — wollt Ihr mich umbringen? — —“

„Aber Sora Maria — —“

„Wißt Ihr nicht, daß die sterben müssen, die ihr Gesicht oder auch nur eine Hand oder einen Fuß abbilden lassen? O, Ihr tragt meine Gesundheit, mein Leben mit hinweg in Eurem Buch — der Curato sagt es.“

„Der Curato ist ein Esel.“

„Und Barnabò brächte mich um, wenn ein anderer mich in seiner Macht hätte!“

„In seiner Macht hätte!“

„Doch, wenn Ihr mein Bild mit Euch forttragt — — nein, laßt mich, Signore, ich will nicht, ich schreie —“

Wieder warf sich Maria auf die Kniee, das Gesicht in die Bettdecke vergrabend. Das Kind schrie, die junge Mutter quiekte unter den Händen Gaetanos, der sie zu beruhigen strebte und zum Aufstehen zu bewegen suchte.

„Thut Euer Buch weg,“ sagte sie endlich. Sie sah wohl ein, daß sie sich seiner besser erwehrte, wenn sie aufstand — von Angesicht zu Angesicht.

„La sposa è troppo giovane, — sie ist zu jung für eine Frau, und mit Stadtherren weiß sie nun gar nicht umzugehen,“ sagte Sora Anna grinsend, als sie zurückkam und ihre junge Freundin verwirrt und erhitzt sah, während das Kind bloßgestrampelt und schreiend auf dem Bette lag. Nachdem sie uns drei Gläser, die sie glücklich aufgetrieben, hingesetzt und etwa zwanzig frisch gelegte Eier in die Pfanne geschlagen hatte, um uns eine Frittata zu backen, wickelte sie die arme Kreatur von frischem und brachte sie in der Wiege wieder zur Ruhe.

Seit Gaetanos Skizzenbuch verschwunden und Sora Anna

im Zimmer war, erschien Maria wieder völlig als die alte. Wir sprachen in der Folge, während wir unseren Eierkuchen verzehrten, noch mancherlei, woraus mir klar wurde, daß sie ihren Mann und ihr Kind so zärtlich liebte, wie man's von einer Römerin verlangen kann, und daß sie auch bis auf Kleinigkeiten sehr gut mit beiden fertig wurde.

Diese Kleinigkeiten waren alle die Punkte, wo ihr eigenes krauses Köpfchen ins Spiel kam. Denn daß sie mit diesem in keiner Weise fertig wurde, oder nur fertig zu werden versucht hatte, das war mir ebenso schnell deutlich geworden und nahm mich auch nach der Erziehung, welche diese Mädchen genießen, und nach der Art, wie man sie aus der Kinderstube verheiratet, keinen Augenblick Wunder. Daß der Bauer, der sie zu seiner Frau gemacht, sich die geringste Mühe mit ihr gegeben, war natürlich auch nicht vorauszusetzen.

Zwei Punkte waren es besonders, die sie an ihrem Barnabò absolut nicht leiden konnte und die jedesmal die Eintracht der beiden Gatten störten. Der erste war der, daß er sie manchmal, wie heute, wo er zu Markt nach Rom geritten war, des Abends allein ließ, und den zweiten sollten wir zu unserm Leidwesen erfahren, als Gaetano nach eingenommener Mahlzeit fragte, wo wir denn schlafen könnten.

„Seid ihr närrisch, Signori," sagte die junge Frau erschrocken, „hier im Hause wollt ihr bleiben? Gott im Himmel und alle Heiligen sollen mich bewahren. Wißt ihr nicht, daß er eifersüchtig ist wie ein Verrückter — daß er mich ermordete, wenn er erführe, daß ich Fremde unter meinem Dache zur Nacht behalten? O, er ist ein Tier — aber auch ich kann rasend werden. Ich bin stets bereit nach seinen Launen — ich bin aufgelegt zu lachen, wenn er lachen will — ich bin wild wie der Teufel, wenn ich weiß, daß er's gern sieht — aber manchmal, wenn er so unsinnig ist, kommt er mir vor wie ein Fremder — ich weiß dann selber nicht, warum ich

ihm gehorsam war wie ein Hündchen, und dann werden mir die Augen dunkel und das Herz heiß! — O — als ob die Maria nicht genug auf sich hielte, um thun zu können, was sie will. Als ob seine Ehre nicht so sicher wäre in meiner Hand, als die San Giovannis bei der heiligen Jungfrau! Ich habe nie an einen andern gedacht, als wenn er mich dazu zwingt durch seine bösen Reden. — Nein, geht, Signori — ich wollte euch schon behalten und nicht unchristlich in die fürchterliche Nacht hinausweisen — aber man bindet den Esel an, wo der Herr will, und er ist der Herr. — Hm — bei Euch ist auch kein Platz, Gevatterin — aber, um Gottes willen, nehmt Ihr Euch der Herren an, geht mit ihnen suchen — und eilt euch — still, bei Gott — ich höre sein Pferd drunten auf der Wegsteile — er kommt den Felsen herauf — geht, ums Himmels willen. Nein — laßt das jetzt — macht die Zeche mit der Gevatterin ab — ah — um Gottes willen geht — laßt das, Herr — auf Wiedersehen!“

Sie schob uns zur Thür hinaus, was mit Gaetano nicht ganz leicht war, und unser Schutzengel, durch einige Bajocchi aufgemuntert, nahm von neuem unser Schicksal in seine dürren Hände.

Nach allerlei Pochen an verschiedenen Häusern und mancherlei Unterhaltungen vom Fenster auf die Straße und von der Straße in die Fenster erschien in der Thür einer hochaufgetreppten, fast fensterlosen Baracke ein Mann mit Licht, der uns mürrisch in Empfang nahm.

Von dem Segen Sora Annas geleitet, riskierten wir es, ihm über eine sonst schwerlich gefahrlose Stiege in ein weites, kahles Gemach zu folgen, wo er die Lampe auf den Tisch setzte und uns mit einem halb unverständlichen „felice notte“ allein ließ.

Auf dem Boden lag, die Hälfte des Zimmers bedeckend, Mais ausgebreitet. Einige Hühner, die auf dem leeren Kamin

saßen, bewegten sich schlaftrunken, steckten aber, vom Licht geblendet, die Köpfe wieder unter die Flügel; eine Fledermaus flatterte ungeschickt einem der andern gegen den Kopf, daß er laut aufschrie. Scharfer Zug belehrte uns, daß es mit dem einzigen kleinen Fenster oben unter der Decke nicht ganz in Ordnung sei. Und dann hörten wir, wie unser Wirt vor der Thür mit Schlüsseln klapperte und wenigstens sechsmal umschloß oder drei verschiedene Schlösser vorlegte.

Der zweite Ausgang des Zimmers fand sich bei der Untersuchung, welche einer der Scudibesitzer sofort anstellte, von außen zugebunden. Das Fenster, nach welchem der Zweite unwillkürlich aufsah, war, um das Unglück voll zu machen, sehr hoch über dem Fußboden. Dabei erwies es sich als so eng, daß sich kaum ein Mensch durch die Oeffnung hätte zwängen können, auch wenn diese nicht noch durch eine Eisenstange geteilt gewesen wäre. Draußen ging es außerdem bodenlos hinunter, wie der eine, auf den Schultern des anderen stehend, mit klangloser Stimme meldete.

Ich machte mir's unterdessen bequem, indem ich Rock und Stiefel auszog und mich auf das vierschläfrige Bett legte, das einzige Möbel, welches im Zimmer stand. Daß Gaetanos Gedanken bei den krausen Lippen und Locken der schwarzäugigen Maria waren, konnte ich mir noch heute vorstellen. Ebenso erinnerte ich mich, wie sich die anderen mit allerlei Einfällen ihres Galgenhumors die Zeit vertrieben, um sich wach zu halten für den Fall, daß die Banditen kämen, die nun doch offenbar ihre Scudi entdeckt und sie in der Falle hatten. Erst gegen Morgen ward es still im Zimmer. Als der Wirt uns zu wecken kam, lag die ganze Gesellschaft mit Stiefel und Sporen neben mir auf dem Bett, wo sie vor Uebermüdung eingeschlafen war, und die zwei Verführer sahen sich verwundert darauf an, daß sie mit völlig unabgeschnittenen Hälsen aufwachten.

Ihr Erstaunen wuchs auf das Höchste, als der struppige Räuber, in dessen Höhle wir die Nacht zugebracht, sogar den Hut abnahm und uns ganz friedfertig zum Caffè des Städtchens geleitete, als ich ihm mit einem möglichst knappen Trinkgeld die gewährte Herberge vergütete.

Das Gerücht unserer Anwesenheit mußte sich schnell verbreitet haben, denn das Caffè war ganz mit den Honoratioren des Ortes gefüllt, die aus allerlei Scherben und halben Tassen ihren Mokka schlürften und die höflich, aber neugierig Platz machten, als wir näher traten. Wir erkannten sogar die beiden Gläser von gestern Abend wieder — das dritte war beim Wärmen des Weins zersprungen — mit denen der aufmerksame Wirt, der Ehre unseres Besuches gewiß, sich offenbar sofort leihweise versehen hatte, um die Fremden entsprechend empfangen zu können. Und nun tranken wir — erst zwei und dann die anderen beiden — wieder aus denselben Gefäßen, die am Abend vorher die Hände der schwarzen Maria so zierlich gefüllt hatten.

Das war aber auch das einzige, was wir von ihr sahen. Selbst Gaetano vermochte bei Tage nicht einmal ihr Haus wiederzuerkennen, als wir, auf die Esel wartend, die uns nach Tivoli tragen sollten, das Städtchen durchsuchten. Und es dauerte lange, bis die Tiere kamen, denn sie mußten erst von der Arbeit aus der Campagna heraufgeholt werden. Fragen aber mochte ich nicht. Welchen Nutzen konnte auch überhaupt das ganze Suchen haben, — höchstens den, daß ihr der eifersüchtige Barnabò wieder ein paar Stunden des jungen Lebens verbitterte. Gaetano sah also nach andern Mädchen des Städtchens, die Wasser holten oder Gemüse wuschen, und das schien zu helfen. Er ging ruhig wieder in das Caffè zurück und harrte der Esel, die da kommen sollten. Allerdings fanden ihn die biederen Honoratioren nicht gerade in der Laune, ihrer Neugierde dienstbar zu sein, die sich ihm einer nach dem andern mit der Eröffnung vorstellten, daß auch sie so glücklich ge-

wesen seien, uns gestern mit einem oder zwei Eiern ihrer guten Hennen auszuhelfen.

Es wurde spät, ehe wir uns aufmachen konnten. So kam es, daß der Hunger, als er sich um die gewohnte Mittagszeit einstellte, uns kaum eine Stunde weit vor der Stadt fand. Und da wir gerade ein Vignenthor am Wege offen stehen sahen, so ritten wir auf gut Glück hinein, um uns nach etwas Eßbarem umzusehen. Der Gedanke hatte an sich nichts Ausschweifendes, denn die Bodenwellen rings waren neu behackt und sahen frisch und braun aus; die Canna lag überall in regelmäßigen Strichen bereit, um die niedergelegten Weinstöcke daranzubinden, und eine Kette von Bauern war in der Nähe des Hauses mit der Bodenarbeit beschäftigt. Aber trotzdem, und obwohl es doch die Zeit war, wo alle guten Menschen essen, roch es selbst auf dem offenen Flur nach nichts, und die Leute zuckten auf unsere Fragen nach dem Padrone mit den Achseln und gafften uns an.

Das Achselzucken kam somit an uns und wir waren auch just damit beschäftigt, wie wir unsere Tiere zum Umwenden bewegen möchten, als wir Hufschlag und gleich darauf ein Krachen und Brechen der Canna vernahmen, welches uns umschauen machte. — Allmächtige Götter! Ich glaubte ihr lachendes Bild glücklich in Sant Angelo gelassen zu haben, — nun kam es uns nach, rittlings zu Pferd, ein blaues Tuch über die schwarzen Locken gebunden, quer über die frische Arbeit weg, daß die Weinstäbe nur so knatterten und flogen.

„Ecco la padrona," sagte der Arbeiter, der uns zunächst stand, und nahm wie die andern den Hut in die Hand.

Die Maria sah zum Küssen aus; man konnte es Gaetano nicht verdenken, wenn er sie fast verschlang mit den Augen, — Hemd, Mieder und Schürze standen ihr wie keiner zweiten. Dabei saß sie zu Pferd wie ein Engel des Herrn, oder sonst etwas ungewöhnlich Schönes.

Und um die Seltsamkeit des Bildes zu vollenden: kaum war sie über die niedrige Hecke gesetzt, so wurde es in Haus und Hof lebendig; ein Rudel Hunde, Katzen und Federvieh aller Art schoß aus allen möglichen Ecken lärmend auf die Herrin zu und folgte ihr im lustigsten Durcheinander. Ein possierlicher schwarzer Hammel sprang sogar in grotesken Sätzen ihrem Pferdchen vorauf, kam dann zahm auf einen unserer Grünlinge zu und setzte ihn mit einem hinterlistigen Stoß auf die Erde, um dann mit allen Zeichen der Befriedigung und den tollsten Kapriolen seiner Herrin, die nun im Schritt herankam, entgegen zu springen.

„Entschuldigt, Signori," sagte Maria, indem sie lachend vom Gaul sprang und die Zügel einem der Arbeiter mit freundlichem Gruße zuwarf, „entschuldigt, daß ich den ‚Prete', den Hammel, so schlecht erzogen habe. Aber nun steckt's in den Knochen und ist nicht mehr herauszubringen. — Mich freut's, Euch noch einmal zu sehen; ist das ein lustiger Zufall! — zur Seite ihr Bestien! — habt ihr wieder Hunger und Durst, Signori? —"

Gaetano, um den sie sich aber durchaus nicht sonderlich kümmerte — die Frage war vielmehr ziemlich direkt an mich gerichtet — Gaetano gestand, daß sie Glück im Raten habe.

Darauf bat sie uns, ihr ins Haus zu folgen, um nachzusehen, was sich etwa Genießbares finden lasse. Es war ihre Vigne, in die das kupplerische Schicksal uns geführt hatte. Sie ging voraus, wir und der ganze Tiergarten, worunter ich hier unsere Freunde nicht mit verstanden haben will, hinterher. In einem Wandschranke fand sich denn auch wenigstens eine große grüne Flasche mit Wein und den nötigen Gläsern, Brot nebst dem üblichen Oel, Essig, Pfeffer und Salz dazu, und sogar ein Tischtuch außerdem. Hier draußen, wo sie ihre kleinen Feste feiern, auch etwa einen Weinkäufer aus Rom bewirten, sind die Leute bekanntlich eher eingerichtet, als in ihren Stadtwohnungen.

Die Maria war heute die Ausgelassenheit selbst. — „Ich bin immer so,“ sagte sie, „wenn's mir gut geht. Und warum sollte es mir bei Tage nicht gut gehen? Oder warum selbst im Dunkeln nicht? Wenn ich nur Gesellschaft habe, und wenn Barnabò vernünftig und gut ist, wie gestern, wo er mir gar einen Korallenschmuck mit von Rom gebracht hat?“ Und so weiter. Kurz, Mund und Augen standen ihr keinen Augenblick still und was sie sprach, war so närrisches, hübsches Zeug, daß ich gar nicht daran dachte, wie wenig ich mich sonst mit dem salatartig bereiteten Brote befreunden konnte, welches unser Mittagsmahl bildete.

Ich hatte eine Weile nichts gethan, als ihren reizenden Händchen zuzusehen, die sich auf dem Tisch zu schaffen machten und auf denen allerlei kleine blanke Narben von eben so vielen Tollheiten ihrer Kinderjahre erzählten, da erklang heftiger Wortwechsel im Hof.

„Barnabò,“ sagte Maria, als der erste Ton laut wurde sprang auf und trat ans Fenster. Und obgleich sie eine abwehrende Bewegung machte, erhob sich Gaetano ebenfalls, um über ihre Schulter hinweg zu sehen, was in der Vigne vorgehe. Ich rief ihm nach, wie unnütz es sei, einem nichtsahnenden Eifersüchtigen plötzlich ein solches Bild zu zeigen. Aber er hörte mich nicht mehr. Ich wußte noch nicht, wie viel größer die Gefahr war. Ich begriff das erst, als ich selber hinter sie trat und denselben Campagnolen erkannte, der in der Osteria nuova nur vor der Uebermacht das Messer eingesteckt hatte.

Also Barnabò stand draußen bei den Leuten.

„Ich habe euch gesagt, daß ich das Pfeifen und Singen nicht leide bei der Arbeit. Wenn du mir deinen Kopf zeigen willst, zeige ich dir die Thür. Du kannst gehen,“ sagte er, und riß einem trotzig vor ihm stehenden jungen Menschen die Hacke aus der Hand.

Ob nun diese Scene auf alte Streitigkeiten zwischen Herrn und Leuten hinweisen und von den Arbeitern absichtlich herbeigeführt sein mochte, oder ob nur die augenblicklich schroffe Behandlung sie für den Ausgewiesenen eintreten ließ — jedenfalls widersetzte sich der Ungehorsame nicht allein, sondern die ganze Gesellschaft drängte sich mit drohend erhobenen Fäusten und Geräten hinter ihn. Barnabò stieß den Trotzigen heftig vor die Brust, sprang zurück und hob die jenem entrissene Hacke zu Schlag oder Abwehr, von der Wut verleitet, den ungleichen Kampf anzunehmen. Im nächsten Augenblick mußte die Uebermacht ihn zu Boden schlagen.

Die Maria war, als der Streit diese ernste Wendung nahm, einen schnellen Augenblick zurückgetreten. Jetzt stand sie wieder neben uns, eine lange Büchse in der Hand.

„Giovinotti!" rief ihre freundliche, klangvolle Stimme, und alles schaute zu uns herauf, „nehmt euch in acht; der erste, der sich rührt — es sollte mir leid thun — aber er ist kalt. — So — und nun geht an eure Arbeit, wenn's beliebt."

Draußen fiel kein Wort mehr. Die gehobenen Arme sanken, das Knäuel löste sich und murrend gingen die Leute wieder an ihre Beschäftigung.

Auch Barnabò bestand nicht weiter auf seinem Willen, sondern schritt hastig gegen das Haus zu. Er war ein breitschultriger, stattlicher Mann, der aber beschrieben ist, wenn man sagt: er trug Jacke, Spitzhut und Kniehosen von dunkelblauem Stoff, wie sie es eben alle tragen in den Bergen. Bart und Haar waren kurz geschoren und die Augenbrauen von ungewöhnlicher Stärke; seine Züge, die für gewöhnlich wohl nichts weiter sagten, als daß er längst über die erste Jugend hinaus sei, waren augenblicklich völlig unter der Herrschaft des Zornes, der in dicken Adern und Falten auf seiner Stirn saß.

Ich war ihm mit den Augen gefolgt, bis er hinter der Hausecke verschwand, und merkte erst jetzt, daß Maria ihm entgegen ging. Eben schlug sie die Zimmerthür hinter sich zu, als ich draußen auch schon heftige Reden laut werden hörte, die ihr entgegenzukommen schienen, sich aber dermaßen überstürzten, daß ich ihren Sinn zu fangen nicht im stande war. Nur das unterschied ich deutlich, daß es Barnabòs Stimme war, der inzwischen unten an der Treppe angelangt sein mußte. Das Gewitter seines Zornes war im Ausbruch; konnte man denken, daß es sich über diejenige entlud, die ihm eben das Leben gerettet hatte? Aber Gaetano schien dergleichen zu ahnen. Nur mit Mühe hielt ich ihn an der Schulter zurück. Inzwischen aber unterschied man deutlich ihre Stimme. Es lag ein Ton unsäglicher Verachtung darin, als sie sagte: „Du bist ein Tier — ein Verrückter — meine unvernünftigen Geschöpfe haben mehr Verstand als du.“ — Es polterte auf der Treppe.

„Verfluchte Metze!“

„Zurück!“ Ein scharfes Knacken folgte. Die Büchse, nach der ich mich hastig umsah, fehlte im Zimmer. Gaetano stürzte gegen die Thür zu, ich ihm nach. War er nicht die Ursache dieser Scene? Konnte sie, die Maria, nicht wirklich in Gefahr sein?

Aber gleichviel. Er konnte die Abrechnung zwischen Mann und Frau durch sein Dazwischentreten nur verschärfen, höchstens aufschieben, vielleicht aber auch beschleunigen. Ich warf mich ihm entgegen und wir faßten uns reichlich ernsthaft.

Inzwischen hatte sich das Gewitter in dem einen kalten Schlage entladen. Denn draußen hörte ich jetzt die Maria leise, aber heftig reden, wie wenn es nach der unerträglichen elektrischen Spannung anfängt zu regnen. Am meisten befriedigte mich dabei, daß Barnabò der Begossene schien.

Dann hörten wir Schritte auf der Treppe, die sich entfernten.

Gleich darauf trat die junge Frau ein. Sie warf die Büchse in die Ecke und setzte sich heftig auf einen Stuhl nieder. Um ihre aufgeworfenen Lippen zuckte es und die Augen suchten an der Decke hin und her. Aber zu Thränen ließ sie es nicht kommen.

„Es ist eine Schande," sagte sie, mit den Füßchen stampfend — „o, eine Schande! In meinem Pferde ist ein tüchtigerer Verstand als in ihm. Spricht von seiner Ehre und wirft sie hin, daß jeder darauf treten muß. Brutto matto! — Bah!" machte sie dann, „nun wäscht er sich den Kopf mit kaltem Wasser und dann ist er wieder zahm wie ein Heiliger."

„Aber eure Augen sahen nichts und eure Ohren sind anderswo gewesen, nicht wahr, Signori?" sagte sie in bittendem Ton, und ihre Blicke kamen von der Decke zu uns herab, „und Ihr versprecht mir, Sor — wie heißt Ihr — Sor Gustavo und Ihr — Sor Gaetano, daß ihr es ihm nicht nachtragen wollt, wenn er euch am liebsten zerrissen hätte vor Eifersucht! Es ist lächerlich."

Sie hatte recht. Wenigstens kam Barnabò herein. Und wenn er auch mürrisch war und die Augen nicht recht aufhob, so antwortete er doch kurz auf Gaetanos durchaus unbefangenen Gruß, aus dem er entnehmen konnte, daß er vor einem Verrat seines Campagna-Rendezvous sicher sei, hieß uns willkommen und schenkte unsere Gläser voll, daß sie überliefen. Wie ein Kind, das sich schüttelt und wieder lustig ist, was ihm die kleine Seele auch kurz zuvor noch belastet haben mag, so war auch Maria wieder ganz die alte, als ob nichts vorgefallen sei und wir und ihr Mann alte Freunde wären. Dann ging sie, frischen Wein zu holen. Wir saßen uns unterdessen stumm gegenüber. Auch Gaetano gab es achselzuckend auf, die Unterhaltung in Fluß zu bringen. Erst als sie wieder hereinkam, merkte sie, daß sie noch immer die einzige war, die das Gleichgewicht wiedergefunden hatte.

„Aber, meine Herren!“ sagte sie, den Wein auf den Tisch stellend, „was ist? Ich mag diese dummen Gesichter nicht sehen. Narren machen drinnen schlecht Wetter, wenn draußen die Sonne scheint. Trinkt — im Wein ist Sonne — he! Barnabò, wir haben Durst!“

Maria leistete von nun an das mögliche an Ausgelassenheit und Uebermut; aber was sie auch anstellte, nichts wollte so recht anschlagen. Barnabò war nicht zu helfen. Einen Augenblick versuchte er's mit der Lustigkeit, ihr zu Gefallen; aber im nächsten schaute er wieder in sein Glas oder auf die Tiere, deren sich einige mit der Sicherheit, wie sie alte Gerechtsame gewähren, bis auf den Tisch wagten. Als nun gar der Hammel, den Maria so kunstvoll abgerichtet hatte, unter den Tisch kroch und die Platte emporhob, so daß die Gläser durcheinander fielen und ihren Inhalt nach verschiedenen Seiten ergossen, sprang der ärgerliche Mann auf.

„Accidenti! über die verfluchten Bestien! — Erst brichst du mit dem albernen Gaul wie ein Büffel durch die Pflanzungen und dann spielst du mit den andern, als ob du mit ihnen verheiratet wärest.“

„Manchmal wollte ich, es wäre so — es steckt mehr Laune in ihnen, als in dir. Man kann doch über sie lachen, während du aussiehst, als ob Aschermittwoch und die ganze Karwoche auf einen Tag fielen, und der wäre gerade heute. Außerdem sind sie besser als die Menschen,“ fügte Maria achselzuckend hinzu; „wenn sie nichts zu fressen haben, fressen sie nichts; wenn sie Schläge bekommen, nehmen sie sie. Sie sind immer lustig und haben doch nichts. Und wir Christen sind so übermütig und brauchen so viel Vergnügen und sind doch noch schlecht, jähzornig und eifersüchtig, daß wir alle acht Tage beichten gehen müssen, selbst wenn wir wissen, daß alle Priester birboni sind.“

Barnabò wagte es nicht, den Hammel zu treten, ob er

ihm gleich fast zwischen die Beine kam, als er nach gelungener Schandthat zu seiner Herrin flüchtete, die ihm während ihrer Rede lustig den krausen Kopf streichelte.

Als sie jedoch gewahr ward, daß der vergossene Wein Gaetano und mich befleckt hatte und sie uns beschäftigt sah, dem Schaden mit Reiben abzuhelfen, stieß sie das Tier von sich und kam, allerlei Entschuldigungen vorbringend, zu Hilfe.

Während die andern dasaßen wie die Holzheiligen auf dem Altar, bemühte ich mich, so gut es gehen wollte, den kleinen Unfall durch Scherzen noch leichter zu machen, und Marias Laune nahm meine Hilfe dankbar an. Als auch Gaetano in unser Lachen und Scherzen einstimmte, wandte Barnabò, der ans Fenster getreten war, sich kurz um und verließ, da er seine Frau mit ihm beschäftigt sah, ohne ein Wort das Zimmer.

Maria blickte bei seinen heftigen Schritten auf.

„Man muß ihn hüten wie ein Kind," sagte sie, „entschuldigt, Sor Gaetano, ich bringe Euch frisches Wasser zum Nachwaschen," und ging dann hinter ihm drein.

Die Laune, in der ich zurückblieb, war nicht die angenehmste. Wir schienen nur da zu sein, um diesen Zustand chronischer Eifersüchtelei wieder akut werden zu lassen. So war es besser, wenn wir gingen, denn dazu war mir wenigstens die prächtige junge Frau doch zu lieb. Gaetano sah nach der Thür und sagte kein Wort. Die andern saßen längst auf Kohlen, und wenn wir nach Tivoli wollten, so war es ohnehin hohe Zeit, aufzubrechen.

Als Barnabò wieder eintrat, brachte ich so viel Römisch zusammen, um ihm das zu sagen, und er rief auch sofort hinaus, daß einer der Arbeiter unsere Esel losbinde und vorführe. Sonst aber schien er sich seiner Narrheit bewußt geworden. Denn als wir jetzt hinabstiegen, schloß er sich an Gaetano, der der letzte war, an, und begann sich zu entschuldigen. So viel hörte ich noch hinter mir.

Und das mußte ihm merkwürdig geglückt sein. Denn als wir drei auf unseren Tieren saßen, erklärte Gaetano, daß er nicht mitreiten werde. Es gelüste ihn, sagte er mir, die Gelegenheit seiner Aussöhnung mit Barnabò wahrzunehmen und auf so günstige Art Leute und Sitten der römischen Berge, abseits vom Fremdenverkehr, gründlich kennen zu lernen. Er lachte dabei und gab allen meinen Einwendungen nicht das geringste Gehör. Daß ich mit dableiben wollte, nahm er direkt übel. Was war zu machen. Zudem ritt gerade der Barbier von Sant Angelo vorüber, der über Monticelli ebenfalls nach Tivoli ging, zum Markt, der dort andern Tages abgehalten wurde, wie er sagte, und diesen bat Gaetano zum Ueberfluß, uns, die wir den Weg sonst verfehlen möchten, unter seine Obhut zu nehmen. Barnabò, der die Weinflasche und ein Glas mit herunter genommen hatte, trat ebenfalls zu uns und schenkte mit einer gewissen Herzlichkeit noch einmal ein. Sor Gaetano sei sein Gast und bleibe einige Tage, seine Vignen zu besuchen; uns wünsche er eine glückliche Reise. Dabei hieb Gaetano lachend auf meinen Esel; auch die andern setzten sich in Trab und mir blieb nichts übrig, als, zum Abschied winkend, mit ihnen davon zu reiten. — Wenn er nur kein Unheil stiftet oder erfährt, dachte ich, während mein Esel wie närrisch davon ging.

In Tivoli trennte ich mich am nächsten Morgen von den andern, denen der Mut wieder gewachsen war und die sofort begannen, ihr archäologisches Wissen auszukramen und in den Pausen mit den bestandenen Abenteuern groß zu thun.

Von Rom reiste ich einen Tag später nach Neapel. Auf der Bahn erfuhr ich, daß Gaetano schon am Abend vorher zurückgekehrt sei. Ich war froh, daß ich der Sorge um ihn und die schöne kleine Frau enthoben sein durfte.

* *
*

Das war vor einem Jahr gewesen, und heute schmolz mir die rote „Civetta“ da drüben in meiner Wohnung mit der schwarzen Maria von Monte Sant Angelo immer und immer wieder zusammen.

„Ich habe dir einen interessanten Gruß zu bringen,“ sagte ich, als Gaetano endlich ins Zimmer trat, „wer ist die Civetta?“

„Hm. Warum? Kam sie eben erst nach Hause? Und natürlich mußte ich das erfahren.“

„Also sagen wir mal, eine von deinen vielen — —“

Gaetano machte ein ernsthaftes Gesicht, wie ich es noch nie bei ihm gesehen hatte. Auch sein Ton klang anders, als man es an ihm gewohnt war.

„Nein,“ sagte er, „die einzige. Lach nicht. Und die erste, die mir wirklich heiß macht. Wir spielen Schach miteinander, wer Herr sein soll bei mir, im Atelier und im Herzen. Und je waghalsiger sie spielt, um so mehr, fürchte ich, gewinnt sie die Partie. Sie will mich eifersüchtig machen. Und dabei ist sie das Opfer der Eifersucht eines verrückten Narren, ihres Mannes. Sie haßte die Eifersucht und pochte auf ihre Freiheit. Und nun, wo ich ihr scheinbar den Willen thue, kann sie es nicht ertragen, daß ich sage: ‚Gut, mach was du willst,‘ und mir's nicht merken lasse, wie sehr es mir nachgeht, wenn sie — scheinbar oder faktisch — zu andern hält. Jetzt soll und muß ich mich eifersüchtig erweisen. Und ich fürchte, es wird ihr glücken. Denn, du magst lachen so viel du willst, — ich bin aufs ernsthafteste verliebt in die Maria.“

„Maria!“ sagte ich.

„Allerdings Maria. Warum nicht. Ja, aber mein Lieber — sag mal, — du kennst sie ja! Natürlich! Was spielen wir da Versteckens! Denk an Monte Sant Angelo.“

„Willst du wirklich sagen? — —“

„Sì Signore. Genau dieselbe. Ja so, sie hat sich die

Haare inzwischen rot gefärbt. Sie weiß vor Uebermut nicht, was sie anstellen soll. Außerdem ist das Mode —"

„Also doch sie! Wie ist denn das zu Ende gegangen?"

„Zu Ende? Ueberhaupt noch nicht. Aber wie gesagt, ich zwing' es."

„Ist denn Barnabò tot?"

„Nein, aber auf den Galeeren. Wenn er wiederkommt, mag er sie bei mir fordern."

„Ah. Also du? — —"

„Du meinst, wie weit ich schuld daran bin? Ganz, oder auch gar nicht; wie man will. Daß er sitzt, das verdankt er schließlich seiner eigenen verrückten Narrheit. Daß sie bei mir haust oder sich mit andern herumtreibt, das ist wieder ihre Narrheit, ihr Blut. Oder auch das ist Barnabòs Schuld. Wenn den nicht der Teufel ritt, konnte sie noch heute die alte sein. Ein paar armselige bunte Lappen, einen Spiegel etwa noch, Wein und Polenta, weiter hätte sie in ihrer Unschuld von der Welt nichts verlangt. Jetzt übrigens geschieht das, was sie da treibt, wie gesagt nur, um mich eifersüchtig zu machen. Denn sonst sind wir zusammen — und werden wohl auch wieder zusammen kommen."

Gaetano sagte das wieder möglichst leichthin; aber es glückte ihm nicht recht. Er war wirklich nur noch seinen Reden nach der alte. Und auch hier schon führte er die Rolle nicht mehr durch.

„Was willst du?" fuhr er fort, „ich kann mir vorstellen, daß deine Anschauungen ganz andere sind in all den Materien, die ich da berühre. Aber das ist jedermanns eigene Sache. Auch s i e verstehst du wahrscheinlich falsch. Auch da sind die deutschen Anschauungen so ganz andere. Herr Gott ja, Bester, zu Hause im kalten, wohlerzogenen Deutschland sollt ihr gerne recht damit haben. Aber hier? Diesen reizenden Tierchen gegenüber sind wir blasse, ungerechte Theoretiker, die im

Grunde genommen der Natur selber gegenüber ihr moralisches Richtergesicht aufsetzen und ihr die Leviten lesen. Oder wer erzieht diese Geschöpfchen anders, als Mutter Natur höchst eigenhändig? Wer anders hat sie gelehrt, das Leben und die Freude daran als ihr unbeschränktes Erbteil aufzufassen? Wer hat ihnen den ewig lachenden Leichtsinn gegeben, der dazu nötig ist, um unter allen Umständen frisch zu bleiben, so lange nur das Leben selber aushält? Wer lehrt sie, daß man den lieb hat, der uns Liebes erweist, und daß man sich an dem rächt, der uns gekränkt hat? Wer will Pflichtgefühl von denen verlangen, denen niemand von Pflicht je gesprochen, und denen niemand unsere zivilisierten Unterscheidungen von Recht und Unrecht beigebracht hat? Denn die Pfaffen haben sich wohl vor alledem gehütet. Lieber Freund, es ist nicht anders, diese Römerinnen sind Tierchen und dürfen daher manches thun, was bei uns nur eine Folge der Gemeinheit wäre oder doch nicht ohne Folgen für das Gefühl gedacht werden könnte. Laß sie thun, was ihre Art von „Recht an das Leben" ihnen abfordert und du hast dennoch eigentlich kein Recht, sie mit der Bezeichnung unmoralisch abzufinden. Thun sie dann doch eben nur, was sie für Recht halten und was ihnen niemand Unrecht heißt. Und nun gar diese Maria! Wäre sie nicht wie so manche andere, wie jede andere, ein braves Weib, wenn es nur möglich gewesen wäre?"

Gaetano war mir das reine Rätsel. Was er da sagte über die Römerinnen, unterschrieb ich ja Wort für Wort, — er hätte die ganze Auseinandersetzung nicht nötig gehabt. Aber daß er sie machte, daß er überhaupt teilnehmend, nachdenklich und gar räsonnierend geworden war — das war das überraschend Neue an diesem Don Juan.

„Uebrigens bin ich dir mittlerweile den Rest der Geschichte schuldig," sagte Gaetano nach kurzem Besinnen, und möglichst leicht fügte er hinzu: „Du wirst ja die Maria doch

noch öfter sehen und so nahe kennen lernen wie du willst. Gehen wir wieder mal frühstücken," — er warf einen Blick in den klaren Tag hinaus, der inzwischen frisch wehend seinen Einzug in die Via del Grillo hielt, — „es ist draußen gerade so ein Wetter wie vorm Jahr, — gehen wir frühstücken wie damals, nach der ‚Vedova', was? wo die Geschichte begann — — Gut. Nur gehen wir bei meinem Atelier vorüber und sehen nach, ob Briefe da sind."

* * *

Wir mochten eine halbe Stunde in Gaetanos Studio aufgehalten sein — er beantwortete flüchtig einige Zuschriften, während ich mich unter seinen nicht gerade zahlreichen Arbeiten umsah — da hielt ein Wagen draußen. Dann trommelte es in sehr freundschaftlicher Weise an die Thür. Gaetano öffnete und sah durch den Spalt.

„Was willst du? Ich denke, du bist versorgt? Was hast du hier zu suchen? —"

„Häßlicher, Unhöflicher!" Ich erkannte die Stimme der Maria; gleich darauf drängte sie selbst sich durch die Spalte, so frisch und reizend wie nur möglich.

„Ich habe was vergessen," sagte sie, und schlüpfte Gaetano unter den Händen durch. „Ich suche — den Herrn da. Wie geht es Euch? Gut? — Seht Ihr, was ich für ein gutes Gedächtnis habe! Aber so helft mir doch; ich mag Euch ja viel lieber leiden als dieses Scheusal; — — dir geht's gut, Gaetanino, Gaetanaccio mio — —"

Dabei etablierte sich die Maria, die mit ihren roten Haaren allerdings einen Feuerbrand für alle Männerherzen vorstellte, neben mir in dem einzigen vorhandenen großen Lehnstuhl, streckte ihre beweglichen Füßchen von sich, bewunderte vergnügt ihre zierlichen Stiefel und begann, als das alles nicht beachtet wurde, mit komischer Zuthunlichkeit mir allerlei stark aufgetragene Avancen zu machen.

Ich stand lachend auf. Maria ebenfalls.

„O, was für verliebte Gesichter die beiden schönen Herren machen," sagte sie nach einer Pause, von einem zum andern blickend — — „In wen seid ihr denn eigentlich so weg?"

„Wahrscheinlich in Euch," meinte ich leichthin. „Die Frage wäre nur, wen Ihr lieber hättet?"

„Alle beide! Wer will da lange Unterschiede machen. Schon damit keiner auf den andern eifersüchtig zu sein braucht. Huh, ist die Eifersucht häßlich!"

Dabei stieß sie uns lachend mit den Köpfen zusammen. Gaetano zuckte die Achseln.

„Aber warum habt ihr zwei euch denn erzürnt?" fragte ich, um etwas zu sagen.

„Bah — weil er langweilig wurde — was gibt es Langweiligeres als die Eifersucht!"

Gaetano sah sie kurios an und begann zu pfeifen. Ich glaubte zu sehen, daß die Maria, trotz ihrer prächtigen Farbe und ihres quecksilbernen Wesens, rot und verlegen wurde. Jedenfalls schwieg sie, drehte uns den Rücken zu, als ob sie die Studien an der Wand betrachte, und trommelte mit den hohen Absätzen auf dem zementierten Boden des Ateliers.

„Hat sie nicht eine angenehme Manier, mir ihre Verliebtheit zu zeigen?" Gaetano fragte hinter einer Arbeit hervor, mit der er sich zu thun machte.

Die Maria wandte sich um und maß ihn von oben bis unten.

„Ah — ich verliebt und in dich! Narr! Unverschämter! Kommt, Signorino, wir zwei passen zusammen. Gehen wir auf den Corso."

„Soll ich Euch etwa allein lassen?" fragte Gaetano, der sich mit seiner Palette zu schaffen machte, „mir ist das schöne Wetter lieber als diese Atelierluft."

Die Maria lachte hell auf.

„Was meint Ihr," sagte sie zu mir, „sollten wir uns nicht gut vertragen? O, Gaetano ist so zuvorkommend —"

Ich stand auf, ihr Lachen gefiel mir so wenig wie Gaetanos Brutalität.

„Gehen wir," sagte ich, „die Sonne scheint keine vierundzwanzig Stunden des Tages; am wenigsten die Februarsonne. Und Ihr geht vielleicht mit uns, Maria?"

„Eh, mir gefällt die Sonne auch," erwiderte sie, „und der schlechte Narr da soll sich mir nicht davorstellen. Gebt Ihr mir Euren Arm, Herr. Gut, wir wären also fertig, mein berühmter Herr Maler. Wohin Ihr wollt; draußen auf der Piazza gibt's Droschken wie Knoblauch im Hammelbraten, mehr als wir brauchen können."

Gaetano war indessen dafür, daß wir zu Fuß gingen. Und zwar schien ihm die steile Via Quattro Fontane die angenehmste. Maria zuckte die Achseln und stützte sich möglichst deutlich auf meinen Arm.

Mitten in der stillen Via in Merulana auf dem halben Wege von Santa Maria Maggiore nach dem Lateran — Gaetano führte uns pfeifend die beschwerlichsten Straßen — fielen leichte Tropfen.

„O weh, es wird regnen," sagte die Maria, sich an mich schmiegend, „das kommt davon, daß so viele Pfaffen spazieren gehen. O, mir gefällt das schlechte Wetter gar nicht. — Aber nein — nicht unterstehen! Wie die Armen!"

„Gott sei Dank," seufzte sie, als wir auf der Piazza San Giovanni in eine Osterie traten, „ich werde ja gebadet wie ein Floh —"

„Du weißt, daß ich dir immer deinen Willen lasse," meinte Gaetano.

Ich begriff nicht recht, was die beiden von einander wollten. Aber daß sie Finger zogen, war mir klar. Die Maria war nicht naiv und Gaetano erst recht absichtlich.

Indessen als der Wein kam, setzte sich das schöne brennende Geschöpf zu ihm. Sie sprach in ihn hinein und er ließ sich das gefallen. Sie schürte, wie mir schien, mit ihren versengenden Blicken in ihm herum — — und plötzlich war es, als ob er Feuer gefangen habe. Gaetano brach in eine Flut heftiger Vorwürfe aus — mir schienen sie mehr ein Experiment, eine Versuchung — aber die Maria nahm sie — triumphierend — für Wahrheit. Sie sah ihn groß an — er packte sie bei den Armen, sie fiel ihm um den Hals — — „O heiligste Mutter Gottes — — also liebst du mich doch! —"

Und nun sprudelte es nur so hervor: „Ich habe ja den Filippo heute morgen nur bis hinter die Hausthür mitgenommen und dann fortgeschickt. Wie hätte ich sonst so früh bei dir im Studio sein können. Aber du bist doch eifersüchtig, Gott sei Dank, — geschlagen hättest du mich fast; süßer, süßer Gaetano —"

Da geschah etwas, was mir durchs Herz schnitt.

Gaetano machte sich ruhig los von ihren Armen.

„Wie kann man so — kindisch sein," sagte er kalt, „kluge Leute verstehen doch, wenn man ihre Wünsche karikiert."

Ich erschrak wirklich über den Ausdruck, mit dem die Maria von ihm aufsprang, die Arme sanken ihr nur so an den Seiten hinunter.

Während dieser Scene ward es in dem weiten Zimmer lebendig. Draußen fielen große Tropfen und was im Hof unter dem regenschirmartigen Maulbeerbaum gesessen hatte, Masken und einfache Gäste aller Art, rückte ins Zimmer. Auch die Hühner wurden schleunigst durch den Raum getrieben.

„Ah, du bist noch immer nicht eifersüchtig, Häßlicher! — Ah — aber du sollst es werden," sagte die Maria, den Kopf im Nacken heftig den Saal auf und ab blickend, und stampfte den Boden.

Gaetano lachte künstlich und zuckte mit den Achseln.

Die Maria ebenso. Ich glaube, daß sie Thränen in den Augen hatte, Thränen der Wut. Sie ergriff ihr Tamburin — ich habe vergessen zu sagen, daß sie in Cioniarenkostüm ins Atelier gekommen war — und sprang mitten ins Zimmer, die Schellen schüttelnd.

„He, Jungen," rief sie, „lustig vorwärts! Gebt mir zu trinken! Geh her, Pierrot! Du läufst mir, glaub' ich, schon länger nach. So, bravo!"

Sie hatte ihre Halbmaske wieder vorgelegt und begann mit einem weißen, langärmeligen Kerl, der die Maske überhaupt nicht abgethan hatte, einen wilden Saltarello.

Gaetano zog mich hinaus; er knirschte mit den Zähnen. Dann begann er zu pfeifen. Auf stundenlangen Umwegen gingen wir ohne zu reden zur „Vedova". Aus dem ersten Frühstück war mittlerweile ein spätes zweites geworden. Dann fing Gaetano von selber an zu erzählen.

* * *

„Also," begann Gaetano, „ich weiß nicht genau, wie weit du dich der Geschichte noch entsinnst — ich denke mir, daß dir schon die Motive meines plötzlichen Dableibens in Monte Sant Angelo dunkel sein müssen. Nun ja — erstens reizte mich diese Maria, bei der ich nicht um einen Finger breit vorwärts kam — (die mir nicht einmal eine Skizze ihres Gesichts erlauben wollte); denn was sie sich in der Befangenheit oder Hilfslosigkeit einem ‚Signore' gegenüber hatte von mir gefallen lassen, das gehört überhaupt nicht auf dies Gebiet. Du hast das auch gemerkt? Siehst du, so sind sie alle in diesen Bergen. Dann hatte Signor Barnabò plötzlich Vernunft angenommen — wenigstens glaubte ich das in meiner Verliebtheit. Du erinnerst dich vielleicht, daß er sich damals an mich machte. Gut, er überredete mich. — ‚Verzeiht, Herr,'

sagte er, ‚ich bin ein Narr. Und wenn die Maria sagt, daß die Gedanken ihrer Hunde manchmal klüger seien als die meinigen, so mag sie wohl recht haben. Laßt das mit der Zeche, thut mir den Gefallen, — ich hielt Euch für einen Guardia nobile Seiner Heiligkeit‘ — allerdings, dabei sah er mich merkwürdig an; aber der Verdacht war doch zu komisch. Und außerdem verbesserte er sich gleich selbst. — „Ich weiß wohl,‘ sagte er, ‚und die Maria sagt's ja auch: Du bist ein blindes Huhn, Barnabò, sagte sie, und so wenig du jemals Stadtheiliger von Sant Angelo wirst, so wenig ist der Herr im Dienst Seiner Heiligkeit. Er ist ein Deutscher. — Ein Deutscher ist der auch, den ich meine, sagte ich, — deren sind viele im Vatikan. — Was du redest, sagte sie, der Herr ist ein Ketzer, ein Protestant; weiß er doch nicht einmal ein Kreuz zu schlagen — und die werden eher des Teufels als Seiner Heiligkeit. Für den Herrn ist es eine Beleidigung, wenn du ihm so etwas zutraust. Und noch dazu ist er dein Gast. — Laßt das Geld stecken — per Christo, sag' ich, Herr, ich nehme keinen halben Bajocco, denn den Verdacht hab' ich Euch abzubitten. Und wenn ich's nicht verstanden habe, Herr, wie man einen Gast behandelt, — und die Maria sagt es, und sie hat einen feinen Kopf für solche Dinge, — so verzeiht. — Geh hin, sagte sie, und bitt den Herrn, daß er bei uns bleibt, damit er sieht, daß des Barnabò Haus keine Hundehütte ist und Platz und Höflichkeit genug hat, um einen Fremden zu bewirten. Und die Ehre müßt Ihr uns schon anthun.‘

„Weißt du, mit solchem Gerede,“ sagte Gaetano, „wich er mir nicht von der Seite. Auch an die Osteria nuova erinnerte er mich, und daß er noch für mein Schweigen in meiner Schuld sei. Dieses Vertrauen habe ich wahrscheinlich für besonders vertrauenerweckend gehalten. Natürlich war das herzlich deutsch gedacht, gewiß. Aber ich bin nun einmal hin und wieder noch so ein Simpel. Und dann hatte

ich auch die Grünlinge herzlich satt bekommen. Vor allem fürchtete ich für Tivoli, wo ihnen der Mut wieder gewachsen sein würde, ihr archäologisches Uebergewicht. Und da gerade der Barbier von Sant Angelo vorbeiritt — wie du dich erinnern wirst — als wir bei den Tieren standen, der auch über Monticelli nach Tivoli wollte, so bat ich ihn, euch, die ihr inzwischen aufgesessen wart, mitnehmen zu wollen. Währenddessen achtete ich nicht einmal auf das erstaunte Gesicht der Maria, als sie mein Dableiben gewahr wurde. Auch daß Barnabò sich beharrlich zwischen mich und seine schöne Frau drängte, fiel mir erst später ein.

„Barnabò schickte meinen Esel in die Stadt zurück, war etwas ärgerlich, daß Maria die Gelegenheit nicht benutzen und daheim für das Abendessen sorgen wollte, gab sich aber schließlich zufrieden und ließ sich gefallen, daß das junge Weib uns begleitete, während er mir seine Vigna zeigte. Es war bereits völlig dunkel, als wir uns auf den Heimweg machten, und nachdem wir das Abendessen und einen reichlichen Trunk guten Weines in dem großen gewölbten Erdgeschoß des Hauses eingenommen hatten, wußten wir nichts weiter mehr miteinander anzufangen, als einstweilen auszuschlafen.

„Als Barnabò mich, ohne indes den Ausgang zu verschließen, in meinem Zimmer allein gelassen hatte, fiel mir unwillkürlich die Aehnlichkeit des Raumes mit jenem ein, der uns die vorige Nacht beherbergt hatte, und ich mußte lachen, als ich beim Anblick der wohlverriegelten Thür und der vergitterten Fenster an die Furcht unserer Grünlinge erinnert wurde.

„Ich war noch eine Zeitlang im Zimmer auf und ab geschritten und hatte mich mit dem bisherigen Verlauf des Abenteuers beschäftigt. Ich hielt es für zu Ende. Barnabò war einmal eifersüchtig und die Maria kalt und treu wie alle diese Frauen im Gebirge. Ich zuckte die Achseln, mußte aber doch daran denken, daß er sie jetzt in seinen Armen halte.

Endlich fand ich mich müde genug, um ruhigen Träumen das weitere zu überlassen: da höre ich eine Stufe knarren und wie ich noch horche, ob ich keinen Schritt vernehme, du kannst dir denken mit welchem Herzklopfen, wie mit Pauken und Trompeten; denn nun glaubte ich plötzlich doch nichts weiter als: die Schäferstunde habe geschlagen — was glaubt so ein Don Juan nicht — und richtig, da hebt sich die Klinke und die Maria steht vor mir.

„‚Heilige Barmherzigkeit, Sor Gaetano,‘ sagt sie, wie ich ihr entgegenspringe, ‚thut, was Euch Eure Heiligen eingeben. Um Gottes willen laßt mich — Barnabò rast und ist eben hinab, um die Hausthür zu verriegeln. O ich Elende — aber ich ahnte es gleich, als er so freundlich war gegen Euch — was verblendete Euch nur, ihm zu trauen? Er hält Euch für einen Guardia nobile Seiner Heiligkeit, der früher ein Auge auf mich geworfen haben soll, als ich noch ein dummes Kind war, und jedesmal hinaufgrüßte, wenn er mit dem Papst vorbeikam.‘ Sie sprach mit rasender Geschwindigkeit und riß dabei an einer Schnur herum, die sie um den Hals geschlungen trug. ‚Er läßt sich's nicht ausreden — er hat mir's eben gesagt, daß Ihr hin sein müßt. Da — nehmt das Amulett, es hat schon vielen geholfen — und die heilige Mutter Gottes schütze Euch. Es kann ja sein, daß er nur so wild redet, hu! — wie dunkel die Treppe ist — —‘

„Das sagte sie schon wieder draußen und dabei verschwand sie leise wie ein Kätzchen. — Das war nun einmal Don Juan unter der Dusche.

„An den Wänden hingen zwar allerlei kolorierte Heilige, die Maria in das unbenutzte Zimmer verbannt hatte, und an die sie in der Not wieder glaubte — aber was halfen sie einem Protestanten! Hilf dir selbst, dachte ich, und mit mehr Gemütsruhe, als mir alle Heiligen hätten einflößen können, schob ich die große Bettstelle vor die Flurthür.

„Dann überzeugte ich mich, daß der Verschluß der andern gegenüberliegenden als ein beiderseitiger auch mir zu statten käme, und fand nun die Partie gar so gefährlich nicht. Gleich darauf hörte ich es draußen kommen und begab mich auf meinen Posten.

„Leise trat Barnabò an die Thür und horchte. Einen Augenblick vernahm ich nichts. Dann wurde die Klinke gehoben — mit aller Kraft stemmte ich mich gegen die Bettstelle, — die Thür rührte sich nicht. Ich hörte einen leisen Fluch, dann zitterten die Bretter, offenbar unter dem Druck breiter Schultern — aber auch das nützte nichts. Noch ein ohnmächtiger Faustschlag und die Partie war von seiten meines Gegners einstweilen aufgegeben. Deutlich hörte ich seine Wut, wie er die Treppe hinabstampfte; im Hausflur verhallte das Geräusch.

„Als mit den Schritten auch die Aufregung nachließ, die sich wider meinen Willen meiner bemächtigt hatte, ward ich einen Lichtschimmer gewahr, der auf das Bett fiel, dessen Fußende ich noch immer festhielt.

„Zugleich glaubte ich die Stimme der Civetta gehört zu haben und gleich darauf klirrte ein Fenster. Ich prüfte die Widerstandskraft des riesigen Schlafmöbels für den Fall einer Ueberrumpelung und fand es schwer genug, um mich immer noch zur rechten Zeit kommen zu lassen. Dann sah ich mich nach der Oeffnung um, durch welche der Schein kommen mußte.

„Es war ein Fenster, welches über der zweiten Thür ins Nebenzimmer führte. Zwar die Thür war von beiden Seiten verriegelt und die Oeffnung selbst vergittert — aber konnte der Rasende nicht etwa den Versuch machen, durch das Gitter auf mich zu schießen?

„Ich hob das Waschbecken von dem Tisch, worauf es stand, trug diesen vorsichtig gegen die Thür und stieg hinauf, behutsam den Kopf der Oeffnung entgegenhebend. Aber ehe

ich den Durchblick gewonnen hatte, wurde drinnen das Licht ausgeblasen und leise Schritte entfernten sich von der Thür.

„Nun überlegte ich, noch immer auf meinem Tische stehend, die Lage der beiden ineinander gehenden Zimmer, und da ich nebenan deutlich zwei Fenster schimmern sah, welche dem meinigen, das auf einen Hof hinabsah, gegenüber lagen, nahm ich an, daß jener Raum nach der Straße hinaus gelegen sei. Aus diesem Umstand, den ich gestern auch bei dem Familienzimmer Barnabòs beobachtet hatte, und aus der beschränkten Ausdehnung des Hauses ersah ich weiter, daß es nur dieser Raum sein könne, den ich vor mir habe. Ich war noch in dieser, übrigens zu nichts führenden Ueberlegung begriffen, als sich nebenan eine Thür öffnete — dieselbe, durch welche wir gestern eingetreten waren, und Barnabò, eine Lampe in der Hand, erschien. Ich trat unwillkürlich fester auf meinen Tisch und bog den Kopf beiseite. Aber Barnabò ging, ohne die Augen zu wenden, auf die entgegengesetzte Ecke des Zimmers zu. Jetzt erst gewahrte ich dort das Bett und auf ihm Maria, halb entkleidet, scheinbar schlafend, das Gesicht in den weißen Armen verborgen.

„Barnabò setzte die Lampe auf einen Stuhl und beugte sich über die Schlummernde — ich sah, wie er an allen Gliedern zitterte. — Mir stand fast das Blut still — ich wußte nicht, was ich fürchten sollte — da sah ich, wie es ihn schüttelte und wie das Untier mit beiden Fäusten nach ihrem Halse packte. ‚Wo hast du das Amulett, schändliche Metze? Gut so — keine Kraft soll dich schützen wie diesen Verfluchten —‘

„Aber Maria hatte nicht geschlafen, sie mußte dergleichen erwartet und zum Sprunge bereit gelegen haben. Wie eine Katze entwand sie sich ihm — aber er hatte sie am Gewand erwischt — ein Messer blitzte in seiner Hand.

„Dann hörte ich es drinnen huschen, poltern und schreien und schrie selber mit, so gellend ich vermochte, während ich

wie ein Unsinniger an den Riegeln der Thür zerrte — vergebens. Dann fiel mir ein, daß alles Hilferufen umsonst sein müsse — da ja Barnabò die Hausthür verschlossen hatte, und daß es höchstens für mich noch einen andern Eingang in das Nebenzimmer gebe. Ich stürzte nach der Thür, da war bereits die Treppe voll Menschen. Ich fragte nicht woher, sie mich nicht wohin? Ich drang mit ihnen durch eine offene Thür — da stand Maria hinter einem Tisch, ein krummes Gartenmesser in der blutüberströmten Hand. Sie hatte es ihm entwunden in dem Augenblick, als zwei Männer den Rasenden von hinten packten und nun vergebens suchten, ihn von dem Tisch loszuzerren, über den er sich wie auf eine Beute geworfen hatte. Accidenti! ich sage dir, sie sah einer Furie gleich, ob ich gleich noch keine gesehen habe. Also wie gesagt, während ihr das Blut von den Schultern und überall aus den zerfetzten Nachtkleidern rann, schüttelte sie triumphierend das Messer, mit dem er ihre süße Haut durchlöchert, und als sie mich gewahrte, warf sie die wüst verwirrten schwarzen Haare aus der Stirn und schrie lachend dem elenden Barnabò, den gerade zwei Carabinieri abführten, nach — ich höre es noch heute, caro mio, und ich will es mit ihren eigenen Worten sagen: ‚Guardati,‘ rief sie und klatschte dabei in die durchschnittenen, blutenden Hände; ‚Guardati! Adesso avrai ragione! Oh, che corni ti poserò!‘

„Dann brach sie, wie ich denke vor Blutverlust zusammen, und Sora Anna, die sich mit mir über die Ohnmächtige beugte und mir eine Wunde nach der andern mit einem neuen ‚dio mio, la povera cratura!‘ mit einem ‚quant è bella!‘ oder einem ‚era troppo giovane, l'ho detto sempre, era troppo giovane!‘ aufdeckte, erzählte mir, als der Wundarzt endlich kam, wie ihr die arme Civetta, als sie gerade die Läden habe schließen wollen, zugerufen: der Barnabò sei toll geworden, sie möge acht geben, ob sie nicht rufe.

„Sie aber, die Anna, als eine kluge Frau, habe es vorgezogen, da gerade zwei Carabinieri durch die Straße gelungert seien, diese für alle Fälle anzuhalten, und richtig — in demselben Augenblicke sei auch schon die höllische Schandthat versucht worden und die süße kleine Maria habe geschrieen. Sie habe nun, Gott sei Dank, sehr wohl gewußt, wie man die Thür beim Barnabò öffne — ich selber werde mich ja dessen entsinnen — und nun danke sie der Jungfrau, daß sie ihr, einer armen Frau und argen Sünderin, vergönnt habe, ein so schönes junges Leben zu retten.

„Schließlich endete der Schutzengel, wie du dir denken kannst, in allerlei versteckten Anspielungen und offenen Glückwünschen, die sich an mich und dies schöne junge Leben knüpften — —"

Gaetano trank und trommelte auf dem Tisch. Ich begriff jetzt, wo der Don Juan geblieben war. Hier war der eigentliche Bruch in dem Früheis seiner angeblichen Blasiertheit. Der Leichtsinnige, der nie etwas Ernstes erlebt, der nie ernstlichen Widerstand oder ernsthafte Neigung gespürt hatte, war innerlich erschüttert. Er hatte bisher Verpflichtungen nicht gekannt; jetzt fühlte er sie, gegen dies schöne junge Weib, das er seiner Ansicht nach befreit haben mochte, meinetwegen, der er aber noch keinen Ersatz dafür gegeben hatte. Und dann, was mehr war als alles: sie hatte ihm das Leben gerettet. Sie war etwas geworden in seinem Herzen, in seinem Dasein, ob er sich und andern das nun eingestand oder nicht. Zunächst allerdings schien er davon noch weit entfernt. Er lachte plötzlich, stieß mit mir an und pfiff dabei vor sich hin.

„Zunächst," fuhr Gaetano fort, „mußten nun freilich die Wunden heilen an den reizenden Händchen. Und dann — bah — wozu das Versteckenspielen! Auch bei mir mußte allerlei wieder eingerenkt werden. Ich war nämlich durchaus nicht in der heilsten Verfassung nach Rom zurückgekommen. Zunächst

allerlei beleidigte Empfindungen: die Aufregung, das Blut, die Menschen, das alles war zu unerwartet über mich gekommen. Ich war ernüchtert und zog mich zurück. Solche Unbehaglichkeiten war ich nicht gewohnt. Dieser ungesunde Ausschlag meines Egoismus brauchte denn auch seine Zeit, um abzuheilen. Aber allmählich entdeckte ich, daß die Maria mir am Ende doch keine Ruhe ließ. Wie tapfer hatte sie sich benommen! Von meinem Leben hatte ich ihr auch wahrscheinlich die bessere Hälfte zu danken. Und ich wollte feig sein? Dazu hatte ich kein Talent. Pah, dieser feige Hund von Barnabò! Dem war es recht, wenn aus dem Blut, was er vergossen, ihm andere Rosen blühten — —

„Vielleicht war ich das Ueberlegen nicht gewohnt und das Grübeln schürte die Flamme. Ich begriff eines Tages nicht, was mich nur eine Sekunde zurückhielt, in ihre Arme zu fliegen — daß ich die offen finden würde, bezweifelte ich natürlich keinen Augenblick — und ging hinaus nach Sant Angelo.

„Jawohl! Draußen hieß es, sie sei längst in der Stadt und halte dem Barnabò munter Wort. Sie sorge dafür, sagte die alte Hexe von Sora Anna blinzelnd, daß der Monsignor Polizeiminister den Barnabò ein für allemal festmache — —

„Das dauerte begreiflicherweise einige Zeit und ohne daß ich sie je in Rom gesehen hätte. Inzwischen starb das Kind. Dann sagte man mir, sie sei wieder in Monte Sant Angelo. Die Wirtschaft gehe zurück, weil sie keinen Sinn dafür habe; sie verkaufe also ein Stück nach dem andern. Schließlich ist sie mit dem Rest ganz nach Rom gezogen. Und wenn du heute jemand fragst, wo das ‚Käuzchen‘ wohnt, das im Dunkeln nicht gern allein bleibt, so sagt er's dir — falls er nämlich ein hübscher oder lustiger Kerl ist. Du hast es ja selber heute morgen gesehen — —“

Gaetano war so erregt geworden, daß er aufsprang und über die Rohreinzäunung des Hofs nach der Stadt hinüberstarrte. Gewiß glaubte er selber nicht, was er sagte. Aber es schien ihm unangenehm zu sein, daß ich Zeuge seiner Verwandlung war.

„Dies Frühlingswetter macht mich wild,“ sagte er, „mein Blut benimmt sich, als ob es tausend Knospen zu treiben hätte. Also die Geschichte ist natürlich noch nicht aus. Fangen wir wieder von vorne an! Und stör mich nicht, wenn ich dir erzählen soll.

„Ich war damals ein Windhund (ich nickte), nun ja, weißt du, auf die Weiber halte ich auch jetzt noch nicht viel. Aber damals hatten sie mir's reichlich leicht gemacht. ‚Komm!‘ und sie kamen. Oder sie sagten zu mir: ‚Komm!‘ und ich lachte und ging hin. Wen ging's was an. Aber man hat doch auch seine romantischen Schwächen mit zwanzig Jahren, mein Lieber, und ist — als Germane heißt das — verflucht edler Natur, wenn nur eine im geringsten daran appellieren will. Oder wenn das nur die Umstände besorgen und unsereinen anregen, das selber zu übernehmen. Man glaubt's dann gern: sie, diese gerade, sei es, die Ausnahme nämlich, nach der man sich als grüner deutscher Jüngling und vorzeitiger Don Juan sehnt. Und sie, die Maria, war doch auch ohne Frage etwas Besonderes, und es war ein Schicksal, was sie zu mir führte. Außerdem dauerte es Monate, bevor sie sich um mich kümmerte —

„Eines Tages — ich saß im Atelier — klopfte es. Es war die Maria.

„‚Da bin ich. Ihr wolltet mich zum Modell.‘“

Gaetano sprach die Worte der Maria italienisch und vergaß nachher, daß er seine Geschichte deutsch begonnen hatte. Italienisch fuhr er fort:

„Das war nun doch nackt genug. Indessen ich war inzwischen ganz zum Simpel und Grübler geworden.

„In diesem Augenblick — du magst es glauben oder nicht — schämte ich mich fast meiner nackten Figuren, ich deutscher Esel, und drehte hastig die Arbeit um, an der ich herumdoktorte. Nun kam die Maria — ich hatte ihr Schicksal verschuldet, mit erlebt, den Rest gehört — ich sah in ihr eine Hilfsbedürftige in jeder Art, eine mir Anvertraute.

„‚Seid Ihr toll, Sora Maria?‘ sagte ich — lach nicht — ‚ich habe das damals verlangt, das Modellsitzen, ja, aber heute, wo Ihr in Not seid‘ — — und was man so für ehrliche Dummheiten vorbringt, wenn man edel sein will.

„Sie unterbrach das alles mit einem Lachen, ausgelassen wie ein Kind. Dann sprang sie mir an den Hals — mir schäumte das Herz über vor Lust, als sie die Lichter anzündete: ‚Ich mag keine Dunkelheit,‘ und die Kleider abwarf: ‚Ihr arbeitet nicht bei Licht? Bah, Ihr habt mich bestellt —‘ So viel gewaltthätige Natur hatte ich noch nicht erlebt. Arbeiten — lächerlich! Die ganze Malerei reduziert sich solchem Leben gegenüber auf Schlamm in Tüben und den Herrgott möchte ich sehen, der in diese elende Erde dies versengende Feuer hineinbrächte — red nicht — du verstehst das nicht. Es wäre lächerlich, unmoralisch gewesen, in diesem Augenblick kalt, moralisch bleiben zu wollen, da sie es nicht bleiben wollte.

„Kurz ich nahm sie zu mir und seit der Zeit geht es hart her bei mir. Kriegszustand wie nur je in meinen wildesten Tagen! Aber immer sie, nur sie. Kein anderes Frauenzimmer interessiert mich, existiert für mich. Du kannst dir von unserem Verhältnis keine Vorstellung machen und auch ich bin erst langsam klug daraus geworden.

„Denk dir, daß sie auch nicht so viel eifersüchtig war, und sie hätte es diesmal ruhig sein können. Wahrhaftig. Aber sie verlangte auch dasselbe von mir, heftig, wie ein bestrittenes, vorenthaltenes Erbteil. Ich fragte sie nur nach dem

Prälaten, dem mittlerweile verflossenen Monsignore Polizeiminister: ‚Was geht's dich an?‘ sagte sie, — und hielt mir eine lange Rede: ‚Bah, wir sind dumm und gut, wir, unsere Mädchen auf den Dörfern. Und für wen? Für wilde Tiere, für Leute, die nur an sich denken, oder für die Pfaffen höchstens — denn das würde man uns gestatten müssen. Pfui, ihr taugt alle zu nichts weiter als uns einzusperren und zu belügen, wenn die Eltern damit fertig sind. Aber das Blut, Gaetano, das Blut‘ — und dabei packte sie mich mit beiden Händen, ‚ist meines nicht so gut und folglich so frei wie das von euch? O, wenn ihr gut seid und klug — wie dumm bleiben wir Armen und werden häßlich und alt und können zeitlebens auf den Himmel hoffen, während ihr ihn auf Erden haben dürft. Mein Blut ist immer treu gewesen, wie nur seins — Barnabòs — du weißt es selbst; aber es hat seine andern Wege finden müssen. Jetzt bin ich klug und frei wie sie alle, seit er selbst mich erlöst hat mit seinem Messer, der Hund! O, ich merk' es erst jetzt, ich war eine Gefangene. Auch der Polizeipriester dachte sich's wieder so. Aber ich bin nicht mehr dumm. Ich komme zu dir, um mit dir jung und frei zu sein. Nur nimm dich in acht, Gaetano!‘

„Lieber Freund, du kennst mich. Ich hatte diese Predigt gar nicht nötig; denn die Narrheiten von Edelmut, Verpflichtung u. s. w. waren in der ausgelassenen Wirklichkeit, in der ich mich wieder fand, sofort spurlos geworden. Ich atmete auf in dem Duft ihrer Nähe.

„Ich begriff sie meiner Meinung nach völlig. Sie war ein einfaches, sinnliches, junges Geschöpf — aber ihr Mann war ihr genug gewesen für das heiße Blut. Die Sitten des Dorfs machten das ja selbstverständlich. Da kommt sein Anfall. Natürlich, daß ihr davor graut, mit ihm wieder allein zu sein; natürlich, daß sie den haßt, dem sie treu gewesen war, was ihr nun immerhin wie eine lohnenswerte That erscheinen mochte,

und der sie dann nächtlich überfiel — wieder um einer Sache willen, die sie nie auch nur in Gedanken begangen. Jetzt wollte sie sich rächen und gerade das Mittel ist das nächste, ärgert ihn zumeist: sie will ihm Grund geben, eifersüchtig zu sein. Er hat ihr Blut fließen lassen. Fließe es jetzt auch wie es mag. Ah, warte! Und natürlich ist sie nachher gesund und naiv genug, an dieser Art Rache Freude zu finden. Der Prälat war der erste — aber er war eifersüchtig. Darauf ich — und sie argwöhnte dasselbe. Ihr graut bei dem Gedanken an einen Eifersüchtigen, denk' ich. Mir recht. Wenn man so stündlich und gewaltthätig darunter gelitten hat, kann man das nicht vertragen.

„Aber es war wie eine Krankheit in ihr. In allem, was ich sagte und that, sah sie Eifersucht.

„‚Du bist Schuld an meiner Freiheit,‘ sagte sie — ‚aber sie gehört dir doch nicht. Habe ich dir etwa einen Ring gegeben? Glaubst du, daß noch einer das Recht haben soll, im Schlaf mit Messern nach mir zu stechen?‘

„Ich zuckte die Achseln, nahm sie bei den ihrigen und küßte sie.

„Oder sie that leichtsinnig: ‚Hätte ich Nonne werden wollen, wäre ich bei meinem Monsignore geblieben. Warum führst du mich nicht ins Theater?‘

„Und sie ging mit einem andern an meinem Atelier, an meiner Wohnung vorüber, und am andern Tage rühmte sie sich dessen. Sie verwahrte sich gegen meine vermeintliche Eifersucht dadurch, daß sie mir Grund dazu gab.

„Die ist echt — sagte ich mir, wenn sie mit dem ersten besten ging, sie glaubt sich frei wie die Natur, wie die Fliege da, meinte ich, sie braucht sich kein Vergnügen zu versagen, jeder Laune darf sie folgen und jeder Beschränkungsversuch für unberechtigte Eingriffe der Gesellschaft, der Männer halten. So müssen die Weiber sein. Das ist Natur. Endlich eine

Unverstellte. Und das reizte mich nur noch mehr. Cyniker bin ich nun einmal, nach deiner Meinung wenigstens.

„Jawohl, was ist alle unsere Weisheit den Weiberköpfen gegenüber. Plötzlich schlug sie um wie das Wetter. Nur daß ich es damals nicht gleich merkte. Ich sah höchstens, daß sie es weiter trieb; erst noch unschuldig, dann immer toller — — aber jetzt weiß ich: es gefiel ihr nicht, daß sie ihren Zweck erreichte, daß ich mir jeden Schein von Eifersucht abgewöhnte — — Eifersucht und schlechte Behandlung gehörten nun einmal doch für ihre Natur und Gewöhnung zur Liebe. Und sie glaubte sich überzeugt, daß ich nicht eifersüchtig sei. Was sie verlangt hatte, war ihr noch nicht vorgekommen. Nun sie's hatte, war es ihr unerträglich. Sie konnte das nun plötzlich, in Wirklichkeit nicht vertragen, sie nicht, sie wollte jetzt Eifersucht um jeden Preis — sie (das verstehe einer)! Das heißt natürlich, sie wollte von mir geliebt sein, und das konnte sich doch nicht in Gleichgültigkeit meinerseits gegen ihre kleinen Abenteuer ausdrücken. So wenigstens verstehe ich die Sache jetzt. Und recht hatte sie ja. Nun plötzlich sollte es mir nicht gleichgültig sein dürfen, daß sie mit andern ging. Sie wollte das nicht. Ich war vielleicht beleidigend wenig eifersüchtig — sie wurde beleidigend unabhängig — —"

„Ah," sagte ich während einer Pause, die er machte, „jetzt verstehe ich euch auch von heute morgen. Dazu brauchte man allerdings eure Vorgeschichte."

Gaetano nickte.

„Aber das war doch alles harmlos und ohne Plan," fuhr ich fort. „Sie war zahm wie ein Hündchen, wenn du nur wolltest."

„Und die Scene mit dem Pierrot?"

„War kein Leichtsinn, sondern leidenschaftliche Not."

Gaetano nickte.

„Aber damit ist die Geschichte zu Ende," sagte er.

„Und du?"

„Bah," sagte er aufstehend, „ich bin ein armes Opfer der Treue —"

„Schon mehr der Hartnäckigkeit, des Siegesbedürfnisses auf Gnade oder Ungnade — —"

„Auch gut," sagte er heftig. „Geknackt werden muß sie, die welsche Nuß, selbst auf das Risiko hin, daß ich mir die Zähne daran ausbeiße. Taub ist sie dann wenigstens nicht. Diese Sorte italienische Liebe lasse ich mir, der ich Halbitaliener bin, selbst von Stockitalienerinnen nicht gefallen. Das Mittel ist teuer, ja, aber was liegt daran. Es hilft. Sie kommt noch zwei-, dreimal wieder und entwischt wieder, aber dann ist sie fest. So geht es und geht es nicht. Heute schmiegt sie sich mir zu Füßen wie ein entlaufenes Hündchen und beichtet dabei tausend Dinge, die sie nicht begangen hat, immer stärker, immer ängstlicher, ob meine Adern nicht schwellen, meine Hand nicht zuckt — ich sollte mich vergessen — nur einmal sie schlagen. Und fällt mir das nicht ein, läuft sie davon und — mietet sich mir gegenüber ein. O, es ist eine Schande —"

„Gaetano," sagte ich, „mir scheint, sie hat ihren Zweck erreicht, jetzt, wo es vielleicht zu spät ist: du bist sehr, sehr eifersüchtig."

„Wieso zu spät?" fragte er heftig aufblickend, und sah dann wieder vor sich auf den Tisch. Er wurde nachdenklich.

Ich wollte sagen, daß er die Quälerei denn doch zu gefährlich weit treibe und sie — die Maria — Dinge begehen lasse, die, wenn er wirklich noch an ihr hänge — — aber ich empfand, daß ihm diese unglückliche Geschichte viel tiefer saß, als er zugeben wollte und mochte und daß er freier dachte als die Gesellschaft, von der er absichtlich so abseits wie möglich stand, und darum trank ich schweigend weiter, ohne aufzusehen.

Als ich schließlich nach dem Himmel sah, blitzte es über der Stadt zwischen den schwarzen Wolken, wie Augen hinter einer Samtlarve. Ich mußte an die Civetta denken, wie sie zum Saltarello ihre Halbmaske vornahm. Da legte Gaetano seine Hand auf die meine.

„Das ist das Schicksal," sagte er. „Wir waren bestimmt für einander, die Maria und ich. Warum habe ich das zu spät begriffen! Es ändert nun nichts, daß sie noch mehr Fegfeuer durchgemacht hat. Meine alberne Don Juan-Blasiertheit hat sie ja hineingestoßen." (Das war nicht ganz richtig. Ihr übertriebenes Freiheitsbedürfnis war wohl ebensoviel schuld. Aber er nahm bereits alles auf sich.) „Indessen ist es noch nicht zu spät; für mich nicht. Vorurteile wären lächerlich, unmoralisch. Morgen, wenn sie kommt, geht sie nicht wieder."

Ich schwieg und erwiderte nur den Druck seiner Hand. Ich wußte, wie dies Rom die Anschauungen durcheinander wirft.

Einen Augenblick sah Gaetano mit seinen großen, hellblauen Augen hinüber, wo die Berge der Sabina und jener von Sant' Angelo in letzter Abendglut durch die Ranken der Laube blitzten.

„Komm," sagte er dann, „ich weiß, daß sich da vieles sagen läßt. Aber was kann der Mensch für den Dämon, der in ihm wohnt. Es ist genug, wenn er dem Verstande erlaubt, den Engel Michael zu spielen und mit dem schönen Drachen zu kämpfen. Was kann ich dafür, wenn es dem nicht gelingt, dem andern das Lebenslicht auszublasen? Ich habe mir alle die Einwendungen selbst gemacht, die die Welt machen kann. Aber ich bin so verliebt wie je. Komm, auf dem Corso bläst man just dem Karneval die letzten Lichter aus. Laß uns hingehen."

Und diese schönen Sachen klangen nicht wie Romanredens-

arten, sondern wie das ernsthafte Verdikt eines ernsthaften Mannes über sein eigenes Leben.

* * *

Ueber der Stadt lag es wie heller Feuerschein.

Wer kennt nicht den Moccoli-Abend, den letzten des römischen Karnevals, wo mit den Millionen hin- und herwogenden Lichtern auch die Lust dieser übermütigen Tage ausgeblasen wird!

Es ist, als ob das tolle Leben noch einmal überschäumen will, bevor es stirbt; es ist das Platzen einer Rakete, die sich nicht höher mehr hinaufwirbeln kann und in tausend unerwartete farbige Funken alles zerstäubt, was sie noch bei der Seele hat. — Es ist wie ein geblendetes krampfhaftes Festhalten des Entschwindenden, wie ein Ueberlängern des nicht mehr zu Haltenden, dieser Lichterabend Moccoli!

Aber es ist auch das Bewußtsein, welches sich erinnert: gebt acht, wie lange noch, und eure Freude hat ein Ende!

Genießt mit so vollen Zügen ihr könnt; haltet die Lichtstümpfchen, die man euch zu verlöschen strebt, so hoch als möglich, so lange es geht, — es dauert dennoch nicht und sie verlöschen, ehe ihr es noch geahnt. Senza moccolo!

Und sie rufen es zu Tausenden lustig und höhnisch zugleich, und während sie ihre eigenen Lichter zu wahren haben, schlagen sie nach den euren — in übermütiger Sicherheit, bis es plötzlich dunkel wird in ihrer Hand und eine fremde Stimme neben ihnen höhnisch den tausendstimmigen Ruf wiederholt: Senza moccolo! — — —

Auf dem Corso leuchtete und brandete das ausgelassenste Leben. Millionen von Lichtern tanzten in der Luft, bald hier verlöschend, bald dort sich wieder entzündend. Wagen fuhren, aber auf den Rädern kletterten Menschen — Menschenmassen wogten, über ihren Köpfen fuhren Arme und Tücher hin und

her, Feuerwerk prasselte und tropfte auf ihre Köpfe und Kleider, aber sie hatten anderes zu löschen.

„Senza moccolo! Senza moccolo!“

Die Karnevalslust hatte ihren höchsten und letzten Punkt erreicht. Hundertmal waren unsere Wachslichter verlöscht, hundertmal hatten wir sie neu angezündet.

„Senza moccolo!“ rief es neben uns. Gaetanos Licht flackerte und wir beide sahen beim Klang der Stimme auf.

„Senza moccolo!“ antwortete Gaetano, mit dem Taschentuch um sich schlagend. Es war Marias Licht, welches er auslöschte. Wir sahen sie, wie sie — im Kostüm ihrer Berge — die roten Haare aufgelöst, — uns mit einer Hand zuwinkte, mit der andern ihre verlöschte Kerze an der ihres Nachbars, eines breitschultrigen, maskierten Pierrots anzuzünden suchte. Der Weiße umfaßte sie und der Wagen verschwand mit ihnen in dem leuchtenden Strom, auf dem die beiden Gestalten noch eine Weile dahintrieben.

„Moccoli! Moccoli! Senza moccolo!“

Als die letzte Stunde geschlagen, als das letzte Licht verlöscht und die gipsbeschneiten Balkons uns auf die Köpfe abgefegt wurden, verließen wir den Corso.

Senza moccolo! Auch dieser Karneval war wieder aus. Er hatte sich uns nur einmal, und von seiner leuchtendsten Seite gezeigt; sonst hatten wir in diesem Jahr der Lust gewehrt, ihn durchzukosten.

Wir waren also vor dem Katzenjammer sicher. Dennoch gingen wir nachdenklich nebeneinander her. Es berührt den Menschen stets, wo immer, wenn auch nur symbolisch, ein lustiges Leben verlöschen mag und die Fasten beginnen.

Wir traten in eine Osterie, — auch sie leerte sich allmählich. Noch eine Stunde und: „Si chiude,“ sagte der Wirt. — „Senza moccolo!“ fügte er scherzend hinzu. Man löschte die Lichter, um zu schließen, und wir gingen.

Es war bereits nächtlich stille draußen. Vor uns die Straße hinauf drehte man eine Laterne nach der andern aus, ohne daß wir sahen, wer es that.

„Senza moccolo! und immer wieder senza moccolo!“ sagte Gaetano. — „Ueberall hört man das Wort, wie einen schlechten abgestandenen Witz — und überall fällt es uns selber ein, wo nur ein Lichtstumpen oder eine Oellampe verlöscht, wie das Gedächtnis auf eigene Faust einen epidemisch gewordenen Gassenhauer festhält, den der Mund ohne unsern Willen plötzlich zu pfeifen anfängt. Und dann wieder fällt mir das Wort schwer aufs Herz und es kommt mir vor, als sei es kein Wort zum Spielen, dies „Senza moccolo!“

Damit traten wir in die Via del Grillo.

„Sollte dort noch eine Schenke offen sein? Ich glaube wahrhaftig. Komm, laß uns einen letzten Schoppen trinken,“ sagte ich, als wir Lichter gewahrten und Leute, die auf der Gasse standen.

„Nein,“ sagte Gaetano, „in der ganzen Straße ist keine.“

Aber wir mußten so wie so dorthin.

Ein dichter Haufe von Männern und Weibern drängte sich gegen die Thür meiner früheren Wohnung.

„Was gibt es?“ fragte ich den Nächsten, während mein Freund stehen blieb.

„Man hat sie erwürgt, im Bett, eben als sie nach Hause kam, — das arme junge Blut!“ sagten mehrere.

„Laßt mich durch,“ schrie Gaetano, aber die Leute hielten ihn.

„Was wollt Ihr?“ hieß es, „sie haben ihn ja schon weggeführt, sie haben ihn, den verdammten Mörder.“

„Es war ein Pierrot —“

„Nein, ein Arlecchino —“

„Ich habe sie ja selber nach Hause kommen sehen! Weiß war er wie ein Gespenst.“

„Und ich sah die beiden den ganzen Nachmittag auf dem Corso, und wie ausgelassen sie war, wie eine Närrin —“

„Er soll gerade erst von den Galeeren gekommen sein —“

„Ja, und ihr eigener Mann sei es gewesen. Ohne daß sie es wußte natürlich. Warum er sie nur so schändlich erwürgt hat?“

„Wen denn? Wen denn?“ drängte ein Neuhinzugekommener.

Gaetano starrte ihn an.

Als ob es mehr als eine Antwort hätte geben können auf diese Frage! Wir standen vor meinem Hause, vor dem Hause, in welches Maria diesen Morgen lachend verschwunden war — — Wen denn!

„Die Civetta,“ lautete der überflüssige Bescheid, „so ein lustiges, liebes Geschöpfchen —“

„Ausgelöscht!“ sagte Gaetano, beide Fäuste gegen die Augen pressend, „senza moccolo!“

* * *

Das ist die Geschichte, wie mein Freund Gaetano ein ernsthafter Mensch und ein Künstler ohne Redensarten geworden ist.

(1872.)

Die Volskerin.

Novelle.

Es mochte eine Stunde nach Ave Maria sein, „un' ora di notte“ etwa, oder zwischen sechs und sieben nach unserer Zeitrechnung. Genau konnte das niemand wissen, denn die Uhr von San Rocco schlug nicht und das Zifferblatt hatten die Herbstregen verwaschen; der letzte gelbe Schein der untergegangenen Sonne aber war bereits verblichen. Oede und nächtig schaute überall zwischen den schwarzen Häusersilhouetten die riesige Fernsicht herauf: eine schwerviolette Mauer die pontinischen Sümpfe, ein fahles Weiß darüber das Meer. Wie ein ausgebrannter Kohlenmeiler lag die kegelförmig zusammengedrängte Häusermasse des Städtchens in ihren zu weit gewordenen Cyklopenmauern, hoch über der düstern Ebene; keinen Menschen, kein Licht sah man mehr, und der stolpernde Hufschlag eines unbeschlagenen Pferdes war auf den winterlichen Treppenstraßen ein ebenso seltenes Geräusch, wie der Fremde, der auf dem Tier saß, ein ungewohnter Gast.

In diesen uralten Felsennestern des Volskerlandes wissen die Weiber um die kalte Jahreszeit nichts Besseres anzufangen, als spät aufzuwachen und ans Pranzo zu denken, auf den antiken Handmühlen des offenen Erdgeschosses die nötigen Maiskörner zu quetschen, nach dem Mittagsmahl die Cena, das Abendessen, zu bereiten, und wenn Polenta und Gemüse zum zweitenmal verzehrt sind und die frühe Dunkelheit da ist, ihren Kranz zu beten und der Oelersparnis halber ins Bett zu gehen. Die Männer finden sich dann in der Osterie irgend eines Gevatters zusammen, setzen sich um das Feuer

am Boden, schließen das Thor vor den feierabendbietenden Gendarmen und vertrinken die Abendstunden in neuem Wein.

Auch heute saß man bei dem guten Roten Giuseppes still beisammen, meist Leute mit der Jacke auf der Schulter, den Spitzhut im Nacken, in schwarzen Kniestrümpfen und Schuhen. Man streckte die Hände über die Kohlen, sprach wenig, und nur neben den Kellerstufen in der Felswand des Hintergrundes schimmerte einigermaßen lebhaft das rote Licht einer Lucerna auf ein großes Faß und feuchte Wände. Die Gesellschaft saß im Halbdunkeln: denn der heilige Vater hielt den Durst nicht nur für eine Versuchung des Teufels, sondern auch für politisch gefährlich, und im Jahre 1869 lag die Hand Roms und seiner Gendarmen noch schwer auf den krausen Köpfen der päpstlichen Unterthanen.

Da klopfte es in bekannter Weise an das Thor, und ein Fremder trat grüßend und nach Wein verlangend in den matterhellten Raum.

Der Wirt drückte einen Augenblick den Kopf in den Nacken und griff an die Messerseite; auch unter den übrigen Männern wurden mißtrauische Bewegungen bemerkbar. Als Giuseppe aber vorzog, mit mürrischer Gebärde, die Flasche in der Hand, zum Faß hinabzusteigen, rückte auch die Gesellschaft wieder ruhig Schultern und Köpfe zusammen.

„Er hat einen Bart, sag' ich, wie Flachs und eine Nase wie ein Delfin, und breit ist er, das sag' ich, wie ein Peruginer Stier," flüsterte Dico-dico, der Schmied und zugleich der größte Freidenker des Orts, über seine kurze Eisenpfeife hinweg, in möglichst breitem Dialekt, — „er kann doch ein Schweizer oder Tedesco aus der päpstlichen Garde sein. Per crist . . . allina! Aber macht ihm Platz, sag' ich, man kann nicht wissen."

Als jener nun an das Feuer trat und die Männer zu ihm aufschauten, rückten sie schon unwillkürlich unter dem

Druck dieser heiter kräftigen Persönlichkeit auf ihren Schragen zusammen, und der Fremde machte sich's, unbefangen dankend, so bequem, als der Raum es litt.

Seine schöne, frische Gestalt konnte man fast zu groß nennen, so lange sie aufrecht stand. Seine Bewegungen zeigten dann etwas Ungestümes, Wuchtiges, und die auffallende Sorglosigkeit in seinem Aeußern ging damit zusammen; wenn er aber einmal saß, — den Kopf leicht vorgeneigt, den Hut aus der Stirn zurückgeschoben — und die hellen Augen im Kreise herumgleiten ließ, war es vielmehr dieser feine Kopf und an ihm wieder der eindringliche, wohlwollende Blick, was dem Betrachtenden auffiel und entgegenkam. Die Sicherheit und Neugierlosigkeit seines ganzen Auftretens, vielleicht auch der Umstand, daß der blonde Fremde eine offenbar einheimische, geschmuggelte und selbstgewickelte rote Zigarre rauchte, bewies den Männern außerdem, daß er Land und Leute kenne.

„Ihr kommt von Rom?“ begann der Schmied nach einer allgemeinen Pause, in welcher der Fremde prüfend den Wein kostete, „das heißt, sag' ich, wenn man fragen darf, Herr?“

„Alle Achtung, bravo,“ sagte jener, sein Glas gegen die spärliche Flamme des Feuers haltend, „der ist doch mal ungetauft. — Von Valmontone,“ antwortete er dann, zum Schmied gewandt, in gutem Römisch, dem man allerdings das deutsche Organ anhörte, „von Valmontone, und etwas spät, wie mir scheint. Wenigstens habe ich Mühe gehabt, nur meinen Gaul unterzubringen. Wenn Ihr mir erlaubt, Sor Padrone — wie nennt Ihr Euch? — Sor Giuseppe — so werde ich mich in meine Decke wickeln und die Nacht bei Eurem guten Wein und Euren muntern Kohlen zubringen. Esel sind keine Nachbarschaft, die ich liebe; sonst hätte ich neben meinem Pferd geschlafen; auch hat man den Stall sofort wieder geschlossen.“

„Ja, Wirtshäuser gibt's hier keine,“ sagte der Schmied,

ins Feuer spuckend, „sieben Kirchen und vierzehn Osterien; aber Forestieri kommen eben nicht zu uns.“

„Ich hab's schon bemerkt,“ entgegnete der Fremde, „die Leute, die ich so glücklich war herauszuklopfen, — sie hatten eine Leiche im Hause (‚die Maccarinis‘, warf der Schmied dazwischen), und darum wachten sie und brannten Licht — haben sich Mühe genug gegeben. Aber da war nur ein altes Ehepaar aufzutreiben, welches unter Umständen so etwas wie Gastwirtschaft betreibt. Mann und Frau lagen bereits im Bett, ein Kind, von dem sie mir erzählten, daß sie es angenommen hätten, schlief quer am Fußende. (‚O, o, der alte Trippa,‘ nickte wieder Dico-dico). Es wäre noch ein weiterer Platz unter der Decke gewesen, aber ich zog vor, Euren Wein zu probieren, den mir mein freundlicher Führer rühmte, um es die Nacht unter meiner eigenen Decke zu versuchen. Wir Maler sind so verwöhnt nicht.“

„Ah, der Herr ist Maler?“ sagte jetzt ein Mann, den man, auch ohne ihn genauer zu betrachten, in seiner Umgebung einen Herrn hätte nennen mögen. Er saß dem Fremden zur Linken und hatte ihn von seinem Eintritt an mit deutlichem Wohlgefallen betrachtet. „Und aus Rom natürlich, wenn die Frage erlaubt ist?“

„Aus Rom natürlich, aber lange fort von da,“ antwortete der Maler und sah zu dem Frager, der in viel reinerem Italienisch sprach als die andern, mit unwillkürlichem Interesse hinüber.

Es war ein einfaches aber durchgebildetes Gesicht, aus welchem bei der mangelhaften Beleuchtung man das Alter schwer bestimmen konnte, oder anschaulicher gesprochen, zwei kleine gutmütige Augen und eine große gebogene Nase mitten in einem gewaltigen unbeschnittenen schwarzen Bart. Trotzdem unterschied sich dieser Kopf auf den ersten Blick von den scharfgezeichneten bärtigen Köpfen der übrigen Männer: ein

feineres individuelles Leben war dort unverkennbar, und nicht nur die Kleidung war es, welche in dem Maler den Gedanken erweckte, daß sein Nachbar wohl der Apotheker des Ortes sei. Er fragte danach.

„O nein, Herr, die Jungfrau segne Sor Andrea," sagte der Schmied, diesmal den roten geschorenen Kopf mit zwei riesigen fleischigen Ohren zwischen den breiten Schultern hervorhebend und zur Seite drehend, — denn die Malerprofession und das ganze Wesen des Pseudo-Zuaven hatten ihn unwillkürlich sicher gemacht, — „der und Apotheker! Nein, Herr, der Giftmischer sitzt in seiner Höhle und hockt mit den — andern zusammen. Das sag' ich, in allen Ehren natürlich, will ich sagen ..."

„Ja, Herr, ich bin Advokat," unterbrach ihn der Bärtige, schnell einlenkend, aber in der sanften Weise, die in seinem ganzen Wesen trotz des martialischen Bartes auffiel, — „das heißt, ich bin hier draußen geboren und bin aus der Welt wieder hierher zurückgekehrt. Meine väterlichen Weinberge drunten wollten verständige Pflege und den Herrn in der Nähe, — einem und dem andern kann man ja auch hier nützlich sein — selbst von der Kunst und von Rom fehlen, wie Sie sehen, die Neuigkeiten nicht immer," fügte er lächelnd hinzu, „obgleich, ich muß es gestehen, im ganzen auch die Herren Maler hier selten sind und nun gar um diese Jahreszeit."

„Ich glaub's," sagte der Fremde, in sein Weinglas blickend; „zufällig habe ich gerade Winterstudien nötig, — wenn auch ohne Schnee — und eure Berge gehören, so viel ich weiß, zu den winterlichsten im Kirchenstaat. Was ich bei der Gelegenheit an Neuigkeiten mitbringe, ist leider schon zwei Monate alt."

„Schwierige Reise," meinte der andere, „zum Beispiel schon, weil das wahrhaftig nicht die Zeit ist, im Stall zu schlafen. Und man findet nicht immer in unseren kleinen

Nestern Leute, welche die Künste verehren," fuhr er fast schüchtern fort, „nicht einmal immer Osterien offen. O, ich will mir kein Ansehen geben, aber ich meine nur, ein Zimmer ist immer besser, als ein solches Felsengewölbe, und ein Bett findet sich auch schon noch."

Der Fremde sah den Sprecher fragend an.

„Nun ja," sagte der, ihm sein Glas reichend, „wenn Sie mit meiner einfachen Wohnung diese Nacht vorlieb nehmen wollen —"

Der Maler kannte die gastfreien Sitten der römischen Gebirge. Er trank einen Schluck von dem gebotenen Wein, reichte seinem neuen Freunde die Hand und sagte: „Tausend Dank. Ja, Herr, es wird besser sein, wenigstens nicht auf dem kalten Stein zu schlafen. Im Wege hoffe ich Euch nicht viel zu sein."

Er nahm die Gastfreundschaft ohne Zögern an, wie er das Glas genommen hatte. Es war ihm lieb, daß man ihn nicht wie einen Engländer behandelte, sondern die Rechte einfach auf ihn ausdehnte, welche die Nachbarn hier, trotz der Eifersucht der Städtchen aufeinander, überall unter sich genießen.

Als der Advokat jetzt aufstand, bemerkte der Maler erst, daß er eher klein als groß war. Die Beine, welche jetzt kurze Schritte hin und her machten, hielten — wie bei weiland Odysseus — an Länge nicht, was der Oberkörper des Sitzenden versprach.

Daß sein Wirt so schnell aufbrach, schien unserem Deutschen, der den ganzen Tag geritten war, ohne viel Trinkbares und Erwärmendes zu finden, nicht ganz recht zu sein. Wenigstens mußte der Advokat ihm so etwas angemerkt haben, denn er sagte lächelnd, sein alter vino di casa sei auch noch Heide und ebensowenig getauft oder verschnitten, wie der Rote des Gevatters. Daraufhin trank der Fremde sein Glas lachend

aus, verteilte den Rest seiner Flasche in die Gläser der übrigen Männer, suchte dann aber vergeblich seine Rechnung zu bezahlen. Das sei seine Sache, behauptete der rotohrige Dicodico, wenn anders der Avvocato es erlaube, und die sonst stets offene Hand des Wirtes blieb selbst auf die Gefahr hin, den Abschiedsgruß zu versäumen, unbeweglich in der Tasche stecken. Langes Reden nützt hier doch nichts, und so nahm der neue Freund dankend Decke und Stock, versprach morgen wieder zu kommen und folgte dem bereits wartenden Gastfreund auf die finstere Straße.

Ohne viel zu reden, ging es steile Gassenstiegen hinauf, die den Gedanken nahe legten, daß schwerlich einer der Leute des Städtchens genau wisse, was ein Wagen sei. Auf die Füße achten, nützte nichts, denn man sah bei der Dunkelheit, welche die gedrängten hohen Häuser noch vermehrten, doch nicht, wohin man trat. Das „Rechts" oder „Links" oder „Vorgesehen", wenn man an ein Stück offenen Abhang kam oder der zu Tage stehende Fels durch eine Quelle besonders schlüpferig gemacht war, kommandierte der voraufsteigende kleine Herr. In einem Ort mit solchen Heimwegen müssen die Männer entweder sehr wenig trinken oder sehr viel vertragen können, und der Maler, der diese Ueberlegung anstellte, entschied sich für das Letztere.

Nach etwa fünf Minuten langem Hin- und Hersteigen blieb der Führer in einer breiten, gutgepflasterten Querstraße, offenbar dem Corso des Ortes, stehen, zur großen Freude der Schienbeine des andern, die sich zu wiederholten Malen an irgend einem draußengebliebenen Gerät gestoßen hatten. Ein Endchen dünner Wachsstock wurde angezündet und der Advokat leuchtete die steile, ungedeckte Steintreppe voran, die über ein gewölbtes Erdgeschoß hinweg außen am Hause in den ersten Stock führte. Oben stand die Thür offen, man stieg noch ein paar Stufen, dann schloß jener ein nach hinten hin-

ausführendes Zimmer mit riesigem Schlüssel auf, und man war an Ort und Stelle.

Nachdem er seinem Gast einen Stuhl hingeschoben, bemühte sich der kleine Herr, eine vierarmige Lucerna von blankgeputztem Messing anzuzünden. Als er damit zustande gekommen, machte er sich mit dem Aufrühren der Kohlen zu schaffen, welche auf einer großen Thonschale in der Mitte des weiten aber niedrigen Raumes weniger die Erwärmung des Ganzen bezweckten, als vielmehr den Platz andeuten wollten, wo man die Stühle hinzustellen habe, falls es gefiele, noch ein Stündchen mit dem versprochenen Hauswein beisammen zu sitzen.

Währenddessen hatte der Fremde Zeit genug, seine Umgebung zu mustern. Das Zimmer unterschied sich wenig von den andern, wie er sie schon zu hunderten gesehen, die man eben in dieser Gegend findet. Der Fußboden war nicht von besseren Mauersteinen als gewöhnlich, die niedrige Balkendecke so bunt und kassettenartig mit der Schablone bemalt wie immer, die Fenster fast quadratisch mit kleinen in Blei gefaßten Scheiben ohne Vorhänge und nicht höher als überall anderswo. Die bekannte breite eiserne Bettstelle fand sich auch hier mit dem Fußende mitten ins Zimmer gerichtet, — nur die Toten liegen so, daß man sie, ohne die Bahre zu wenden, Kopf oder Fußende voran, hinaustragen kann, und man scheut den Vergleich wie eine Vorbedeutung —, zwei lange Flinten, einige kolorierte Heiligenbilder in kastenartigen Rahmen voll bunter Filigranarbeit bildeten den ganzen Schmuck der himmelblauen, nicht völlig winkelrechten Wände; an Binsenstühlen mit blauer Lehne und einfachen alten Tischen fand sich nur das Nötigste, — kurz, ein mit grünem Baumwollenzeug genau verhängtes Büchergestell war das einzige, was dies Zimmer von tausend andern im Volsker-, Sabiner- oder Latinerlande unterschied. Trotzdem machte der kahle Raum auf den Beobachter

einen fremdartig häuslichen Eindruck, und es bedurfte nicht erst langer Ueberlegung, um den Grund in der auffallenden und ungewohnten Sauberkeit des Ganzen zu finden, die den von der Straße Hereingetretenen doppelt freundlich berühren mußte. Denn trotz der Dunkelheit und trotz der Sorglosigkeit oder Ergebung, mit welcher der Maler zugetreten hatte, war er keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß diese Gassen, wie überall, zugleich die Abzugskanäle des Städtchens bildeten.

Inzwischen war der andere geräuschlos mit seinem Wachsfaden verschwunden und bald mit einer weißen, beschlagenen Glasflasche voll Wein und zwei Gläsern zurückgekehrt. Ein Tisch und zwei Stühle wurden ans Kohlenbecken gerückt, die gewöhnlichen Höflichkeiten beim Einschenken gewechselt, die auch der letzte Knecht nicht versäumen würde, und die nötige Zigarre angezündet. Der Tabak dieser Bergabhänge ist der beste Italiens, und er schmeckt nicht schlechter, wenn man auch weiß, daß man geschmuggelte Blätter raucht, um die das Monopol mit seinem wenig genießbaren Kraut betrogen ist. Jeder Pfarrer schnupft ihn trotzdem, und jeder Beamte oder Benestante schneidet sich die roten Blätter mit der Schere in seine Pfeife. Tabak und Wein bildeten denn auch die natürliche Einleitung des Gespräches, bis dem Maler einfiel, daß man sich bisher noch nicht einmal dem Namen nach kenne. Andrea Manucci hieß der Advokat, das war für den Maler leicht auszusprechen, aber „Hans Helm“, meinte dieser, dürfte für eine italienische Zunge ein ungewohntes Stück Arbeit sein. Indessen sprach sein Wirt den deutschen Namen ziemlich sicher nach, nur das H klang gezwungen. Er hatte, wie er erklärend sagte, vor zwanzig Jahren in Bologna studiert und dann mancherlei Geschäfte, auch einen Prozeß, im Venetianischen gehabt, — so war das zu begreifen. — Von den Namen wandte sich die Unterhaltung auf persönliche Verhältnisse, und

wenn der Maler von Rom sprach, schien es, als ob der kleine bärtige Mann ihm gegenüber aufmerksamer werde, als der allgemeine Inhalt der Unterhaltung erforderte. Hin und wieder mochte er etwas wie eine mutige Frage auf den Lippen haben, aber jedesmal schloß sich der halbgeöffnete Mund wieder mit einer gewissen Entsagung. Als man dann auf religiöse und politische Glaubensbekenntnisse kam, wurde der Advokat ganz lebendig. Er fragte nach allem möglichen, was ihn über den freisinnigen, uninteressierten Standpunkt seines Gastfreundes sicher stellen konnte, und als die Reihe des Mitteilens an ihn kam, begann er auf gut italienisch sofort mit diesen Dingen.

Seine ganze Entwicklung war für so manchen damaligen Patrioten des Kirchenstaates bezeichnend. Die Anschauungen, mit denen sein politisches Denken, bereits im fünfzehnten Jahre etwa begann, ließen, wie er selbst eingestand, an Unklarheit und Gegensätzen nichts zu wünschen übrig. Damals glaubte er an Gott und haßte die Priester, zweifelte an den Sätzen der Religion, aber ging beichten. Menschenverbrüderung, Weltrepublik und großitalienischer Patriotismus spukten in seinem leicht erregbaren Hirn durcheinander und vertrugen sich. Diese dreisten Ideale waren der letzte Wiederschein jener großen Ideen, welche in Frankreich längst in Blut ertränkt waren, als sie den Italienern noch einmal glückverheißend in der Riesengestalt des ersten Napoleon verkörpert schienen und ihren phantastischen Nachglanz bis in die jungen Herzen der dreißiger Jahre warfen. Damals, als überall das Papsttum siegte und damit die Mehrzahl der Patrioten unter seine „offenbar von der Vorsehung geschützten“ Fahnen zog, war Manucci noch zu jung gewesen, um solchen resignierten Schluß zu ziehen. Seine Zeit kam später, aber sie kam, und mit den vierziger Jahren schwur auch er seinen schönen revolutionären Irrtum seufzend, aber freiwillig ab und glaubte, wie so man-

cher bedeutendere Kopf, mit Pio nono ein einiges großes Italien machen zu können. . . .

Nach diesen Auseinandersetzungen schwieg der Advokat, offenbar um dem Maler Zeit zu lassen, sich über diesen Abfall zu äußern. Und als Helm nicht verfehlte, heftig und offen gegen solches Neu-Welfentum loszufahren, begann der Bärtige vergnügt von neuem: wie nach der großen Täuschung dieser Jahre der beschämende Rückschlag ihn, wie so viele andere, nur um so heftiger und für immer in den alten macchiavellistischen Grundsatz zurückgestürzt habe: mit dem Papst kein Italien. Er sei nun ein unbedingter Anhänger des großen Erben jenes Gedankens, Giuseppe Mazzinis, geworden. In dem Sehnen nach der Verwirklichung dieser nationalen Idee, einstweilen in der ersten besten möglichen Form, aber auf den Trümmern der Pfaffenherrschaft, war sein ganzes heutiges Glaubensbekenntnis begriffen, — eine Anschauung, die in diesen Gegenden ihr Stück Märtyrertum nach sich schleppte, schon in der hoffnungsarmen Unthätigkeit und Verborgenheit, in der zu leben sie gezwungen war, — auf deren sichere und baldige Verwirklichung der Maler aber doch herzlich mit dem Gastfreund anstieß.

Mit dem politischen Gesinnungsgenossen wird der Unterdrückte, der sich endlich einmal hat aussprechen dürfen, leicht vertraut, und Sor Andrea hätte nicht dazu noch Italiener sein müssen, um jetzt, wärmer und wärmer geworden, das höchste Mitteilungsbedürfnis zu fühlen. Wenn das, was er eigentlich auf dem Herzen hatte, dennoch erst allmählich von der eigenen Rede gleichsam hervorgehaspelt wurde, so lag das an einer fast schamhaften Scheu, die ihm sichtlich eine direkte Erleichterung durch ein paar offene Fragen verbot.

Als aber der Maler nun nach Trachten, Sitten und Festen zu fragen anfing, da ergriff Sor Andrea das Wort, wo er nur konnte, und sein Gespräch zeigte durch alle Blumen

und Uebertreibungen hindurch eine gewisse allseitige Aufgeregtheit und starke innere Teilnahme, die angenehmer berührte, als das gewöhnliche lebhafte Pathos des erzählenden Italieners.

„Sie sagen, das ‚Kostüm' habe abgenommen," antwortete er auf eine fragende Bemerkung seines Gastes, „und sie verweisen bedauernd auf die gute alte Zeit. Nun ja, für Städtchen, die Rom nahe liegen und mit denen der Tourist sich begnügt, mag das sein Wahres haben; sie sind zu stark von Fremden überflutet. Die Tracht ist nie etwas gewesen, was alle Welt sehen kann; sie ist noch überall an der Neugierde zu Grunde gegangen. Sie ist jungfräulich wie ein Mädchen, sehen Sie, oder ist doch wie eine Frau, die nicht in aller Leute Mund oder gar Hände kommen kann, ohne hin zu sein. Auch hier — Sie werden das morgen sehen — begnügt sich wohl die eine oder andere mit dem schwarzen römischen Tuch und trägt unbequeme Stiefel, weil sie zeigen will, daß sie nicht arbeitet und doch mehr ausgeben kann, als die anderen. Aber ein tüchtiges Mädchen, das die Hände nicht in den Schoß legt, trägt noch heute, was die Arbeit fordert und Sitte, Schmucksinn und Klima miteinander erfunden haben, wer weiß wann, — das Kopftuch gegen die Sonne, Hemd und kurzen Rock, um leicht, kühl und beweglich zu bleiben, und das Mieder, um den Körper strack und aufrecht zu halten. Farben liebt das Volk nicht — die Arbeit ist hart auf unsern Felsen —, aber die Form bleibt die alte. Gott weiß seit wie viel Jahrhunderten unsere Mädchen die geschlossene, unsere Frauen eine offene Hand an der mächtigen silbernen Haarnadel tragen, die auch der ärmsten von der Sitte nicht erlassen wird. Was wollt Ihr weiter, und woher sollte uns die lächerliche Sucht nach Neuigkeiten kommen, die Ihr Mode nennt, wenn wir sie auch bezahlen könnten. In Rom aber, wo man keine Lasten auf dem Kopfe trägt und keinerlei Ar-

beit thut, hat man das, was die Leute Kostüm nennen, nie getragen, sondern stets Mode gemacht, nur natürlich langsamer, als draußen in der Welt der Zeitungen und Eisenbahnen. Lediglich mit den bunten Modellen der spanischen Treppe habt ihr Maler es den Fremden eingebildet, daß es früher besonders viel anders gewesen sei, während doch nur das lustige Leben der ewigen Stadt überhaupt abgenommen hat. Ihr habt lange genug den gelangweilten Engländern nur schöne Leute in schönen Trachten gemalt, ewige Sonntagsmenschen in ewigen Festtagsgewändern, eine falsche Welt. Oder habt Ihr jemals im Ernst geglaubt, daß unsere Frauen bei der Feldarbeit in schwerer roter Seide, Samt und Spitzentüchern gehen, mit all dem Korallen-, Gold- oder Silberwerk behängt, das notwendig dazu gehört? Das sind Brautkleider, teurer Herr, die noch heute nach der alten Sitte gemacht und so heilig gehalten werden, wie nur je. Aber sie liegen in der Truhe und nicht bei jeder beliebigen Gelegenheit auf der Straße. O, ich habe ein Mädchen gekannt, da, dort schräge gegenüber in den zwei kleinen Fenstern — ja so, es ist finster draußen, und Ihr seht nicht, wo sie wohnte — sie ist bei Nacht und Nebel davongegangen und hat ihre Heimat verlassen — o, schaut nicht so kurios, nicht aus schlechten Gründen! Bei der Madonna! Die Mädchen unserer Städte können nicht lesen und schreiben, und diese so wenig wie irgend eine andere; aber sie sind klug, und ihre Unschuld ist weiß wie der Schnee kalter Winter. Sie ist allein hinausgegangen in die weite Welt, und in dem kleinen Bündel, das sie mit fortgetragen, hatte sie nichts, als ein wenig Wäsche und das Brautkleid ihrer toten Mutter."

„Einen rotseidenen Rock, eben solche lose Halbärmel mit dunkleren Schleifen an ein dunkelrotes, sehr niedriges Mieder geknüpft, eine Menge silberner Hörnchen gegen den bösen Blick an doppelten roten Korallenketten ..."

Der Bärtige ließ den Maler, der mit unverhohlener Bewegung vor sich hinsprach, nicht ausreden.

„Woher wißt Ihr das?“ sagte er auffahrend, und man unterschied nicht, ob vor Freude oder vor Erregung, „um des heiligsten Herzens Jesu willen, sprecht, woher Ihr das habt —?“

„O, man studiert dergleichen in Kupferwerken, auf den Abendakademien und in Studienmappen anderer. Es gehört zum Handwerk, die Festtagstrachten eurer verschiedenen Gegenden zu kennen, wie Ihr vorhin selber zugabt,“ entgegnete jener, für seinen aufgeregten Freund unbefangen genug, indem er am Boden nach einer Kohle für seine ausgegangene Zigarre suchte.

Der andere war indes ein paarmal hart und fest im Zimmer auf und nieder geschritten, daß die drei oder vier altmodischen Tassen auf der Kommode klapperten, und war dann am Fenster stehen geblieben, obgleich es dort nichts zu sehen gab, denn die Matten draußen waren herabgelassen. Die Augen des Malers waren ihm sinnend gefolgt.

„O, sie war schön,“ sagte der Advokat, seinen alten Platz wieder einnehmend, „Ihr hättet sie sehen müssen, Signor Hans (‚Anße‘ sprach Sor Andrea den Namen aus, seine Sprechkünste bald wieder aufgebend). Womit will ich sie vergleichen, um sie Euch vor Augen zu stellen? Wie eine Königin — nein, ich soll nicht nach Vergleichen und Bildern für sie suchen, warum fiele mir sonst das Dümmste zuerst ein! Obgleich sie würdig gewesen wäre, eine Königin von Rom zu sein. Nein, es gibt für sie keine Vergleiche. Mit den Sternen, von denen sie den Namen trug? Denn sie nannten sie Stella, müßt Ihr wissen. Es klingt schön, zu sagen stella mattutina! Aber was bezeichnet ein armer, zitternder Stern im All! O, der ganze flimmernde Himmel sah nur aus wie eine wunderbare Stickerei, und nur ihre schönen,

schlanken Finger schienen so edle Arbeit gefertigt haben zu können. Aber das sind alles nur Vergleiche, wie sie in den Serenaden verliebter Knaben vorkommen. Sie sagen nichts." — Der Bärtige griff nach den Augen, als ob das Feuer, in welches er starrte, ihm wehthue, aber der Maler, der ihn mit teilnehmendem Blick ansah, hatte schon längst ein helles Licht auf den unteren Lidern des Erzählenden blinken sehen und bemerkte nun auch, wie dessen Finger im Wiederschein der Kohlen glänzten. Ihm war es klar, was seinem Gastfreund die Farben lieh.

„Da wären die Marmorbilder der Alten," fuhr jener wie abwesend fort, „jedem Römer müssen sie einfallen . . ." und nach einer Pause setzte er hinzu: „Unsinn, lächerlich! Unsere Mädchen haben Leben, und da sind die Hauptsachen Augen, Farben, Bewegung. Wenn so das echte Blut unter der braunen, feinen Haut steht! O, das Braun schadet der Schönheit nicht, sagt das Volkslied, und ihr Maler müßt das wissen. Wenn einmal mit Marmor verglichen sein soll, kann es höchstens wegen der stracken, festen Haltung sein, mit der so eine auf den Beinen steht. Und die Bewegungen — ja, eine davon macht so eine Marmorfigur wohl nach — und doch — ich habe keine Karyatide gesehen, die die bloßen Arme nur so schön herabhängen ließ, wie sie, wenn sie mit der vollen Conca auf dem Kopf vom Brunnen kam. Laßt so einen Bildhauer meinetwegen eine solche Bewegung glücklich treffen, aber tausend im Wechsel, das ist's. O, es wäre richtiger, jede einzelne Figur mit ihr zu vergleichen und zu fragen: hast du das schon von ihr gesehen? Nein? Dann ist das Motiv auch nicht natürlich, nicht schön. Aber dann wieder: sie ist nicht einmal so regelmäßig und nach dem Kanon wie die Marmorbilder, — wo säße sonst diese wundervolle Kaprice? Und dann, wissen Sie, daß unsere Mädchen alle voller sind als die Antiken? Voll und doch mädchenhaft, man kennt das bei

euch in Deutschland in diesem Sinne gar nicht. Ich habe das überhaupt nirgends so vereinigt gesehen wie im Römischen. Das gibt ihnen das Imponierende und Weiche zu gleicher Zeit. Während ich eine Französin schlanker als eine Deutsche gebaut wissen möchte und diese immer noch so, daß sie lieber ein wenig mehr, als auch nur das Geringste weniger haben dürfte, — bei unsern nach dieser Theorie stets zu vollen Mädchen der römischen Provinzen fällt mir dieser mäkelnde Grundsatz früherer Kennerjahre gar nicht ein. Ihr lächelt," sagte er, als der Maler über diese scheinbare Klarheit des Verliebten das Gesicht verzog, „ja, meine Heldin ist wieder sehr schön geraten, meint Ihr. Daß in den Geschichten immer nur schöne Mädchen vorkommen müssen! Nun ja, passieren denn die Liebesromane etwa den Häßlichen? Und es ist so etwas wie ein Roman, was ich Euch da zu erzählen angefangen habe. War die Beatrice des großen Dante, war die Leonora Torquatos nicht schön? Muß die Muttergottes nicht herrlich gewesen sein? Ich will es meinen! Man braucht nur in die Kirchen Roms zu gehen. Gut, so schön war die Stella auch, und man hätte ebensogut bei ihr schwören und zu ihr beten können, — und doch war sie wieder keiner Madonna ähnlich, die ich gesehen. O, ich weiß wohl warum, warum keiner der großen Meister ein Leben, ein Gesicht getroffen hat wie das ihrige: weil kein Mensch, keine Kunst das machen kann. Ihre Steine lachen nicht, ihre Bilder sehen Euch nicht an, heute so und morgen so, aber stets wieder bis in die arme Seele hinab. Und dann — sie hatte Zähne, — wie kann man sie nur immer mit den bleigrauen, unregelmäßigen Perlauswüchsen eines kranken Seetiers, einer Muschel vergleichen! Es waren eben Mädchenzähne, einer weiß und blank wie der andere, aber von denen man sich, Gott weiß warum, gar zu gern hätte beißen lassen. Und in einem Munde saßen sie, der das ganze süße Gesicht beherrschte und in Be-

wegung setzte, so klein er war. Und was kann so ein Mund alles sagen — heiliger Gott! — Die Händchen unserer Frauen kennen Sie. Und doch arbeiten sie mit ihnen. Hände, als thäten sie zeitlebens nichts Schlechteres, als die schönsten Teppiche weben. Nun ja, Teppiche weben. Ich kann mir nun einmal jemand, der so zierliche Dinge macht und die klugen Fingerchen den ganzen Tag vor Augen haben muß, nicht ohne die schönsten Hände denken. Dann die Füße, — nicht zu klein, wie die Natur sich's hier macht, in den Bergen. Die schwarzen Flechten, fünf-, sechsmal um den Kopf wie eine natürliche Unterlage für alles, was man hier bergauf, bergab trägt, und ein Nacken darunter — aber es ziemt sich nicht, von weiterem zu reden. Die Augen, meint Ihr vielleicht, habe ich vergessen? Augen — bah, ein Narr, wer das beschreiben will, wie sie einen ansahen! Allerdings, auf der Straße hatte sie die Lider stets gesenkt, wenn sie mit hochgehobenem Kopfe dahinschritt; denn seit die Mutter tot war, hatte sie doppelt für ihren guten Ruf zu sorgen. Aber daheim — ich kam hin und wieder hinüber — wenn sie sich mit den beiden Ellenbogen auf den Tisch legte, den Kopf mit den glänzenden Zähnen im Nacken und ein wenig auf die rechte Schulter geneigt, die Brust im weißen, faltigen Hemde vorgestreckt, die Füßchen vorwärts, so fest, als ob sie sich in den Steinboden drücken müßten, und dann die Lippen aufgeschlagen" — der brave Mann schlug ein Knipschen mit den Fingern — „und nun gar diese Augen, aus irgend einer Ecke, in der sie irrlichterten, plötzlich auf Euch gerichtet — Herrgott nein!" Und damit machte der Erzähler eine Pause, als ob er sich der Erinnerung an diese Augen recht eindringlich hingeben wolle.

Der Maler, der schon eine Zeitlang stillvergnügt auf sein Skizzenbuch mehr als auf die verliebte und darum reichlich ausführliche Schilderung Sor Andreas acht gegeben hatte,

blickte auf. Jener starrte in die glimmenden Kohlen. Seine augenblickliche Begeisterung schien bereits wieder völlig verraucht.

„O ja," sagte Hans, dessen klare Augen die seines Gastfreundes suchten, während er langsam mit dem Kopfe nickte, „o ja, daß man in solch einen Schatz verliebt ist, läßt sich begreifen."

Aber seine Blicke fanden die des andern nicht. Vielmehr lächelte dieser schmerzlich und begann in einem stillen Ton, wie vor sich hin fortzufahren.

„Du hast Augen schwärzer als der Pfeffer, Lippen gleich einer Nelke, und wie honigsüßer Duft fließt es von deinem Munde, singen die Leute. O, das ist alles wahr, nur mir gegenüber floß es stets bitter von diesen Lippen. Hört nur weiter. Sie hatte einen Liebhaber, einen Ragazzo, wie wir sagen, — ich meine, Ihr kennt die strengen Sitten unserer Berge. Da ist an nichts weiter dabei zu denken, nicht einmal an schöne Worte oder einen Kuß in Ehren. Genug, daß beide wissen, sie wollen einander, und daß das Mädchen oder die Mutter ihm seine Liebe nicht verbieten. Diese Mutter hatte aber auch wirklich mehr Augen, als man hätte glauben sollen. Und waren diese beiden auch gerade besonders verständig, so ist das doch immer gut. Wie gesagt also — nicht rühr an! — ‚O, sie kann sprechen, mit wem sie will,' sagte er mir eines Tages, ‚nur nicht mit mir, wegen des Geredes schon; denn die Leute haben ja nichts weiter zu thun. Ich bin ihrer sicher, was habe ich da auch noch mit ihr herumzuschwatzen. Das hindert mich nachher auch an der Arbeit; die ist aber doch das einzige, was mir hilft, sie zu heiraten. Und kann ich eines Tages vor sie treten, so genügt's, daß ich sage: Da bin ich. Dann haben wir Zeit genug für alles.' — Höchstens folgte er ihr aus der Ferne mit den Blicken, wußte wie zufällig ihren Weg zu kreuzen, oder half den Mädchen am

Brunnen Grünzeug waschen, um bei der Gelegenheit auch mit ihr ein paar gleichgültige Worte plaudern zu können. Er hatte eine schöne Stimme, der arme Junge, und wußte die Guitarre zu schlagen, daß man meinte, eine Mandoline zu hören. Aber Ihr denkt nun vielleicht, daß er ihr Serenaden brachte — o, er sang wohl abends durch die Straßen oder von der Mauer hinab, wie die andern auch, aber das hätte er nimmer gewagt. Nur einmal, weiß ich, faßte er sich ein Herz und sang der Mutter seine Ritornelle, der Mutter, die so viel Schönheit getragen und geboren hatte. Bald darauf starb die gute Frau, und war das Mädchen früher strenge gewesen gegen ihren Liebhaber, so wurde sie es nun erst recht. Denn an Heiraten konnten sie noch nicht denken, und sie hatte nun ihre Ehrbarkeit vor sich und den Leuten allein zu hüten. Kaum, daß ihr Ragazzo in die Kirche treten durfte, die doch allen gehört, wenn sie die Messe hörte, oder ein Wort hätte an sie richten dürfen, wenn sie für den Vater Wein holen ging. Ja, was ich von dem Vater sagte, der trinkt reichlich und kümmert sich eigentlich nicht im geringsten um seine Tochter. Seinetwegen hätte sie vornehmen können, was sie gewollt hätte. Der Alte war fast blind, und das machte sein Glück, bildete sein Geschäft; arbeiten hatte er von je nichts mögen. Er glaubte was er sollte, wußte den Hut noch tiefer abzunehmen, wenn der Herr Curato vorüberging, als die andern, und so kam es, als der uralte Pio vor Jahren starb, der an der großen Pforte von San Rocco das Recht zu betteln hatte, daß Stellas Vater diesen bequemen Ruheposten erhielt, den einträglichsten in der ganzen Stadt; denn sein Vorgänger, obwohl Krankheit und Bresthaftigkeit ihn häufig von seinem Posten fernhielten, hinterließ über 10000 Scudi, die wieder dem Stift von San Rocco testamentarisch zufielen. Ich selber habe die Angelegenheit geregelt. Weil nun der alte Pippo der einzige war, dem man

in der Stadt Almosen gab, und weil die Bibelsprüche, die er, wenn Leute vorübergingen, herunterbetete, fast lauter solche waren, die von der Liebe zum Nächsten sprachen, so hieß er binnen kurzem nicht mehr anders als ‚il prossimo‘, der ‚Nächste‘, und seine Tochter, die man bisher wohl ihrer unendlichen Genauigkeit, Sauberkeit und Pünktlichkeit wegen ‚la precisa‘ genannt hatte, wurde auch nicht mehr anders bezeichnet als ‚die Tochter des Nächsten‘. Gerade der Tochter wegen wunderten wir uns anfangs, daß er den Posten bekam. Wir meinten, ein kinderloser Mann würde doch vorteilhafter für die Kirche gewesen sein, und konnten uns keinen Vers darauf machen, daß diese auf die einstige Erbschaft solle von vornherein verzichten wollen.

„Jawohl, die!

„Unter den Priestern von San Rocco war damals auch einer, eben jener Curat, ein frecher, zuthulicher Hund“ — der Advokat sah sich unwillkürlich um, ob ihn auch niemand höre, und fügte dann hinzu: „wie sie alle. Nun, der hatte es einzurichten gewußt, daß er der Beichtvater des Mädchens geworden war, und fing auch an, im Hause des Alten ein und aus zu gehen, als ob ihm an dem Seelenheil des Bettlers, der doch fromm genug war, oder an dessen devotem Geschwätz und mäßigem Wein besonders gelegen sei. Es gehörte nicht gerade das Auge eines Jägers dazu, um zu spüren, auf welcher Fährte der lief. Ich merkte auch wohl, wie Felicetto — ihr Liebster hieß Felicetto — düsterer wurde und viel mehr in der Nähe des Hauses herumstrich, als er sonst gewagt hatte, es auch möglich gewesen wäre, wenn er, wie früher, an seine Vigne gedacht hätte. Ich ahnte nichts Gutes und stellte ihn eines Tages zur Rede. Er fuhr heftig auf und sah mich scharf an aus seinen verwachten Augen. — ‚Ihr seid zu alt,‘ sagte er, ‚sonst wäret Ihr der erste für das da‘ — der Aermste hatte die Hand am Messer — ‚aber was spioniert Ihr?

Geht und laßt Euch nicht wieder auf meinen Wegen treffen.‘ Er hatte gemerkt, daß der Pfaff dem Mädchen nachstellte, und ich hätte wissen sollen, daß es keinen Gott gibt, der unsern Jungen in die Liebe und Eifersucht hineinreden kann; ich hätte dazu schweigen sollen, denn nun hatte er nur noch erfahren, daß das auch andern bereits auffiel.

„Denselben Abend noch — der Pfaff war wieder drüben — sah ich den Unglücklichen auf das Dach meines Schuppens steigen, hier unter diesen Fenstern, die ihres Vaters Haus gegenüber liegen — die Liebe hätte ihn nie so kühn gemacht.

„Ich wußte nicht, was ich thun sollte, ich mochte nicht hinaussehen, weder nach den hellen Fenstern drüben, noch nach dem armen Felicetto unter mir. Nur hin und wieder erschien der Schatten seines Kopfes auf den Scheiben dort. Da kam es mir, als ob ich zu aller Besten den Priester warnen müsse. Ich Narr wollte den Schutzengel dreier Italiener machen.

„Als ich durch die Hinterthür auf die Straße trat, war Felicetto von seinem Späherposten verschwunden. Gott mag wissen, was er gesehen hat, jedenfalls war es genug. Nur das weiß ich, daß es nichts Schlechtes von ihrer Seite gewesen sein kann. Aber der Pfaff, wie gesagt, war ein frecher Schuft, der Alte ein devoter, abhängiger Lump.

„Dann hörte ich drüben die Thür gehen, sah das Licht sich bewegen und den Curato, dem der Alte leuchtete, die Treppe herabkommen. Ich sah wohl, daß ihm irgend etwas mißglückt war, denn er machte heftige Bewegungen, hatte den großen Flügelhut ganz hinten im Nacken, und der Alte sah noch zusammengesunkener und unterthäniger als gewöhnlich aus.

„Ich erwartete, daß sie sich trennen sollten. Da verstand ich aus dem leise, aber von seiner — des Pfaffen — Seite heftig geführten Gespräch ein Wort, das mir wie glühendes Blei auf die Seele tropfte: ‚Schwestern vom Herzen Jesu‘.

Dann sah ich nur noch den Alten nicken und dem Priester, der die Bewegung des Segnens machte, die andere herabhängende Hand küssen.

„Mir war plötzlich das Blut in die Augen getreten, und auch ich hatte unwillkürlich zum Messer gegriffen. Mir wirbelte es im Kopf. Sprach er von ihr, der er nachstellte, und dem nahen Kloster? Ah — das Mädchen —, bequeme, gefahrlose Gewalt vielleicht; und das war ja auch der Weg, auf welchem die schönen Scudi, die San Rocco dem alten ‚Prossimo' zu verdienen gab, wieder in den Schoß der Kirche zurückgeführt wurden.

„Ich sah mit halbem Blick den Pfaffen gehen und verschwinden, ohne mich zu rühren. Mir war es wie in einem entsetzlichen Traum, aus dem zu erwachen ich mich vergebens anstrengte. Ich hatte keine Ruhe im Schlaf; alle Augenblick stand ich auf und sah in die Gasse hinab, als müßte etwas Schreckliches geschehen — aber hellblau und sternklar lachte der Himmel. Ich ging in dies Zimmer und starrte nach den Fenstern des Nachbarhauses — alles war friedlich und dunkel. Erst gegen Morgen schlief ich ein. Als mich, ziemlich spät, die Hitze des Tages weckte, sah ich den Pfaffen gesund und heil vorübergehen, der Kirche zu, wo sie eben zur letzten Messe läuteten. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als er unter der grüßenden bunten Weibermenge auf dem sonnenweißen Kirchplatz verschwand. Ich blickte noch erleichtert hinüber — da — heiliger Gott, was war das — ich riß das Fenster auf und hörte es schreien, sah das Gedränge der frommen Frauenzimmer — wie toll, wie ein Hühnerhof, zwischen den der Marder gefahren ist — o Sor Giovanni mio! mir wollte das Herz stillstehen. O ich wußte alles, ich wußte es vorher, was ich jetzt sah: ruhig schritt Felicetto durch die auseinanderweichende Menge, stolz hatte er den Kopf im Nacken, und um die Augen lag es noch wie Dunkel und Blitzen. Sein

blutiges Messer trug er fest und offen in der Hand. Kein Arm rührte sich, ruhig standen die Männer auf ihren Haustreppen. Vergebens war die Nena, des Priesters Haushälterin, auf den Rand des Brunnens am Platz gesprungen, Feuer auf die Stadt herniederrufend, wenn man den Mörder nicht ergreife. Die Theaterscene machte keinen Eindruck, und Felicetto verschwand ungehindert am Abhang.

„Ich war natürlich längst auf der Straße, und ich glaube, ich war der einzige, den er noch ansah, als er davonging. Ich wußte aus dem Blick, daß ich ihn noch wieder sehen würde, den armen Jungen, und ich zitterte für ihn. Wäre er jetzt auf das erste beste Pferd gesprungen, niemand hätte es ihm verweigert, und in einer Stunde hatte er die Sümpfe erreicht und war sicher.

„Als er fort war, erfuhr ich das Genauere der That. Felicetto war dem Priester dicht an der Kirchenthür, mitten unter den auf die Messe wartenden Weibern, die überall tief grüßten, entgegengetreten. Er hatte dem frech Dastehenden laut gesagt, er sei ein Schuft und Mädchendieb, und ob es gleich im Gebot heiße: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Kind — alle hatten die Anspielung verstanden —, so sei er doch als Priester gottlos und eidbrüchig genug gewesen, seine unreine Hand danach auszustrecken. Er war ihm dabei in den Weg getreten und hatte gesagt, Halunken, wie er, dürften nicht in die Kirche, um nicht noch andere Weiber zu bethören. Ihr könnt Euch denken, mit welchem Kreuzen und Segnen die Weiber mir das erzählten. Der Priester hatte ihn einen unverschämten Lügner genannt und ihn mit dem Brevier vor die Brust gestoßen. Noch war Felicetto ruhig geblieben. ‚Ein Wort noch,‘ hatte er mit aufgeregter Stimme gesagt: ‚Was habt Ihr mit der Stella vor?‘ Der Teufel mußte den Pfaffen reiten, daß er gerade in diesem Augenblicke seinen zudringlichen Gegner bis ins Herz verletzen wollte: ‚Was geht's

dich an? Sie wird bei den Schwestern vom Herzen Jesu eingekleidet,‘ sagte er, — da saß der Stich. Vom linken Schlüsselbein ging er hinab, auf gut römisch, und der Diener Gottes rollte fluchend zwischen die kreischenden Frauen, die sofort anfingen, die Zipfel ihrer Taschentücher in das Blut zu tauchen. — ‚Jetzt hört ihr ihm die Beichte,‘ hatte Felicetto höhnend zu den Umstehenden gesagt, ‚er hat's nötig.‘ Und damit ging er. Armer Felicetto — arme Stella!

„In der Nacht darauf war kaum der Mond untergegangen, als es an meine Thür pochte. Ich zitterte, — o, nicht für mich, aber für ihn, denn den ganzen Tag war ein Zusammenlaufen, ein Kommen und Gehen von Gendarmen und päpstlichen Soldaten gewesen; griffen sie ihn aber — so viel Gnade der heilige Vater für die Banditen hat, so wenig, das wußte ich, würde er für den Mörder eines Priesters haben. Zwar war der Curato noch nicht tot — Felicetto hatte doch wohl beim Stechen gezittert —, aber das war gleichgültig. So schnell ich konnte, öffnete ich. ‚Mein armer Felicetto . . .‘ ‚Habt Ihr sie gesehen?‘ unterbrach er mich. — ‚Keine Spur den ganzen Tag.‘ — ‚Laßt mich auf Euer Zimmer gehen, ich muß wenigstens noch einmal ihr Fenster anschauen.‘ — ‚Gewiß, gewiß, Felicetto,‘ sagte ich, ‚aber laßt uns erst in den Stall und einen Gaul satteln, der Sicherheit halber; die Gendarmen...‘ — ‚Ich weiß,‘ sagte er ruhig —, ‚und ich dachte auch, Euch darum zu bitten. Sie sind mir auf der Spur, sie haben mir die Auswege in die Campagna verlegt — die Hunde kennen sie bis auf den letzten so gut wie ich. Aber zu Pferd komme ich durch, denn an die große Straße denken sie am wenigsten. Laßt es dann bei Gelegenheit in Sezza abholen.‘

„Schweigend ging ich mit seiner Hilfe den Gaul satteln. — ‚Du willst in die Sümpfe, jetzt?‘ fragte ich noch einmal in meiner elenden Stimmung. — ‚Natürlich,‘ antwortete er, ‚wohin denn sonst? Es ist in dem Fieber draußen sicher.

Und darum werde ich auch schon Gefährten finden,' — er setzte das bitter hinzu — ,die feigen Caccialepri wagen sich ja nicht hinaus. Und zum Herbst treffe ich's schon — etwa ein neapolitanisches Boot oder andere, die dort an der Grenze Bescheid wissen, — wer weiß, was Garibaldi macht, — oder sonst was.'

„Als alles fertig war, stiegen wir nach oben, und er kniete am Fenster hin. Plötzlich fuhr er auf. ,Sie ist drüben; sie betet.' — ,Aber Felicetto,' sagte ich, ,alles ist dunkel.' Schon hatte er das Fenster aufgerissen, und im selben Augenblick sah man in der wenig dunklen Nacht, deren Widerschein drüben die Scheiben matt grau färbte, eine heftige Bewegung, eine weibliche Gestalt. Auch dort wurde das Fenster aufgerissen — wissen Sie von einem Zusammenhang zwischen liebenden Herzen, daß sie sehen ohne die Augen des Leibes? Drüben lehnte sich das arme Mädchen, meine Stella, zum Fenster hinaus, ein Tuch überm Kopf und reisefertig, wie mir schien, — aber Felicetto war bereits hastig zu mir ins Dunkel des Zimmers zurückgetreten. ,Nein, nein,' sagte er, mir eilig die Hand drückend, ,es geht und geht nicht. Sor Andrea, wacht Ihr über sie; Ihr seid gut — Addio!' Und damit hatte er die Thür bereits zugeschlagen — eben jene da, durch die wir eingetreten sind, — und ich hörte ihn wie rasend die Treppe hinabstürzen. Ich fühlte mit ihm, welche Sorge ihn trieb. Die Stella hatte sicherlich die unsinnige Absicht, mit ihm in die Sümpfe zu gehen, und traf sie ihn noch, so war sie hartköpfig genug, um nicht nachzugeben. Ich lauschte ängstlich. Endlich erklang das Scharren und Sträuben des Pferdes, dann hastiger Hufschlag — an die Judaseisen hatte ich Unseliger nicht gedacht! Diese beschlagenen Hufe zertraten mir das Herz, sie zwangen den heimischen Felsen laut aufzuschreien in die stille, wohlmeinende Nacht hinaus: Felicetto ist da! Felicetto flieht!

„Gott sei Dank, dann schwieg der verräterische Lärm. Aber Felicetto war wohl nur hinter Felsen abgeritten, die mir den Schall entzogen. Denn gleich darauf hörte ich wieder den Galopp des Pferdes, wenn auch gedämpfter. Dann verklang es wieder. Felicetto mußte die große Zickzackstraße erreicht haben, die Ihr heraufgekommen seid.

„Stella, das arme Mädchen, trat kaum einige Sekunden zu spät auf die Straße, ihr Bündel richtig in der Hand.

„Ich hatte keinen Mut mehr, zu nichts. Ich konnte nicht hinaussehen, viel weniger hinuntersteigen. Ich trat vom offenen Fenster zurück und warf mich auf einen Stuhl. Ich glaube, wäret Ihr nicht da, ich wagte nicht einmal mich dieser Minuten zu erinnern. So ging's das ganze Jahr lang — jetzt fließt's über.

„Es war still draußen, wie heute, in der klaren Sternennacht. Man hörte nur die Blasen auf dem Wein zerspringen, den ich mir frisch eingeschenkt hatte. Da, bei Sant Andrea, das war ein ferner Schuß und ein leiser Schrei von der Gasse herauf, dann wieder ein Knall, deutlicher als der erste, und jetzt fünf, zehn, ein ganzes Schnellfeuer.

„Wie ich die Nacht verbracht habe, weiß ich nicht mehr, nur daß ich fortwährend schießen zu hören wähnte und ein blutiges Bild das andere hetzte, daran erinnere ich mich noch."

Der kleine Mann machte erschöpft eine Pause. Bewegt sah der Maler ihn an, der längst zu zeichnen aufgehört hatte.

„Was soll ich Euch noch sagen?" fuhr der Erzähler fort. „Gott ist mit den Starken. Sie waren dreizehn und er einer. Ich sah ihn nur als Leiche wieder — er hatte sechs Kugeln im Leib. Es war ein entsetzlicher Anblick, als sie ihn am andern Morgen auf dem Platz ausstellten. Und wie triumphierend die Hunde nebenher auf und ab schritten, frech wie die Fliegen, die sich zu Tausenden in seine Wunden und das

blutige Zeug setzten. Sie, die bezahlten Totschläger; er ein Unglücklicher. Um den Pfaffen hätte kein Herz geschlagen, um ihn — o!

„Der Priester war übrigens nicht tot,“ fuhr der Erzähler nach einem Seufzer mit tieferschöpfter Stimme fort, „und starb auch nicht. Der Stich war nicht bis ins Herz gedrungen, und seine Pferdenatur riß den Curaten heraus. — Sie ließ man in Frieden — man hatte doch ein zu schlechtes Gewissen. Aber am Tage darauf war sie verschwunden. Und sie blieb es, — lange, lange. Erst nach vielen Monaten — vier Wochen mögen es her sein, kam hier das Gerücht, sie sei in Rom und stehe Modell für die Maler.“

Der Advokat sah fragend nach seinem Gastfreund hinüber, aber der hatte wieder das Skizzenbuch auf den Knieen.

„Der Curat war gerade wieder hergestellt,“ fuhr Sor Andrea seufzend fort, „als das Gerede anfing, — o, man hörte ihn wieder laufen; nur weil er bisher gelegen, war auch alles ruhig gewesen.

„Ich erfuhr, daß er von der armen Seele, von der Tochter eines so frommen Freundes gesprochen hatte, die man nicht im Sumpfe der Leichtfertigkeit verloren gehen lassen dürfe. Der heillose Schleicher!

„Ich bin ohne Zögern am andern Tage nach Rom gefahren und bin seitdem dreimal dort gewesen. Zu hundert berühmten Madonnen habe ich gebetet, hundert Modelle habe ich gefunden und gefragt, in hundert Werkstätten bin ich gelaufen — nichts, nichts hab' ich gefunden. — Ich bin ein Narr,“ sagte der kleine Herr seufzend, „aber hatte ich nicht das Vermächtnis des Toten für mich? Verzeiht mir“ — und damit streckte er dem Maler die Hand über die Kohlen entgegen — „Ihr wißt jetzt alles. Es war etwas Eigennutz bei meiner schnellen Gastfreundschaft, ich bin sonst so einsam, — aber Ihr seid Maler, und wer konnte wissen. . . .“

Hans nickte nachdenklich mit dem Kopf und sah dann den neuen Freund, der die Augen ängstlich fragend auf ihn gerichtet hatte, mit einem Blick an, in dessen Teilnahme sich ein gutes Stück Schalkhaftigkeit mischte, so daß Sor Andrea sich vielleicht beleidigt gefühlt hätte, wenn jener ihm Zeit dazu gelassen. Aber Hans hatte das Blatt, an welchem er bisher hinundwieder gezeichnet, von den Knieen genommen und reichte es nun langsam über das verglimmende Feuer in die dargebotene Hand des Freundes.

„Sor Andrea,“ sagte er, „seht Euch die an. Ist es diese, die Ihr suchet?“

Kaum hatte dieser das Blatt gesehen, als er mit einem lauten Freudenschrei aufsprang.

„Euch sendet mir die Mutter Gottes! O, um aller Heiligen willen, wo ist sie?“

Etwas wie Mitleid glänzte wieder in dem munteren Blick, der noch immer auf dem aufgeregten kleinen Herrn ruhte.

Ist es nicht so natürlich, sagte sich Hans, daß alle sie lieben? Aber daß dieses Mädchen dich wieder lieben könnte, ärmster Andrea — schwerlich, schwerlich!

„Lieber Freund,“ begann er darauf laut, — „die, die Ihr sucht, suche ich auch. Seid nicht plötzlich so traurig und vor allem seid gut gegen mich“ — er reichte dem anderen wieder die Hand hinüber — „wir sind beide nichts weiter als Freunde des schönsten und besten Mädchens. Wir haben beide, denk' ich, nur einen Wunsch: sie ihrer Freiheit wiederzugeben. Nur hab' ich, wie mir scheint, etwas mehr Zuversicht, sie aufzufinden. Nicht nur, weil ich praktischer bin als Ihr, sondern weil ich an den Grundsatz glaube: was man will, das kann man. Außerdem noch aus allerhand kleinen Gründen, die Ihr hören sollt, wenn Ihr Geduld habt. Ist sie auch zum zweitenmal verloren gegangen — seid nur ruhig,

gebt mir die Hand und laßt uns treue Bundesgenossen sein. Es — es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn zwei Willen zweier Männer nicht erreichen sollten, was sie wollten. Wir haben uns überdies so merkwürdig gefunden."

Sor Andrea hatte sich wieder gesetzt und sah seinen Gast mit einem hilflos fragenden Blick an.

„O," sagte er dann plötzlich, mit einer Art bedingungsloser Entschlossenheit — „Gott helfe Euch, Euch und mir, was Euch auch immer hierhertreibt . . ."

„Der andere, der Priester, hat mehr Glück gehabt als Ihr," warf der Maler ein, „und ich bin — sozusagen — mit schuld daran. Ich bin gekommen, das wieder gut zu machen."

Sor Andrea schenkte das Glas seines Gegenübers fast heftig voll: „Auf gute Freundschaft, und wenn Ihr mir das Schlimmste berichtet. Wenn es not thut, rechnet auf Andrea Manucci. Ich bin nicht reich, aber es läßt sich manches glatt machen und durchsetzen mit dem, was mir geblieben ist."

Der Maler drückte dem aufgeregten Manne noch einmal kräftig und herzlich die Hand. Dann sagte er:

„Laßt das alles beiseite, Sor Andrea. Ehe wir von weiterem reden, bin ich Euch die Fortsetzung der Geschichte schuldig, die Ihr angefangen habt."

Hans Helm zündete sich eine neue Zigarre an, und nachdem er eine Zeitlang stillvergnügt wie ein Mann, der in einer Ueberzeugungssache recht behalten hat, ins Feuer gesehen, begann er aufschauend:

„Eine halbe Ewigkeit lang hatten wir Scirocco gehabt; da wache ich eines Morgens auf, — helle Frühsonne liegt auf den Dächern, die in meine Fenster hineinsehen! Während ich mich sonst bis gegen neun Uhr entschlußlos im Bett herumwälzte, hatten meine Knochen heute keine Ruhe, und im Nu war ich angezogen. ‚Tramontana', sagte ich mir, ‚Tramontana',

sagte mein Diener, den ich in seinem dunklen Vorzimmer aus dem Schlafe störte — ‚aber wohin wollt Ihr so früh? Etwa Eidechsen greifen?‘ Im Nu war ich die anderthalbhundert Stufen meines Turmes hinunter — ich war früher österreichischer Pensionär und wohnte noch im Palazzo Venezia, — und nun durch die morgenfrischen, wehenden Straßen gestrichen! Endlich komme ich in die Via Felice — Ihr kennt sie, die von der spanischen Treppe nach der Piazza Barberini führt und in ihrer oberen Hälfte Sistina heißt — nun, ich sehe im Vorbeigehen auf den Stufen von San Ildefonso allerlei Volk und bekannte Modelle schlafen. Ein kleiner sechsjähriger Bub in Schaffelljacke und Kniehöschen, mit dem ich seit einigen Tagen arbeitete oder vielmehr spielte, rieb sich gerade die Augen. Ich nahm den Halbschlafenden auf die Schultern und galoppierte mit ihm zur Fontana — der alte Triton spritzte uns vor dem frischen Wind seinen Sprühregen schon von weitem entgegen — und fing an, das Bürschlein und mich mit dem kalten, frischen Wasser zu waschen. Als ich aber wieder aufsehe von der Brunnenschale, die Augen noch voll Wasser, und den schreienden Pepino wieder auf den Boden setzen will, steht mir ein Mädchen gegenüber, wie wir im Begriff, sich den Schlaf aus den Augen zu waschen — aus was für Augen!

„O verflucht — denke ich — ist die schön! Und ohne mich weiter zu besinnen, sag' ich zu ihr: ‚Es ist frisch, dies Wetter. was? Man bekommt wieder Lust, zu arbeiten. Hast du Zeit, heute auf mein Studio zu kommen, da und da? Ich brauche just einen bösen, farbigen Kopf wie den deinen. — Jawohl — keine Antwort. Statt dessen sah sie mich an, so fest, so kurios, ja, wer sagen könnte, wie? Der Bub kam mir zu Hilfe. — ‚Ja,‘ sagte er, ‚die nimm, mit der will ich zusammen bei dir arbeiten. Ich habe heute nacht schon mit ihr geschlafen, und sie hat mir ihr Tuch um den Hals gebunden, weil es kalt

war, — sieh nur!' Darauf sprang er zu dem Mädchen hinüber und zupfte sie vergnügt. ‚Du,' sagte er, ‚das ist schön, gehen wir zusammen. Er malt immer kleine Ciocciaren und hübsche Ciocciarenmädchen,' — und was weiß ich, was das Kind weiter schwatzte. Denn Ihr könnt Euch denken, daß die stolze Manier, mit der sie sich gar nicht um mich kümmerte — sie fing an, dem Buben mit der Schürze das nasse Gesicht zu trocknen — mich inzwischen ärgerte. — ‚Ja, mein Schatz,' sagte ich kurz, ‚wenn du nicht magst, laß es bleiben. Der Hof wird bei mir nicht erst lange gemacht. Vielleicht arbeitest du nur mit Herren, die in Glacéhandschuhen malen. Laß es dir gut bekommen. Aber laß dir wenigstens auch etwas Manier bei der Gelegenheit beibringen. Pepino, daß du mir heute zur rechten Zeit kommst!' Und damit ging ich.

„Ich hatte mehrmals Lust, wieder umzukehren, denn ich konnte sie prächtig gebrauchen. Sie war wirklich auffallend gut gewachsen. Wie da Arme und Brust und wieder Brust und Hals zusammen saßen, aus wie breiten Flächen dies Gesicht zusammengesetzt war — wir Maler sehen dergleichen auf den ersten Blick. Aber ich dachte an die Herren Fremdenmaler, die sie gewiß wieder in den Fingern hatten und verdarben.

„Einen Augenblick ärgerte mich's um den schönen Rassekopf, im nächsten aber dachte ich: Was geht's dich an! Bist du doch kein Mädchenseelsorger. Und ich ging meiner Wege. Ja, solche Menschenkenner sind wir manchmal!

„Als ich zwei Stunden darauf ins Studio zurückkam, fand ich den Buben bereits vor und begann zu malen. Der saß heute aber noch weniger still als je. Fortwährend erzählte er mir von dem ‚hübschen neuen Mädchen', die so gut sei, aber viel zu ernst und nie lache, soviel er sie auch gekitzelt habe, und so weiter.

„Endlich hatte ich ihn einigermaßen ruhig; da klopft es,

und, stellt Euch vor — sie tritt ins Zimmer. — ‚Ihr wolltet mich heute morgen — ich schlief noch halb — wenn Ihr mich noch brauchen könnt ...‘ Ich erfuhr später, daß sie erst in der Nacht in Rom angekommen war, und begriff dann, wie sie zu dem Entschluß Zeit gebraucht hatte. Daß sie ihn überhaupt zu fassen gewagt, wurde mir, nachdem ich das Mädchen einigermaßen kannte, erst sehr allmählich begreiflich, als ich nämlich von ihrem ganzen mutigen Selbstvertrauen einen Begriff bekommen hatte.

„Einstweilen sah ich nur ein, daß sie trotz der mangelnden Uebung ein ausgezeichnetes Modell war. Sie fand jede Bewegung von selbst besser, als sie einem vorgeschwebt hatte; und sie saß! — ja, dabei zeigte sie allerdings mit einer Statue Aehnlichkeit. Und da es ihr keineswegs um andere Künstlerverbindungen zu thun war, so haben wir fast dreiviertel Jahr alles mögliche miteinander gearbeitet.“

Der Advokat seufzte vernehmlich, als der Maler hier eine Pause machte und eifrig an seiner verlöschenden Zigarre zog. „O,“ fuhr dieser fort, „hier gibt's nichts zu seufzen, Sor Andrea. In den ganzen acht Monaten, von denen hier die Rede ist — haben wir — kaum achtmal länger miteinander gesprochen — als — nötig — war, um uns über meine Intentionen zu verständigen, — oder als der Unterricht — erforderte, — brennt die hart, die Zigarre, — den ich ihr der Abwechslung halber im Lesen und Schreiben gab. Sie hat mich mit ihren Augen allein in Schranken gehalten, von denen gerade ich das Gegenteil fürchtete. Aber um vorwärts zu kommen, will ich's kurz machen. Es ist auch nichts Erfreuliches dabei, denn nun kommt's ähnlich wie in Eurer Geschichte: wieder einer von der Geistlichkeit.

„Da war nämlich in San Marco — die Kirche liegt in unsern Palast hineingebaut — ein Kirchendiener, ein Sakristan, ein schöner Mensch, groß wie ich und auf der Straße gekleidet

wie ein vornehmer Abbé. Glänzend schwarze, wohlgekräuselte Locken trug er, auffallend lang, den Hut blank und elegant mit einem gewissen modischen Schick, den ganzen Leibrock so knapp und gut gemacht, daß er die vollen Formen des wohlgepflegten Körpers zeigte, das Mäntelchen in schönen Falten zierlich überm Arm. Nur auf seinen zu großen platten Füßen war es etwas plump zu gehen.

„Seine Mutter, wie ich erfuhr, hielt eines jener merkwürdigen Gewölbe im Borgo Santi Apostoli, wo ein papierner Hampelmann und einige Heiligenbilder nebst Rosenkränzen im Schaufenster hängen, und wo drinnen nicht für fünf Franken Ware zu finden ist. Die Verkäufer aber sehen höchst elegant und zufrieden aus, und der Laden ist stets voller Priester.

„Sein Vater war nämlich ein Kardinal — so wenigstens sagte man. Es hatte auch nur an der Faulheit des Jungen gelegen, der das Priesterexamen nicht machen wollte, wenn der Alte ihn in solcher Subalternstellung versorgen mußte.

„Uebrigens regierte Don Nicodemo — er ließ sich natürlich Don nennen — in San Marco, und selbst der Pfarrer fürchtete sich vor ihm. Das hielt jenen indessen nicht ab, meinen Franken Trinkgeld zu nehmen, wenn ich den Tag über in der Kirche gemalt hatte. Er war vielmehr gegen diese kleine Vergütung wirklich äußerst brauchbar. Eigenmächtig schloß er, wenn ich kam, die Thüren, und mir war's natürlich recht, daß ich ungestört blieb. Er brachte mir Feuer für meine Zigarre, besorgte ein prächtiges Kardinalskostüm und setzte sich höchst selber wohlgefällig in der väterlichen Pracht auf den alten vergoldeten Stuhl, den ich malte. Mein Vorwurf war, wenn ich als Maler sprechen soll, ein möglichst klar und hoch gestimmter Accord in Rot. Als Vorwand benutzte ich die bekannte Feierlichkeit, die der Großpönitentiar einmal des Jahres abhält: die Beichte der Todsünden, von denen er allein zu lösen vermag. Schließlich erbot sich mein braver Sakristan

sogar lachend, mir auch die nötigen Todsünderinnen zu verschaffen.

„Ich verzichtete höflichst auf diesen Dienst, brachte aber von nun an die Stella mit. Ich habe sie nie gezwungen, Charakterköpfe zu schneiden oder gar Seelenstimmungen auszudrücken, die ich ihr fern glauben mußte, und die doch schließlich fürs Modellsitzen niemand bei der Hand hat. Aber ich wußte längst, wenn ich sie ganz sich selbst überließ und sie mich fleißig hinter der Leinwand glaubte, daß auf ihrem in sich hineinträumenden Gesicht eine Skala von Ausdrücken zu belauschen war, wie man sie in den schönen mädchenhaften Zügen nur mit Schrecken wahrnahm, nach deren Ursprung ich sie indessen nie gefragt hatte. Jetzt erst kenne ich die Bilder, die in dieser Seele aufstiegen, wenn sie hie und da plötzlich ganz die Todsünderin schien, die ich brauchte — Schauder, Haß und Rache, in kaum verhaltener Glut.

„Eines Tages hatte ich die Zeit verschlafen. Ich kam später als gewöhnlich und durch die Thür, welche vom Palast in die Kirche führt, nicht wie sonst, vom Spaziergang heimkehrend, durch das große Portal.

„Schon hinter dem schweren Ledervorhang höre ich Lärm. Ich neugierig hinein. . . . Ich hätte Euch das Bild nicht gönnen mögen, Sor Andrea. Denkt Euch — oder nein, denkt's Euch lieber nicht, es vergiftet das Blut — also hinter einem umgestoßenen Betschemel steht das Mädel, die Stella, mit zerrauftem Gewand, bleich und — ja wieder wie eine Statue — die große Nadel, die sie des Kostüms halber in den Flechten trug, in der Faust, die Haare herabgefallen, und der wackere Diener der Kirche, dieser große feige Goliath, vor ihr, drei Schritte ab, heftig in den Taschen suchend.

„Beruhigt Euch, lieber Freund, ich kam völlig zu rechter Zeit, um das wilde Tier niederzuschlagen. Er hatte zwar inzwischen sein Messer gefunden, und ich merkte das erst, als

ich es aus seiner Faust fliegen sah und das Mädchen — sie — Stella — sich plötzlich schreiend auf mich stürzte und ihren Mund auf meinen Arm preßte, um das Blut, das ich jetzt dort hinabrieseln sah, zu stillen.

„Vorhin, während der Gefahr, hatte sie mit keinem Muskel gezuckt,“ sagte der Maler nachdenklich langsam, und er schien bewegt dabei — „jetzt war sie nur ein zitterndes Kind. Sie, die ich nie berührt hatte, ließ sich willenlos auf mein Zimmer tragen. Sie fieberte, sie war zu keinem selbständigen Schritte fähig, und ich merkte wohl, daß Blut schon einmal in ihrem jungen Leben eine eingreifende Rolle gespielt hatte. Die Arme! Erst heute nach Eurer Erzählung begreife ich ihre Aufregung ganz, als sie zum zweitenmal den Verteidiger ihrer Ehre bluten sah.

„Mit dieser Stunde, muß ich Euch bekennen, Sor Andrea, hat sich unser Verhältnis etwas geändert. Sie war wie ausgewechselt. Nicht nur, daß sie mich ängstlich pflegte, bis der dumme Arm heil war — sie hatte überhaupt ihre ganze Unnahbarkeit abgelegt und ich fühlte ihre Augen öfters mit seltsamem Ausdruck auf mir ruhen, — nichts als Dankbarkeit, Sor Andrea — sie sah hin und wieder noch traurig aus, wenn sie in Gedanken versunken dasaß, aber jenen Ausdruck tödlichen Hasses habe ich nicht wieder an ihr beobachtet. Es war in diesen Tagen, wo sie mir wenigstens ihren Namen und Heimatsort bekannte und der Nachstellungen Eures saubern Pfarrers erwähnte, vor denen sie geflohen sei. Von Felicetto allerdings hat sie mir nie gesprochen.

„Und nun kommt der Schluß. Eines Tages blieb sie aus. Ich, der ich nie Veranlassung gehabt, nach ihrer Wohnung zu fragen, wurde von Tag zu Tag ratloser. Mir fiel zwar mein Freund von San Marco auf, der unter dem seidenen Tüchelchen, welches ihm die gutgetroffene Schläfe verhüllt hielt, so giftig vergnügt hervorgrinste, als er mir an einem nächsten

Tage auf der Treppe vorbei mußte; aber mir kam der Gedanke nicht, daß dieser verächtliche Geselle die Hand im Spiel haben könne.

„So vergingen noch wieder zwei Tage, während derer ich erfolglos in der ganzen Stadt suchte. Da hatte mein braver Sakristan sich den Genuß seines Triumphes nicht länger vorenthalten können. Ich sah ihn aus der Stube unseres Portiers herauskommen, als ich in den Palast trat, und dabei grüßte er mich zum erstenmal wieder, so daß ich verwundert stehen blieb und Lust hatte, ihm das ein für allemal zu verleiden. Ich sah ihm noch nach, weil ich hoffte, er solle es wagen und sich umschauen, als ich die Stimme unseres Cerberus hörte, der mich bat, doch gütigst seine neuesten Arbeiten begutachten zu wollen. Der Brave ist nämlich Kollege von mir und malt in seinen Mußestunden und seiner dunkeln Hausmeisterstube nach alten quadrierten Kupferstichen entsetzliche Heiligenbilder.

„Während ich etwas zerstreut seine gutgemeinten Sünden betrachtete, merkte ich, daß ihm heute was anderes auf der Seele brannte. Und richtig, die Frage: ‚Was gibt's Neues, Christoph?' genügte. — ‚Ja,' sagte er, ‚hm,' und nahm eine Prise, — ‚da ist so zum Beispiel die Stella, die ja gar nicht wiederkommt.' Und nun erfuhr ich unterm Siegel der allertiefsten Verschwiegenheit die ganze schändliche Geschichte, die mein sauberer Sakristan endlich auf diesem Wege an meine Adresse brachte. Zu ihrem, Stellas, Glück, denk' ich. Seid ruhig, Sor Andrea, es ist weiter nichts, und wir machen alles gut. Christoph erzählte mir mit hoch hinaufgezogenen Brauen, daß mein Modell von zwei Gendarmen abgeholt sei. Der Herr Curato ihrer Heimat, von wo sie entlaufen, habe das pflichtvergessene Mädchen reklamiert. Man wolle nicht, daß die arme Seele hier zu Grunde gehe, man denke eher an ein Kloster und dergleichen mehr.

„Ja, Sor Andrea, diese schwarze Gesellschaft hält unglaub-

lich zusammen, und in so einem bloßen langen Rock steckt eine Macht, die einem manchmal unheimlich vorkommen könnte. Aber ich meine, diesmal will ich ihnen doch zwischen die Karten schlagen, daß sie das Spiel vergessen sollen.

„Am nächsten Morgen nach dieser Nachricht, um damit zu enden, kaufte ich ein tüchtiges Campagnapferd und ritt zu Euch heraus. Denn wo sollte sie wohl anders sein, als hier oder in der Umgegend. Und das sind die Winterstudien, die ich zu machen habe. Der Anfang ist gut, Sor Andrea. Daß ich einen gefunden, vor dem ich nicht mehr zu lügen brauche, und nun gar Euch, das ist mehr als eine günstige Vorbedeutung für mich, der ich doch sozusagen ins Blaue hinausgeritten bin."

Der andere ging längst mit Schritten, so groß er sie machen konnte, im Zimmer auf und nieder, fluchend, die Faust ballend, ganz Aufregung, kurz, wie ausgewechselt, während der Maler erzählte. Jetzt reichte er ihm die Hand und sagte: „Hier ist sie nicht, Signor ‚Anße', so viel ist sicher. Und wo wir sie finden sollen, ahn' ich nicht. Denn bei den Schwestern da in der Nähe ist sie kaum, — ich hätt's erfahren, wißt Ihr. Aber, daß ich mit Euch habe zusammentreffen müssen, das gibt mir ein merkwürdiges Vertrauen. — Es ist Mitternacht vorüber, laßt's uns die Nacht beschlafen. Morgen brauchen wir unsere zehn Sinne."

Hans Helm schlief in dieser Nacht gegen seine Gewohnheit wenig und lag bald kreuz, bald quer in dem fast quadratischen Bette. Nicht, daß er die zweifelnde Sorge des andern geteilt hätte. Er war an Gelingen gewöhnt und mit seinem heutigen Erfolge vollauf zufrieden.

Aber er war zu ehrlich, um nicht nach dem Blick, den er in die Seele seines neuen Freundes gethan, volle Klarheit von sich zu verlangen.

Hans Helm, sagte er sich, Hand aufs Herz. Bist du

nur als höhere Gerechtigkeit gekommen, die sich nicht lädieren läßt? Zum Teil schon. Oder hat diese starke Willenskraft des Mädchens dir imponiert, haben ihre romanhaften Schicksale dich interessiert, und macht es dir nun Vergnügen, zwei Priestern ihren Brei zu verderben? Auch das läßt sich nicht leugnen. Oder liebst du sie? Antwort! Du bist sie dem braven Sor Andrea morgen früh schuldig — für dich hätte sie immerhin bis nach dem Gelingen Zeit gehabt.

Und nach einer Stunde etwa, in der er sogar einmal über den kalten Steinboden barfuß ans Fenster gelaufen war — lag doch ihre Wohnung gegenüber —, glaubte er sich schlüssig und alle die Ausflüchte und furchtsamen Unehrlichkeiten, welche ihm seine Lage dem Gastfreund gegenüber zuschob, beseitigt: er liebte sie nicht. Gewiß, er hätte diesen harten Kopf, dies krause Herz gerne sich zu Füßen gesehen. Er konnte sie auch sicherlich lieben, — aber noch liebte er nicht so, daß er sie haben mußte, und nun wollte er nicht mehr. Er konnte sie noch völlig ruhig mit dem Freunde glücklich sehen. Es war seiner Meinung nach nicht einmal das dabei, was man Entsagung nennt, — eine Sentimentalität, von der er kein Freund war. Ob sie wollte, war allerdings eine zweite Frage, die aber nicht ihn, sondern den Sor Andrea anging. Er trat ihm freundlich entgegen, als dieser am nächsten Morgen Kaffee und Pfeifen brachte, und reichte ihm die Hand.

„Kommt ins Freie,“ sagte er, — „ich habe meine Hälfte von den zehn Sinnen, mit denen wir arbeiten werden, beisammen, und somit habt Ihr davon fünf und zwei Arme mehr zu Eurer Verfügung als bisher. Was mit solchen rechten Dingen zugehen kann, Sor Andrea, das soll geschehen.“

Sor Andrea schüttelte den bärtigen Kopf.

„Wozu die Täuschung, Freund?“ sagte er. „Ich habe meine Fünfzig auf dem Nacken; — Ihr seid frisch und jung

wie sie; wozu Entsagung oder Selbsttäuschung von Eurer Seite! Laßt mich! Wozu neues Unglück über unser armes Mädchen bringen? Ich habe mir's überlegt: sie liebt Euch. Daß ich für sie nichts bin, das zu begreifen habe ich Zeit genug gehabt, und mit den Spinnen in meinem Kopf ist's ausgefegt. Aber Ihr kennt Andrea Manucci schlecht, wenn Ihr nun glaubt, daß er darum weniger bereit sei, zu thun, was nur einer thun kann. Hier" — er griff sich an die Brust — „dies bißchen Herz, was das Leben übrig gelassen hat, das nehme ich und gebe es Euch — da!" — er öffnete die Hand, die der Maler ergriff — „und nun laßt uns gehen, ins Blaue also einstweilen."

Helm mochte einwenden und beteuern, was er wollte.

„Ihr täuscht Euch selbst," sagte der kleine Herr jedesmal, „es wäre schlimm, wenn Ihr Euch nicht täuschtet."

In solchem Streit stiegen die beiden den Corso des Städtchens hinan, um die Bergplatte und das Freie zu gewinnen, als sie sich plötzlich anrufen hörten.

„Sor Giovanni, o, Ans' Elmo!" rief eine Stimme von oben.

„Was gibt's, Sora Ersilia?" fragte Manucci aufsehend.

Aber die Ruferin war bereits vom Fenster verschwunden.

„O, Ersilia," sagte Hans Helm lustig überrascht.

„Ihr kennt die Sora Mililotti?" fragte der kleine Advokat, heftig den Arm seines Begleiters fassend.

„Heißt sie jetzt so?" fragte dieser nachlässig; „ob ich sie kenne? Und wie! Sie war lange Zeit eins der besten Modelle in Rom, ein gutes, originelles Mädchen."

„Ja, ja, sie ist mehr Römerin als Ciocciarin," erwiderte der andere, zerstreut nach der Hausthür schauend. „Die Mutter, die selbst Römerin ist, trennte sich von ihrem Mann und nahm das Mädchen mit in die Stadt. Das ist nun in Rom, wie so manches aus unseren Bergen, unter den Malern

herangewachsen. Erst seit einigen Jahren ist sie hier an einen Bauern verheiratet und eine wider Erwarten tüchtige Hausfrau geworden ..." Der kleine Herr schwieg und winkte grüßend mit der Hand. Eine hübsche, halb städtisch gekleidete junge Frau, der die Lebhaftigkeit, mit welcher sie die Thürstufen herabgesprungen kam, wegen ihrer Fülle etwas schwer wurde, kam jubelnd auf den Maler zu, das halb von kurzgeschnittenen Stirnlocken verhängte Gesichtchen vor Freude noch tiefer gefärbt als sonst.

„O, Sor Giovanni! Wo kommt Ihr her? Jetzt soll meine heilige Ersilia auch wieder ihren Ehrenplatz haben. Ich hatte sie nämlich seit dem Sommer auf den dunkeln Boden geschickt, weil sie nicht auf unsern Wein geachtet und ihn hatte verhageln lassen. Sie muß sich wohl da oben, und um diese Hexenzeit, fürchten und thut nun Wunder. Aber, seit wann seid Ihr hier, Giovanni? O, jetzt kommt nur gleich mit hinauf ... Was, Ihr wollt nicht? Ich erzähle Euch auch die Geschichte vom armen Prinzen und der Henne, oder von Madama Piccinina und ihrem Floh, oder was Ihr wollt ..."

Das alles sprudelte in einem Römisch hervor, mit einem Umfang von Tönen, daß der bloße Reiz des fließenden Wohlklangs genügte, um zu erfreuen. Dabei allerdings kam es hier aus dem pikantesten, reizendsten aller Mäulchen, — „immer originell und gedankenlos", wie Helm zu sagen pflegte.

Sie lachte und hatte bereits die Hand des Malers ergriffen.

„Kommt, kommt! Oder seid Ihr stolz und schlecht geworden? Ich werfe meine Santa Ersilia ins Feuer, wenn sie mir nicht bitten und durchsetzen hilft, daß du kommst, Schlechter, Häßlicher. Du sollst wenigstens meinen Mann und meine beiden Kleinen sehen. Nicht wahr, Sor Andrea, er kommt?"

„Gewiß, gewiß, Ersilia,“ sagte der Maler, vergnügt sich wehrend. „Nur gönne mir zwei Schritte mit Sor Andrea. Ich lade mich bei dir zum Kaffee ein.“

Die junge Frau suchte noch scherzhaft zu schmollen, als sie aber sah, daß ihr Freund Ernst machte, ergab sie sich lustig und ließ die beiden grüßend und winkend weitergehen.

Kaum hatten diese der Nachschauenden den Rücken gekehrt, als der Advokat des andern Hand ergriff.

„Beim Blut Gottes,“ sagte er, „mit Euch ist der Himmel. Wißt Ihr, daß die Schwester ihres Vaters die Haushälterin unseres Curaten von San Rocco ist?“

„Ah!“

„Und dann ist sie aus dem nahen Giulianello gebürtig, in Chia verwandt! — in irgend einem der benachbarten Nester könnte aber doch unser Schatz verborgen sein. Ja — wenn über unsere Stella irgendwo etwas zu erfahren ist, so ist's durch die Sora Ersilia. Sie ist nicht fromm, im Gegenteil, — aber der Pfaff ist auch in sie vernarrt, und sie als eine kluge Frau versteht ihn zu behandeln, daß es eine Freude ist. Sie hat hier so eine Art von Privilegium für Ausgelassenheit und ist mit aller Welt gut Freund, die einzige Frau sicherlich, die nie zankt, die alle kennt. Wenn Ihr deren Vertrauen gewinnen könntet, Sor Giovanni ...“

„Vertrauen! Gewinnen!“ sagte der Maler lachend, — „lieber Freund ...“

„Ich verstehe; um so besser!“

Bald nach Mittag stieg Hans pfeifend die Treppe zum Hause der Sora Mililotti hinauf.

Draußen schon hörte er ein lustiges Trällern und dazwischen jenes tolle, herzliche Lachen, das ihn so oft belustigt hatte. Ersilia unterhielt sich wieder auf eigene Faust.

Von der Außentreppe trat man direkt in den Wohnraum. Lachend blieb der Maler auf der Schwelle. Ersilia

stand mitten in dem einfachen Zimmer, zwei Puppen von Kindern auf dem Tisch vor sich, denen sie die tollsten Komplimente machte.

„O, Giovanni!“ schrie sie jetzt auf, den Freund gewahrend — und ihn den beiden großäugigen Geschöpfchen vorstellend, sagte sie mit vollendeter Grandezza:

„Meine allergnädigsten Prinzessinnen von Velletri und Monte Fortino, erlauben Sie, daß ich Ihnen Herrn Giovanni, genannt ‚Anselmo‘, vorstelle (sie hatte sich das aus ‚Ans’ Elm‘, wie sie ihn aussprach, zurecht gemacht), den ersten Maler der Christenheit. . . . Du, Giovanni, ich dachte nämlich gerade an die dumme Geschichte, wie wir bei dir das Wachsfigurenkabinett aufführten und ich den ‚sorprendente pesce che canta‘ machte — der gerade auf unserer Piazza del Tritone gezeigt wurde — und da mußte ich lachen und meine Erbtöchter hernehmen, die noch rein wie Wachspuppen aussehen, gerade so wie jene, die du mir aus Deutschland mitbrachtest und die schrie und die Augen zumachte . . . nicht wahr, ich bin noch immer närrisch . . .“

„Närrisch wie immer,“ sagte Hans. „Noch immer das tolle Lachen, der aufgeworfene Mund . . .“

„Den keiner von euch berühmten Malern treffen konnte —“

„Noch immer hin und her gerauscht, als ob wir Schleppkleider trügen und die ganze Welt nur da wäre, um uns — je nach der Bekanntschaft — zu bewundern oder auszulachen. Du bist übrigens hübsch geworden, Ersilia.“

Sie sah ihn lachend an.

„Jetzt kommst du mir mit deinen Komplimenten. Jetzt habe ich wohl zu früh geheiratet? Ja, nun ist’s doch mal zu spät, Teuerster, das hättest du früher sagen sollen.“

„Ja, Beste, ich meinte, du wolltest keinen Bauern, keinen Mann mit fünf bis sechs Franken täglich. Darauf hab’ ich mich verlassen.“

„Bah, wenn man älter wird, denkt man daran, daß man einmal still werden muß. Aber — es ist so wunderschönes Wetter draußen . . .“

„Aha, noch immer die alte Lust am Spazierengehen?“

„Willst du? Willst du mich ausführen? — Ich erzähl' dir auch, was du willst.“

„Allen Klatsch deiner neuen Vaterstadt?“

„Ja, was gibt es hier anderes? Aber komm, komm! Willst du? Hurra!“

Wie ein Kreisel drehte sich Ersilia händeklatschend um sich selbst. Als sie wieder stand, glänzend vor Freude und Bewegung, wäre sie dem alten Freunde fast um den Hals gefallen. An beiden Händen zog sie ihn zur Thür.

„Ja so, das Tuch!“ — Das schwarze römische Tuch war bald umgeworfen, gegen die Wintersonne schützten die dicken auf dem Kopf in Flechten zusammengelegten Haare. Die junge Frau nahm den Arm des Malers, und die beiden gingen, Ersilia stolz wie ein Pfau, aber glücklich schnatternd wie eine Ente, dem Thore des Städtchens zu.

„Nun sag mir aber auch, was du hier zu suchen hast, Giovanni?“

„Studien, mein Schatz; aber ich sehe, hier ist wenig. Ich brauche Altertümer, Zerfallenes.“

„O, du weißt, wie sehr auch mir die Altertümer gefallen! Ich mag nur noch die Antike leiden, von der ich mal gar nichts verstand. Das Moderne mag ich gar nicht mehr, das ist so häßlich neu und weiß und langweilig. Aber morgens, wenn mein Mann mich zu früh weckt, sehe ich aus dem Fenster und sehe zu, wie die Sonne aufsteht und so schön und langsam in meine leere Straße kommt und auf den alten antiken Bogen der Papacqua scheint, daß ich mit ihm sprechen möchte, so lebendig wird er, und dann hole ich mir meinen antiken Pupazzo“ — Hans erinnerte sich, daß sie

irgend einen kleinen bärtigen Bacchuskopf fast ohne Gesicht besaß — „und küsse ihn und unterhalte mich mit ihm, bis meine eigenen Puppen zu schreien anfangen. Aber sonst ist hier wenig Antikes.“

Der Maler kannte seine frühere Freundin zu gut, um sie irgend in ihrem Geplapper zu stören. Jetzt fand er auch schon den Faden wieder.

„Gibt's denn hier in der Nähe nichts? Du mußt doch Bekanntschaften haben in ... zum Beispiel in Chia ...“

„O Chia! Das ist wundervoll. Ich war zum letztenmal da vor vier Jahren, um die Zeit der Leibwehpflaumen ...“

Hans setzte sich auf ein Stück der großen Cyklopenmauern, deren Reste den Burgfelsen, der die Stadt überragt, krönen. Die Aussicht war wunderweit und nur von einem schiefen Kirchlein und einer noch schieferen Cypresse, wie Ersilia sagte, „manieriert überschnitten“; sie war interessant genug, um den unvermeidlichen Redefluß der jungen Frau, die sich's neben ihm bequem gemacht hatte, wie er auch ausfallen mochte, zu überstehen. Indessen ging es diesmal gnädig ab.

„Sieh nur,“ sagte sie, mit dem Finger auf die nahen Ausläufer des Gebirges deutend — „das da unten — nein, das da, der Haufe dort an der Ecke — das ist's. Als Mädchen ritten wir immer hin, um die Leute dort auszulachen. daß sie in einem so jämmerlichen Nest wohnen. Etwas anders ist es freilich geworden, seit die Tante sich da in der Nähe ein Gut gekauft und den großen zweistöckigen Palazzo gebaut hat; die hält sich nun Pferde und Esel und Kühe und Hühner und alles, was ein Mensch, der's brauchen und zahlen mag, sich halten kann. Aber ihre prachtvolle Aussicht haben sie noch, auf viele schöne Kastelle und auf die Berge und auf den Fluß, der immer Zickzack macht, wie eine Eidechse (und ihre Finger fuhren husch, husch durch die Luft) aber ich möchte es doch einmal wiedersehen, — weißt du, ich veranstalte eine große

Partie dorthin. Wir gehen alle zusammen mit Eseln und mit Don Elia, dem das so wie so recht ist, denn ... ja, sag mal, was machen eigentlich die Modelle in Rom?"

„Was denn? Was hat der Herr Curato in Chia? Einen Schatz?"

„Ich will wissen, was die Modelle in Rom machen."

„Hm, wenn du nicht böse werden willst — eine war da, — es ist nie ein schöneres Mädchen in Rom gewesen. Schade, daß du sie nicht mehr gekannt hast; aber sie kam erst lange nach dir — bei mir hättest du sie sonst natürlich kennen lernen können."

„Ah," sagte Ersilia mit halb komischem, halb wirklichem Aerger — „also schon wieder verliebt, mir untreu geworden ..."

„O, du hast immer den Vorzug! Willst du, so gib das Mäulchen her."

„Ruhig! Bist du närrisch? Ich bin verheiratet — das ist ein- für allemal vorbei."

„Nun also — siehst du? Du hast einen andern, ich eine andere."

„Hm ... du hast recht. Das versteht sich von selbst."

„Nur, daß ich die meinige nicht haben, nicht wiederfinden kann. Sie haben sie mir gestohlen."

„O! das wird hübsch — entführt! Mich haben sie nie gestohlen."

„Und ich habe es so oft gewünscht!"

„Schlechter, Häßlicher!"

„Nun, nun, laß nur gut sein, meine hübsche Silia. Aber apropos — was hast du mit dem Curaten? Ich habe so allerlei gehört ... du bist fromm geworden?"

„Ich? Bist du toll? Weil Don Elia so eine Art Onkel von mir ist? Bah, der saubere Avvocato sollte sich schämen, so schlecht von mir zu sprechen. O, du müßtest sehen, wie

wir uns mit dem Faun von Pfaffen amüsieren. O, o, — er macht mir den Hof ... es wäre köstlich, wenn du das sähest. Wir essen öfters miteinander, — aber fromm, mit dem? Ich beichte nur noch selten, wegen der Verwandten, und dann ganz schnell und wenig. Zu anfang machte er mich rot, daß ich mich schämte. Dann wurde ich wütend, denn er fragte immer weiter und frecher. Hast du ihn mal gesehen? Er kommt mir immer vor wie ein Pfefferfresser, und von Zeit zu Zeit schmeckt er so inwendig, als ob er sehr was Schönes auf der Zunge hätte, und schließt dabei die Augen. Er denkt dann natürlich nur an seine Mädchen — die er möchte."

„Silia, ich will dir was sagen. Du bist eine verständige Frau, — du kannst mir mein Mädel wieder anschaffen helfen."

„Ich? Hurra! Romangeschichten, Geheimnisse! Wenn man verheiratet ist und selbst nicht mehr Liebe machen darf, muß man andere zusammenbringen. Ich mache die Kupplerin für dich — wo ist sie?"

„Nicht nötig, Teuerste," sagte der Maler lachend, „du erinnerst dich, das besorge ich allein. Aber — ehrlich — ich glaube, daß dein treuer Quasi-Onkel sie in seinen Klauen hat ..."

„Ooh — die Stella ...?"

„Du könntest dich in den Stadtrat wählen lassen, Silia."

„Hm — dumm sind wir nie gewesen. Aber die, die wäre die hübscheste von ganz Rom? Bah! Sie ist ja kalt wie eine Tote und hat zwei schwarze Flecke statt der Augen und schon eine Falte auf der Stirn. Sie weiß gar nicht, was Lachen ist. Der Curat ist just so ein Narr wie du, aber er ist doch wieder gescheiter, denn er sagt, daß sie in ein Kloster gehört. Da gibt's auch nicht viel Haare abzuschneiden; denn du glaubst doch nicht, daß die Masse echt ist? Und zwei Liebhaber hat sie auch schon gehabt, — davon hat dir dein sauberer

Sor Andrea wohl nichts erzählt? Ja, er war eben der eine, und ist's noch, wie mir scheint; und die eigenen Sünden beichtet man nicht. Sogar eingesteckt ist er schon worden, weil er im Verdacht war, dem Felicetto fortgeholfen zu haben; es hat ihn ein Pferd und Geld genug gekostet, den Narren."

„Silia, Silia, ich denke, du darfst nicht mehr eifersüchtig sein . . .?"

„Hm," sagte sie errötend und den Kopf in den Nacken werfend — „du, sieh nur die Hummel, sieht die nicht aus wie ein fliegender Esel, wie ein Teufel? . . . Und da die Jungen mit dem Esel — was die in ihrer Dummheit für hübsche Sachen machen . . ."

„Noch immer halb Malerin," lachte Hans; „du hast recht Silia. Aber jetzt sei verständig, hör zu . . ."

„Sieh nur, das ist unser Dom," fuhr sie unerbittlich fort. „Und du, das ist dein Schwiegervater, der alte Bettler da an der Kirchenthür im weißen Cylinder, mit der weißen Weste und weißen Binde und dem langen Olivenrock. Er zieht ihn seinem geistlichen Geschäft zu Ehren an; wenn er außer Funktion ist, geht er in Hemdärmeln. O, der ist fromm! Er wohnt aber auch beim ewigen Vater zur Miete, und was man ihm gibt, gibt man diesem, denn die von San Rocco werden ihn schon beerben. Der alte Esel! Was hat er nun von all seiner Pietisterei? Daß sie ihm die Tochter weggenommen haben und er immer dazu nicken muß, wie deine chinesischen Puppen" — sie machte das natürlich wieder nach — „die sorgte ihm früher für alles, alles; sie führte ein Leben einsam und regelmäßig wie die Kirchenuhr, aber wenn der Alte heimkam, konnte er sich nur so hinsetzen und sich das Essen und Trinken hineinfüllen wie der heilige Vater. Seht Ihr, jetzt ist der alte Schleicher allein. Da hat er seinen Rock auf einen von den alten Thürlöwen — oder sollen es Pudel sein — gelegt und geht sich selber Wasser in seinen Topf holen. O, bravo,

bravo! — und sie klatschte in die Hände — möge es allen so ergehen, die ihre armen Mädchen verkaufen. — Aber sie sollen sie nicht haben, die Halunken; da, meine Hand, du sollst sie wiederkriegen, Giovanni. Dieser häßliche Don Elia — o, wie ich ihn auslachen will! Aber dann darfst du dich beileibe nicht mehr mit Sor Andrea blicken lassen — du wohnst bei ihm? Ah, du mußt gleich ausziehen. Ich gebe dir ein Zimmer."

„Aber, Silia, was sagt dein Mann?"

„Bist du toll? Willst du denn nicht begreifen, daß ich jetzt Frau bin! Meinst du, daß wir in Rom sind oder daß er seine Berge so wenig kennt, daß er seiner Frau nicht trauen sollte? Geh!"

Die beiden hatten sich wieder auf einen der riesigen Mauerblöcke gesetzt, neben denen sie bisher hingeschritten waren und die sich bis hinüber zogen, wo der cypressenumstandene Dom von San Rocco aus zwei geraden Alleen immergrüner Eichen herausschaute.

Die junge Frau hatte angefangen, lebhaft und in ihrer langen Art das zu erzählen, was der Maler bereits von Manucci erfahren. So hörte er denn nur mit halbem Ohre zu, und während er mechanisch den Sonneneffekt von San Rocco zeichnete, der mit seinen scharfen Baumgruppen auf dem weiten, lichten Himmel halb dunkel, halb blitzhell über der Tiefe stand, sann er dem Gehörten nach und über neue Pläne.

Das hatte eine Weile so gedauert, da sah er plötzlich auf. Seine Nachbarin sang, statt zu erzählen.

Er sah ihr fragend in das ruhige Gesicht. Sie sang unbefangen und leicht mit den Achseln zuckend weiter.

„Was fällt dir ein, Silia?" fragte er jetzt lustig, — „spielt die Spieluhr das Stück nicht ganz? Warum plötzlich ein anderes?"

„Heilige Maria und Joseph," sagte die junge Frau, —

„meint Ihr, daß Ihr zeichnen sollt, wenn ich Euch erzähle? Ich will, daß Ihr zuhört. Schickt sich das anders? O, seit ich aus Rom weg bin, ist gar keine Ordnung mehr in Euch Malern.“

Helm klappte lachend das Skizzenbuch zu und Ersilia erzählte weiter.

„Und seit acht Tagen ist sie wieder hier. Denn die Tante Nena und der alte Prossimo und alle sprechen plötzlich wieder nur von ihr und ihrer armen Seele, und Don Elia kommt fast gar nicht mehr aus dem ‚Schmecken‘ heraus. Das heißt, hier im Ort ist sie nicht, sonst wüßt' ich's. Aber ich erfahre schon, wo sie sie einstweilen untergebracht haben; — am wahrscheinlichsten, denk' ich mir, ist Chia. Nun laßt aber auch Eure Sachen schnell von Sor Andreas Hause holen, Giovanni, ich richte unterdessen Euer Zimmer her. Ihr begreift jetzt, wenn Ihr zugehört habt, daß der Priester nichts von der Bekanntschaft zwischen euch beiden wissen darf. Seit wann übrigens steht ihr beiden Nebenbuhler in Gastfreundschaft? Seit wann setzt sich Sor Andrea selber die Motten in den Pelz?“

Hans erzählte der jungen Frau darüber auf dem Heimwege, was ihm passend schien.

Dem Advokaten kam er, wie dieser selbst sagte, vor wie ein Goldschiff aus Indien, oder wie ein Engel mit einer geretteten Seele, als er ihm seine Neuigkeiten und Aussichten auskramte, und der aufgeregte kleine Herr umarmte den Maler einmal über das andere. Die Notwendigkeit des Umzugs hatte ihm selber bereits schwer auf der Seele gelegen; nun war auch das schon glatt geordnet und geschickter, als unser Herrgott selbst es hätte machen können. Nachdem die Osterie des Gevatters Giuseppe und das Ave Maria ein- für allemal für die weiteren Zusammenkünfte der Verschworenen bestimmt war, trennten sich die Freunde eilig; denn noch schlief der Priester, der sonst seine Augen überall hatte, und überhaupt waren um

diese frühe Nachmittagsstunde möglichst wenig Menschen und gar keine Weiber auf der Straße.

Hans fand einen lichten, großen Raum, sauber als Gastzimmer hergerichtet. Daß er etwas nach Trauben roch, die an der Decke trockneten, und nach Aepfeln, die jetzt in einer Ecke zusammengeschüttet lagen, störte ihn nicht.

An den Wänden hingen allerlei Skizzen von seiner eigenen Hand, die Ersilia sich bei Gelegenheit hatte schenken lassen, ein Porträt von ihr, das er vor Jahren gemalt, und eine Reihe von Photographien guter Freunde aus Rom. Alles das hatte er vorhin im Wohnzimmer der Familie gesehen; nur hatte sein eigenes Bild schnell einen besseren, etwas zu großen Rahmen bekommen, aus dem irgend ein Heiliger hatte weichen müssen.

„Die gute alte Ersilia!“ — dachte der Maler erfreut — „wie manche, die Moral feil hält, die Elle zu so und so viel, könnte sich an ihrer mühelosen Selbstbeherrschung und schmiegsamen Zufriedenheit ein Muster nehmen, wie manche könnte sie um ihre Laune und ihren göttlichen Leichtsinn beneiden, mit dem sie das Widersprechendste so sorglos zu vereinen weiß. Flatterhaft und treu wie Gold, — wo findet sich diese köstliche Legierung sonst noch? Ich wüßte auch keine zweite, die so sehnsuchtslos in der Erinnerung einer freieren, lustigeren Vergangenheit lebte und die zugleich so jedem Augenblick das für ihre Laune Nötige abzugewinnen verstände. Wohl ihr!“

An diesem Nachmittag lernte Helm auch den glücklichen endgültigen Besitzer dieses Schatzes kennen, der mit der Ersilia heraufkam, um dem unerwarteten Gast seine Freude auszudrücken über die Ehre, die seiner Frau und seinem Hause durch ihn widerfahre. Er war ein großer, breitschultriger Mann, gelb und schwarz im Gesicht wie ein Spanier, auch Bart und Haar kurzgehalten, — im übrigen aber, trotz der kräftigen Züge, gutmütig und vergnügt, wie Hans auf den

ersten Blick erkannte. Er trug den fast krempenlosen Spitzhut im Nacken, die Hemdärmel hoch über die braunen Arme aufgestreift, — seine Frau hatte ihm nicht einmal Zeit gelassen, die Schürze abzunehmen. Man sah ihm trotzdem an, daß er seine Arbeit für sich selbst that, und daß er hauptsächlich schaffte, weil er es so gewohnt war und seine Kraft Beschäftigung brauchte. Zum Herren-Spielen schien er nicht viel Anlage zu haben. Dem Maler wurde ohne weiteres das einfach harmonische Verhältnis zwischen den zwei verschiedenen Leuten klar und verständlich.

„Du, Marcuccio," sagte die junge Frau lachend, „das ist der Signore, zu dem ich zuletzt noch ging, als er sein großes Bild malte, worüber du Narr so rabbiat wurdest, daß wir uns fast die Freundschaft gekündigt hätten, die damals erst anfing. Ich hatte so viel mit ihm gearbeitet, und gerade, als er den Schluß aus alledem ziehen mußte, sollte ich ihn allein lassen! Wenn er heute ein berühmter Herr ist," setzte sie mit einer Verbeugung hinzu, „so hat er mir das zu danken, was, Giovanni?" Damit reichte sie ihm die Hand. — „So, und nun kommt zum Abendessen."

Widerreden half nicht. „Der alte verliebte Verschwörer kann warten," sagte Ersilia, als Hans ihr leise von seiner Verabredung mit Manucci sprach. Auch ihr Mann erklärte sich für beleidigt, wenn der Gastfreund nicht erst einen Bissen in seinem Hause äße.

„Nach Tisch wird Marco Euch hinbringen," setzte Ersilia hinzu, „Ihr fändet's nicht allein. Wenn er Euch gegen die Sitte nicht Gesellschaft leisten kann, so verzeiht das, Giovanni; — wir müssen heute abend für Polenta sorgen und noch backen, Marcuccio, damit unser Gast nicht sagt, er habe gehungert bei uns."

So hatten die beiden Freunde, als sie sich in der Osterie des Compar Giuseppe trafen, wenigstens eine Stunde für sich.

Als später Dico-dico und die übrigen Stammgäste kamen, fanden sie den Advokaten in besserer Laune als je, und hätten den Maler dafür aus Dankbarkeit fast in Wein ertränkt.

Infolge dieser gemeinsamen Ueberlegung gab Hans den Gedanken selbständiger Nachforschungen in der Umgegend auf, wenngleich er sie mit Hilfe seines Pferdes ziemlich weit und gründlich hätte ausdehnen können. Statt dessen malte er friedlich alte Baracken und cyklopisches Mauerwerk, so wenig ihn das sonst interessierte. Und als bereits am folgenden Tage der Herr Curat hinter seine Staffelei trat, seine Bekanntschaft suchte und leise zu sondieren anfing, hielt er sogar völlig still und, wie er später gegen Sor Andrea äußerte, fast ohne das Bedürfnis, den Schwarzen einfach an der Gurgel zu packen und über den Felsen hinabzuwerfen. Das Lügen war ihm, seiner Aussage nach, in der Atmosphäre dieses Mannes ordentlich leicht und natürlich angekommen: er war Landschafter durch und durch, brauchte keine Modelle, war auch stets nur kurze Zeit in Rom, meist, wie jetzt, unterwegs. Das war doch gleich ziemlich gründlich gelogen.

Als Don Elia ihn am andern Nachmittag wieder auf dem Burgfelsen besuchte, fing er sogar seinerseits an, bei dem geistlichen Herrn leicht nachzufühlen. Er hatte sich, wie er sagte, gerade in den Kopf gesetzt, den Charakter dieser kleinen Bergnester, je zerfallener desto besser, zu studieren. Er hatte von der Sora Ersilia, bei deren Mutter er früher in Rom gewohnt, von einigen besonders merkwürdigen Steinhaufen der Umgegend reden hören — die Namen hatte er nicht behalten — und er gedachte namentlich eines nächster Tage aufzusuchen, in welches ihm seine Wirtin Empfehlungen mitgeben wolle. Vom Herrn Curato hoffe er ähnliche Liebenswürdigkeit.

Der war denn auch Feuer und Flamme für den Gedanken. Es quoll nur so aus seinen dicken, ungeschickten Lippen. Er war mit einer Menge von Fingerzeigen bei der

Hand und zu den umfassendsten Empfehlungen bereit. Er hatte wenigstens für Wochen hinaus das herrlichste Studienmaterial für den Maler. Aber unter allen den Städtchen, Dörfern oder Tenuten, in deren Lob er sich erging, — und Helm war überzeugt, daß kein anderer Name der ganzen Umgegend auf zehn Meilen hinaus fehle — befand sich der eine Name Chia nicht.

Unterdessen betrachtete Hans, indem er von Zeit zu Zeit von der Leinwand zu dem neben ihm Stehenden aufblickte, seinen Freund. Merkwürdig! Die Ersilia hatte er an einen Pfefferfresser gemahnt, ihn erinnerte er bei jedem flüchtigen Blick wieder an ein Krokodil. Er versuchte es in Gedanken, die Karikatur des Priesters zu zeichnen, und es half nichts, es mußte ein Krokodil werden, wenn er die wirklich charakteristischen Züge dieses Kopfes suchte und übertrieb.

Er überlegte hin und her, wie der gar nicht häßliche kräftige Mann dazu komme, solchen Eindruck zu machen. Die allerdings kleinen, beweglichen und leidenschaftlichen Augen unter der niedrigen, zurücktretenden Stirn konnten es nicht sein. Auch eine solche Stirn steht — wie Figura selbst wieder zeigte, — bei vorgekämmtem Haupthaar nicht schlecht. Der Mund mit den breiten, zu vollen Lippen war es doch auch nicht — aber richtig, was Ersilia von dem „Schmecken" sagte, brachte ihn auf den rechten Weg; die Kiefern oder Kinnbacken waren enorm ausgebildet, und der Curato hatte die Angewohnheit, damit zu schnappen.

Indessen waren jene eigenen Experimente des Malers längst von dem Geschick und den Verbindungen der Ersilia überholt.

Sie kam jetzt mit einer andern Frau, wie im Spazierengehen begriffen, aus dem Städtchen herauf und sprang, als sie der beiden ansichtig wurde, so schnell und beweglich es ging, auf sie zu. Der Herr Curato begann schmunzelnd einen

Saltarello zu pfeifen, als er die muntere junge Frau herankommen sah. Aber die Melodie verging ihm schnell, während der Maler seinerseits Grund genug fand, sie fortzusetzen. Sora Ersilia rief ihnen nämlich schon von weitem mit unmöglich geheuchelter Freude zu, daß sie und Tante Nena, des überraschten Herrn Curato Haushälterin, für morgen und übermorgen eine Eselpartie nach Chia arrangiert hätten. Er, Don Elia, müsse auch mit, sonst beleidige er sie alle beide. Wenn er solche bösen Gesichter schneide, sähe er unausstehlich alt und häßlich aus. Was übrigens Signor Giovanni anlange, so solle er ihnen draußen das Haus der Tante Pascuccia abmalen, und Tante Nena habe auch bereits einen leeren Rahmen dafür.

Die andere, eine nicht mehr jugendliche, aber höchst energisch dreinschauende Frau, bestätigte das in jeder Beziehung, und Hans, der inzwischen sein Malgeschirr zusammenpackte, säumte, sobald er zu Worte kam, keinen Augenblick mit den umfassendsten Versprechungen.

„Räumt Ihr ihm die Spinnen aus dem Kopf, Sora Nena,“ sagte Ersilia, der andern, die sich auch bereits mit ihrem Herrn Pfarrer zu schaffen machte, zuwinkend. Und während sie den freien Arm des Malers nahm, gingen jene bereits vorauf.

Don Elia hatte völlig seine Galanterie für Sora Ersilia vergessen. Er ging mit großen Schritten voran, lebhaft gestikulierend und alle Augenblick stehen bleibend, während seine Gefährtin ruhig weiter ging und seine Heftigkeit mit Achselzucken erwiderte.

Hans stand noch immer still, als erwarte er die umfassendsten Erklärungen seiner Freundin.

Ersilia zog lachend ihren Arm wieder aus dem seinen.

„Du thust ja, als ob du mir Liebeserklärungen zu machen hättest. Vorwärts! Warum bleiben wir zurück?“

„Mach keine Geschichten, Silia, ich höre dir ein andermal gern wieder zu, aber heut ist meine Geduld von der Neugier zu einem Spinnwebsfaden ausgereckt."

„Ja, was denn?"

„Aber, du begreifst doch, daß ich Neuigkeiten will. Weißt du etwas über die Stella?"

„Hm — o, sieh nur, wie hübsch das Motiv da ist — die dunkle Eichenallee mit der weißen sonnigen Aussichts-balustrade am Ende, was? Hier könnte man eine Dame in Trauer spazieren gehen lassen, — das gäbe ein Bild . . ."

„Ersilia!"

„Ah, auch noch ärgerlich? Sieh nur, wie absichtlich und gesucht die beiden Cypressen dort den hellen Himmel über-schneiden."

„Aber, zum Teufel, erzähl . . ."

„O, was denn, Signore? zum Beispiel die Geschichte von der Madama Piccinina und ihrem Floh? Es war einmal eine ganz, ganz kleine Frau, so klein . . ."

„Du bist hier draußen ganz Bäuerin geworden."

„O, umgekehrt. Aber gut, etwas Ernsthaftes. Es war einmal ein ganz unausstehlich, ganz unhöflich neugieriger Maler . . . Wenn man so verliebt ist, wie du, Teuerster, so zeigt man's wenigstens nicht immerfort einer alten Freundin, die alles für einen gethan hat — ja brumm nur —" und sie machte lachend sein Achselzucken nach, mit dem er still-schweigend antwortete.

„Also, morgen gehen wir nach Chia und Stella ist dort," sagte der Maler nach einer Pause. — „Was weiter?"

„O, ist das noch nicht genug?"

„Vollständig, vollständig, Schatz," entgegnete jener lachend, „— das verdient schon mehr Küsse, als ich übrig habe, — aber ich mußte es doch erst wissen."

Ersilia stimmte lustig in sein Lachen ein und erzählte

nun, ohne abzureißen, wie sie sich hinter Tante Nena und deren Schwächen gesteckt und alles erfahren habe: daß nämlich die Stella einstweilen von ihrem Vater zur Tante Pascuccia in Chia gegeben sei, um dann in ein benachbartes Kloster zu gehen; daß sie durch das Versprechen des Bildes die Eselpartie durchgesetzt habe u. s. w.

Hierauf ging es, mittlerweile wieder dicht hinter dem Rücken des voraufschreitenden Curaten, an ein Ueberlegen und Ratschlagen. Aber hier schien Ersilias Führerschaft aufzuhören und die Hegemonie des Malers anzufangen. Die junge Frau vertrat nämlich entschieden das Abenteuerliche und Opernhafte. Zum wenigsten wollte sie eine Entführung im eigentlichsten Sinne des Wortes, mit ergreifendem Effekt. So redete sie hin und her, und Hans versprach alles mögliche und bedauerte nur, daß er nicht das nötige Ritterkostüm und die unerläßliche Tenorstimme habe. Er schlug der kleinen dicken Frau vor, sie möge als Page und Liebesbote verkleidet schon diese Nacht voraufreiten und bei der Schönen ins Fenster steigen. Kurz, er hielt seine Freundin bei völlig guter Laune, ohne auf irgend einen ihrer Pläne einzugehen.

Aber jetzt kam ihr doch ein praktischer Gedanke.

„Komm her," sagte sie, die andern gehen lassend, „und sieh dir dort drüben die Straße an, die sich nach Chia hinauswindet, durch den Buschwald. Bis zu den Bäumen dort auf dem Felsen kannst du sie verfolgen. Das sind die Apfelbäume Mangiagnocchis — das heißt Fra Girolamo heißt er eigentlich. Und der ist ein geschworener Feind Don Elias. Er hat sein Kirchlein dort auf dem halben Weg nach Chia, an einer Waldwegkreuzung, und wer weiß, wozu er euch, oder sagen wir uns, nützlich sein könnte."

Hans erfuhr nun, daß sie einen ordentlichen, echten Eremiten hätten, eben in der Person Fra Girolamos, den sie wegen seiner Gefräßigkeit und Liebhaberei für Kartoffelknödel

(gnocchi) aber nur Mangiagnocchi nennten. Für Eier, Brot, Käse und Wein, vor allem aber für Kartoffeln, und aus Haß gegen Don Elia, sei das arme Tierchen im stande, tapfer zu werden, wenn es sein müsse.

Dann kam die Personalbeschreibung: er trage das Hemd wie San Giuseppe Labre, das heißt vorne weit offen, und sei eitel auf seine weiße, langbehaarte Brust. Dazu eine schäbige gelbe Kutte mit neuerem, unverblichenem Mantelkragen, einen fuchsigen Hut, zweiseitig aufgerollt, im Nacken und mit langherabhängenden Bändern, wie bei den Matrosen.

Sein Kirchlein führte den anmutig auszusprechenden Namen San Giorgio nella cacca (was aber in ehrlichem, wenn auch leider nicht höflichem Deutsch soviel heißt wie Sankt Jürgen im Dreck). Natürlich war hier die bekannte Geschichte mit dem Lindwurm passiert, welcher der tapfre Ritter seinen Heiligenschein verdankt. Ersilia berief sich dafür auf Tante Nena. Noch heutzutage, sagte sie dem Maler, lese man dort am Tage des Ereignisses Messe. Das Kirchlein sei ferner von den Zweiköpfigen gebaut, die zu jener Zeit gelebt hätten; denn gemauert sei es gar nicht und nirgends. Ferner sei ein Stück davon noch ausgemalt, mit Köpfen, die einem Angst machten und nur aus dem „Mittelalter" sein konnten. Auch hänge des Heiligen Porträt darin, allerdings so häßlich, daß man vor Lachen platzen müsse, „gar nicht wie ein Heiliger, weißt du, sondern wie eine von Sor Federicos Karikaturen."

Im übrigen solle er selber nachsehen. Mangiagnocchi sei zwar selten daheim, sondern meist aufs Terminieren. Darum gingen auch die Stadtmädchen während dessen hinaus in seine Einöde, gäben sich Rendezvous dort, oder trieben Unfug: äßen und tränken in dem Beichtstuhl, der noch da sei, schlügen ihm die Aepfel ab, um Schlacht damit zu spielen,

oder ließen ihm die Vögel fliegen; denn er sei ein großer Vogelfänger vor dem Herrn.

Hans ließ den breiten Redefluß seiner Freundin geduldig über sich ergehen. Aber eine halbe Stunde später war sein Gaul gesattelt, und noch vor Sonnenuntergang hielt er neben dem Kirchlein, band sein Tier an und trat ein. Fra Girolamo war nicht daheim, aber es stimmte, was Ersilia gesagt hatte. Sankt Jürgen, der Patron der Reiter, hing in nicht gerade schmeichelhaftem Buntdruck auf der Rückwand des Heiligtums. Der hölzerne Rahmen um ihn her war allerdings weder lackiert noch vergoldet, aber das bewies nichts gegen die Verehrung, in welcher man gerade hier den Heiligen halten sollte, denn selbst der Heiland genoß nicht größerer Ehren: sein Kruzifix war einfach auf die Wand gemalt. Man brauchte nur das Altartuch anzusehen: es bestand freilich nur aus zerwaschenem Musselin, den aber seit der letzten Wäsche unzählige inbrünstige Küsse mit Fetträndern und Schmutzflecken übersät hatten. Wenn man die Einsamkeit und Abgelegenheit des Ortes in Betracht zog, konnte man nach Hans' Rechnung die letzte Wäsche dieses bemerkenswerten Paraments noch so gerade in die historische Zeit verlegen. Wie lange hingegen die frommen Fliegen dieser Gegend gebraucht haben mochten, um die beiden Filigransträuße in porzellanenen Vasen so gänzlich den oxydierenden Einwirkungen der Luft zu entziehen, konnte Hans — der, wie man sieht, sehr zuversichtlicher Laune war, — mit den ihm zu Gebote stehenden statistisch-zoologischen Kenntnissen leider nicht entscheiden. Jedenfalls ließ man sie zur Rechtfertigung der Bezeichnung „nella cacca“ gewähren.

Denn im übrigen — sagte sich Hans, als er wieder ins Freie trat — lag das Kirchlein wohl draußen, weit vor der Stadt, am Kreuzweg, aber auf sauberem, kapernbewachsenem Fels, zwischen großen Steinblöcken und Apfelbäumen, durch

deren kahles überhängendes Gezweige man oben zierliche helle Wolken und unten weiße Vignenstraßen hinziehen sah, zu den Kastanienwäldchen der Abhänge und hinaus in die weiten pontinischen Sümpfe.

Der „Hühnerstall“, welchen Fra Girolamo Mangiagnocchi bewohnte, wenn er daheim war, that der Lieblichkeit des Ortes durchaus keinen Abbruch; die Vögel, die man darin durcheinander zwitschern hörte, und die Stille des Buschwaldes ringsherum erhöhten sie noch. Dem Künstler entging das nicht, so aufmerksam er sich auch sonst orientierte.

Dann sprengte er heim, fütterte selber sein Pferd und war, noch etwas früher als verabredet, in der Osterie Giuseppes.

Hier besprach er mit dem sehr aufgeregten Freunde, der ebenfalls vor der Zeit gekommen, die etwaigen Möglichkeiten eines Handstreichs. Man sah bei allem Hin- und Herreden jedoch bald ein, daß man sich überall auf ein unberechenbares Gebiet wage, und gestand sich, daß man völlig vom Zufall abhänge. Nur eins konnte man für alle Fälle gebrauchen: die Anwesenheit eines zuverlässigen berittenen Menschen an der Kreuzung bei San Giorgio, wo eine halbe Stunde von der Stadt verschiedene Vignenstraßen und der Weg zur Eisenbahn die Landstraße von Chia trafen. Manucci übernahm diesen Posten sofort und erklärte mit einem Blick, der aussah, als ob vor ihm St. Peters Macht und aller Pfaffen Gewalt in Stücke gehen müsse, daß er jederzeit, selbst für die Nacht, bei Fra Girolamo Unterkunft zu finden gewiß sei. Es genüge ein Wort, daß es sich um einen Streich handle, den man dem Curato spiele. Der Eremit hasse den Pfaffen, der ihm, wo er nur könne, die Einkünfte seines Kirchleins und seines Bettelns schmälere.

Daß Stella, im Falle des Gelingens, nicht wieder in Rom zu verbergen sei, erklärte selbst Sor Andrea. Auch er

dachte an diesem Abend vor der Schlacht ebensowenig wie der Maler an etwas anderes als an den Sieg, wenn es für ihn auch noch zweifelhaft war, ob der folgende Tag ihn bringen oder vielleicht für immer zerstören werde. Der Maler seinerseits lachte. Er hatte auch dafür gesorgt und zwei Pässe beschafft, einen für sich, den andern für ein Modell, welches ruhig in Rom geblieben war. Es handelte sich also nur darum, die neapolitanische Grenze und damit italienisches Gebiet zu erreichen. Zudem hatte er an Gaëtanische Verwalter in Sermoneta und Cisterna Briefe. Man konnte also eilig oder langsam fliehen, ganz nach den Umständen; denn auch das Fieber war im Winter nicht zu fürchten. Manucci, der immer größer wurde, schritt neben dem Freunde her wie ein triumphierender Cäsar, als ob er mit der personifizierten Vorsehung Arm in Arm gehe.

Erst nachdem die Männer sich in der menschenöden Dunkelheit drei- bis viermal wechselweise nach Hause begleitet hatten, trennten sie sich. Ehe er sein Lager suchte, schrieb Hans noch einen Brief nach Sermoneta, den er für alle Fälle seinem Schützling bereit halten wollte. Dann schlief er, wie der Advokat es kaum nach der Entscheidung fertig gebracht hätte.

Die Esel stehen des Winters unbeschäftigt im Stall, Haus und Acker fordern wenig Arbeit und Aufsicht. So ging denn am andern Morgen die Reise vor sich. Ersilia, ihr Mann und Sora Nena zu Esel, der Maler auf seinem Gaul. Er war überrascht, den Curato nicht zu sehen, aber die Tante erklärte ihm, daß der Hochwürdigste die letzte Messe zu lesen habe und erst nach dem Frühstück nachkommen könne. Er werde dann auch den alten „Prossimo“ mitbringen, der seine drüben in der Wirtschaft beschäftigte Tochter zu besuchen wünsche. Für den folgenden Tag habe sich Don Elia ganz frei gemacht und Sor Pippo seinen Posten an der Kirchenthür einem Gevatter überlassen.

Der Weg wand sich lange bergauf und bergab, häufig an kahlen Felsen, auf mühsamen Saumpfaden hin. Obgleich es Winter war, hätte die Sonne unsere Reisenden ermüdet, wenn nicht Ersilia mit tausend Einfällen die Laune munter erhalten hätte.

„Ich kann keine solchen dummen langen Gesichter sehen," sagte sie und sprudelte über von Narrheiten, die bald die ganze kleine Karawane in Unordnung brachten, bald Tante Nena vom Esel fallen machten, bald den Maler in lautes Lachen ausbrechen ließen. Ersilias Hirn war heute doppelt erfinderisch. Denn erstens: eine Entführung, deren Anstifterin sie war, deren Ende noch niemand absah, also auch für sie Ueberraschungen und Aufregung abwarf — das war zu hübsch. Und zweitens hatte sie das ganze lustige Geheimnis zu verschweigen, und das war nur denkbar, wenn sie ihrer Laune ein anderes Ventil öffnete, ein Ausweg, um den sie allerdings nie in Verlegenheit war.

Ueber alledem vergaß sie ganz ihren Freund Einsiedel, der grüßend unter seinen Apfelbäumen stand, an denen er gerade Leimruten ausgesteckt hatte.

Hans war froh und zuversichtlich. Die dunstlose, unbehinderte Aussicht auf das meilenweite Flußthal und die ragenden Bergstädte drüben, an der man hinritt, stimmte prächtig zu seiner frischen Laune. Was werden sollte, wußte er ganz genau, das Wie konnte er nur von der Gelegenheit verlangen. Warum sollte es nicht glücken? War doch bisher alles gelungen. Außerdem waren die Gegner offenbar verdachtlos und hatten ein Verbergen des Mädchens von vornherein aufgegeben. Auch der gefährlichste, der Curat, war, wenigstens zu Anfang, fern. Die Sterne standen also auch für die Fortsetzung schon wieder so günstig wie möglich.

Schließlich aber ging es einer That, einer Genugthuung

entgegen und das hätte einstweilen schon für die Stimmung des Malers ausgereicht.

Erst als man das Nest vor sich liegen sah, wie ein Kohlenmeiler rauchend, an einen kegelförmigen Vorberg gelehnt, — so ein zehn bis zwanzig schwarze Hühnerhäuschen und Taubenschläge, je zwei und zwei übereinander, und auf einer kleinen Ausweitung des Geländes das „große“ weiße Haus der Tante Pascuccia, — erst da dachte er wieder an das Mädchen selbst, in dessen widriges Geschick er heute zum zweitenmal eingreifen wollte, und die Gedanken kamen ihm mit solcher Heftigkeit, daß er seinem Gaul die Sporen in die Seite drückte und fast zwischen die aufkreischenden Frauen gefahren wäre.

Eine Viertelstunde später — nachdem sämtliche kleinen Erlebnisse und Geschichten, die Ersilia über Chia in ihrem trefflichen Gedächtnis hatte, noch einmal an seinem Ohr vorbeigeschwirrt waren — ritt man in den „Palazzo“ der Sora Pascuccia ein. Nahebei betrachtet war dies ein mäßiges Gehöft, nach der Sitte des Landes wohl ummauert, aber unzerfallen. Das zweistöckige, regelmäßig gebaute Wohnhaus entbehrte, außer dem Luxus eines Bewurfs und einer gewissen Sauberkeit der kleinen Fenster, jeglichen Schmuckes. Denn an die freundlichen Farben, welche ihm große Ketten von roten Paradiesäpfeln und Pfefferschoten vor den Scheiben zubrachten, hatten sicherlich weder Baumeister noch Besitzer gedacht.

Der Frau, die den klopfenden Gästen entgegenkam, sah man noch an, daß sie einst in einem Kloster und dann lange in Lazaretten gedient hatte. Es lag etwas Gekniffenes, Altjüngferliches in dem wie von unten zusammengeklappten Gesicht und etwas Steifleinenes in ihrem einfachen farb- und formlosen Anzug. Sie war augenscheinlich verwundert über den Besuch. Als sie aber von der nahen Ankunft ihres

Beichtigers hörte, erlaubte sie sich unverhohlen die Freude, die sie offenbar über den Anblick von Menschen und nun gar eines Fremden empfand. Der Gedanke, ihr Haus abgemalt und in der Wohnung des Curaten aufgehängt zu wissen, erhöhte vollends ihre Gunst für die Ankömmlinge, und sie fand nicht das Geringste dagegen einzuwenden, daß der Maler noch vor dem Frühstück anfing, das Wohngebäude nach allen Seiten zu umstreifen und anzustarren — um den günstigsten Punkt für sein Bild zu finden, wie er sagte.

Sie schloß ihm sogar selbst die Gitterthür auf, durch die man jenseits in den Weinberg gelangte.

Schlüssel spielten übrigens in diesem Hause ganz deutlich eine Hauptrolle, und wenn man den kahlen, hochummauerten Hof zu all den schweren Thüren hinzurechnete, konnte man sich trotz des freundlich weißen Wohngebäudes ganz gut in ein Gefängnis versetzt glauben. Und der Anblick der geräuschlosen Sora Pascuccia störte diesen Eindruck keineswegs.

Als der Maler aus einem der wenigen Fenster an der Hofseite des Hauses zum Frühstück gerufen wurde, hatte er noch nicht das Geringste entdeckt und war unmutig, auch in dem großen, kahlen Eßzimmer, wo bereits alles beisammen saß, die Gesuchte nicht zu finden. Aber Ersilia winkte ihm mit den Augen, und beruhigt setzte er sich zu den andern. Richtig, es blieb ein Platz frei.

Einen Augenblick später wurde die Thür geöffnet. Mit einer dampfenden Schüssel auf den Händen trat Stella ein.

Sie trug die ernsthafte Tracht dieser Berge, nur daß sie bei ihr noch vornehmer aussah als sonst schon: Hemd und Mieder, den engen schwarzen Rock aufgenommen über dem noch engeren grauen, Korallen um den Hals, die prächtigen Haare einfach mit der gewaltigen silbernen Nadel auf dem stolzen Kopf zusammengehalten. Aber dieser Stolz war un-

natürlich und steinern geworden, ihre Lippen schmal und scharf, ihre Augen wirklich nur zwei schwarze Flecken, und die schönen schwarzen Brauen schienen unregelmäßig verzogen und gingen in der Mitte in einen tiefen schwarzen Schatten zusammen. Das Mädchen sah aus, als ob ihre ganze Lebenskraft sich brütend eingesperrt habe in die dunkle Zelle des Herzens, als ob das Blut in den Adern hart und kalt geworden sei — und die kleidsame Form ihres Anzuges änderte nichts an diesem Eindruck.

Statt der Freude flog ein Schatten über das Gesicht des Malers.

Bisher hatte er, um sie betrachten zu können, soviel wie möglich hinter seiner Nachbarin gesessen, und die Teilnahmlosigkeit des Mädchens kam ihm dabei zu Hilfe. Jetzt machte er eine Bewegung und ihre Augen trafen sich.

Die Schüssel schwankte in Stellas Händen. Aber Ersilia, die den Blick nicht von ihr gelassen hatte, war bereits aufgesprungen und versuchte ihr zu helfen.

„Wir beiden jungen teilen uns in die Arbeit — ich leide es einmal nicht, Stella, daß du allein dir die Finger verbrennst.“

„Der Dampf biß mich in die Augen,“ murmelte diese. Ersilia wußte inzwischen soviel Wesens zu machen, daß keiner auf das Mädchen achtete. Auch Hans zog es vor, möglichst gleichgültig zu bleiben.

Als sie sich dann ihm gegenüber setzte, wandte der Maler die Augen auf sie, schon um nicht aufzufallen durch seine Zurückhaltung einem so schönen Mädchen gegenüber. Sie hatte den Blick niedergeschlagen, die Lippen schienen noch schmaler geworden, ihre Bewegungen hatten etwas völlig Mechanisches und nur der Busen verriet eine unterdrückte Aufregung. Vergebens richtete Hans das Wort an sie. Ihre Augen schweiften teilnahmslos an ihm vorbei, wenn sie beim

Ton seiner Stimme aufsahen und sie kurz und klanglos antwortete.

War das Maske? Natürlich, sie mußte wohl argwöhnisch geworden sein und glaubte sich beobachtet. Aber sie wußte nicht, daß der Herr Curat nachkam und vielleicht jede weitere Gelegenheit abschnitt. Er aber mußte auf alle Fälle, auch wenn sie ihm kein Gehör geben wollte, ihr sagen, was ihm inzwischen als das Beste erschienen war. Warum er kam, mußte sie ohne weitere Erklärungen begriffen haben.

Er lenkte zunächst das Gespräch offen und heiter auf sein schönes Gegenüber. Nichts war natürlicher als das. Er lobte ihre stille, sittsame Schüchternheit und vernahm, daß man hoffe, gerade diese werde ihr den Schritt ins Kloster erleichtern, den Vater und Seelsorger von ihr forderten. Er erkundigte sich weiter nach dem Orden, den man gewählt habe, und bemerkte, daß die genannten Schwestern vielfach des Lehramts pflegten. — O, eben deshalb, wurde ihm erwidert, denn Stella sei ein kluges Mädchen und könne lesen und schreiben wie ein Advokat. Der Maler war ungläubig und nahm lachend ein altes Zeitungsblatt hervor, welches er seinem Gegenüber mit der Bitte um eine Probe zuschob.

Stella sah ihn verwundert an, that ihm jedoch ohne Widerrede den Willen.

„Das geht ausgezeichnet," meinte der Examinator, — „aber wie steht's mit dem Geschriebenen? Wartet, versucht einmal das" — und er riß ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche, beschrieb es lachend und reichte es der Sora Nena, um es hinüber zu vermitteln. Er durfte das dreist thun, denn es kommt nicht vor, daß eine ältere Frau in den Bergen Geschriebenes lesen kann. Stella war die einzige, und daß sie es konnte, wußte er: hatte er sie's doch selbst gelehrt.

Stella nahm hastig das Blatt, — sie hatte jetzt offenbar

die Leseprobe verstanden. Ihre Augen schienen ihm eine Sekunde lang aufzuleuchten, dann sagte sie wieder tonlos wie immer: „Ihr schreibt anders als wir Italiener. Es geht nicht. Nein — ich kann nicht" — und dabei reichte sie das Blatt zurück, ohne ihn anzusehen. Auf dem Zettel stand:

„Du wirst heute oder morgen Gelegenheit zur Flucht haben. Ueber das Wie und Wohin später. Gib acht!"

Was Hans von nun an auch versuchte, um sie von den andern zu trennen, war erfolglos. Sie ward bewacht, das war klar, aber nicht erst um seinetwillen. Nein, das Unbegreiflichste blieb, daß sie selbst die Schuld zu tragen und den Freund sogar mit einer gewissen verhaltenen Aufgeregtheit zu vermeiden schien.

Endlich kamen Don Elia und der alte Prossimo auf ihren Eseln an. Hans sah den Vater seines schönen Schützlings zum erstenmal in der Nähe. Der alte Bettler trug einen Bart, von dem man nicht recht sagen konnte, ob er wachsen solle oder nur dreitägig sei, dabei dünn wie das Kornfeld armer Leute, wo man zwischen die unregelmäßig stehenden Halme noch Kartoffeln legen kann. Auch die Brauen saßen ihm zerstreut auf der Stirn. Die Blattern mußten früher einmal rücksichtslos mit Sor Pippo umgegangen sein. Das in die Stirn gekämmte, fast noch schwarze Haar dagegen war fest und kurz geschnitten. Auch wenn er nicht aß, was jetzt allerdings selten vorkam, standen die schmalen, trockenen Lippen weit und mit einem wehmütigen Ausdruck voneinander. Die Nase spielte im Gesicht gar keine Rolle, und die Augen sah man nur, wenn der Alte himmelte, was in den Eßpausen und bei den Reden des Curaten sehr häufig geschah.

Als ihr Vater eingetreten war, hatte Stella seine Hand ergriffen, um sie zu küssen. Der alte Bettler aber entzog sie ihr und griff ängstlich in die Luft nach der des Pfarrers, der

von Stella unbeachtet neben ihm stand; als ob die zu küssen sich doch für seine Tochter besser schicke.

Seine Hochwürden, der mit einem Schwall freundlicher Worte nicht einmal erreicht hatte, daß das Mädchen ihm das Gesicht zuwandte, ging jetzt in einen anderen Ton über. Er tadelte den weltlichen Schmuck Stellas und wies — allerdings liebreich wie immer — auf den nahen Schritt in die Abgeschiedenheit des Klosters hin.

Aber auch diese versteckten Drohungen übten auf das Mädchen keinerlei Einfluß. Als ob sie allein gewesen wäre, nahm sie eine große schwarze Katze auf den Schoß und begann mit ihr zu spielen, freundlicher als mit irgend einem Menschen. Ersilia hatte das zutrauliche Tier an sich gelockt und ihm dann einen Nasenstüber gegeben, so daß es prustend und pfauchend davongesprungen war.

Der Curat, der einsah, daß mit dem Mädchen nichts anzufangen sei, wandte sich endlich mit etwas saurer Leutseligkeit an die andern. Hans, dem Stella immer deutlicher, selbst mit den Augen, aus dem Wege ging, hatte sich ganz auf das Beobachten verlegt. Er zuckte zu Ersilias aufmunternden Blicken mit den Achseln; er zählte, wie oft der Herr Pfarrer innerlich schnappte, wie oft die junge Frau ihm im Gespräch das nachmachte, und wievielmal der alte Bettler himmelte; aber er bemerkte auch, daß Stella, so oft sie sich unbeobachtet glaubte, nach ihrem Feinde hinübersah. Als habe sie sich neues und immer neues Gift an seinem verhaßten Anblick saugen wollen, sagte Hans später.

So kam der Abend. Unser Maler, völlig aus seiner Sicherheit gebracht, zerbrach sich den Kopf mit tausend Konjekturen und machte nur noch die eine Bemerkung, daß für Stella allmählich niemand mehr da zu sein schien. Sie schlug die Augen kaum noch auf, und den Anblick des Pfarrers vermied sie jetzt mit besonderer Aengstlichkeit. Endlich ver-

schwand sie ganz, und nachdem man den Fremden gebeten, daß er den geistlichen Herrn in sein gewohntes Zimmer begleiten möge, trennte man sich. Der Nachtgruß Ersilias war eine höchst verwundersame Gebärde, aus Enttäuschung, Ungeduld und Achselzucken zusammengesetzt.

Die Stimmung des Malers war übrigens auch nicht die rosigste. Er konnte sich absolut keinen Vers darauf machen, warum man aus der Festung dem Entsatz nicht zu Hilfe kam, oder ihn — wenn man jene einzigen Worte Stellas: „ich kann nicht“ zweideutig nehmen wollte — geradezu ablehnte. Aber das war zu verrückt, zu unmöglich; ein Einverständnis mit dem Feinde anzunehmen, wäre noch unsinniger gewesen. Und sollte er wochenlang alte Baracken malen — er blieb hier.

Unter solchen Gedanken war es spät geworden, ohne daß unser Freund hätte einschlafen können. Auch das gesunde Schnarchen seines Stubengenossen störte ihn. Er mußte dabei wider Willen an dessen rohe Lippen und Stellas feinen Mund denken. In solchen Augenblicken richtete er sich im Bett auf und hätte am liebsten seinen sorglosen Nachbar erwürgt. Jeden Frosch, jedes Käuzchen hörte er und verfolgte ihr Durcheinander wie die Gänge einer Fuge, während er sich im Bette umherwarf.

* * *

Stella hatte inzwischen einen schweren Kampf gekämpft und war nach ihrer Meinung damit zum Schluß gekommen.

Es sollte endlich ein Ende haben mit dem Zaudern und Zweifeln, die ihr Hirn zermarterten, die ihr junges, leidenschaftliches Herz herüber und hinüber hetzten, seit sie zum erstenmal die Hand des Priesters gefühlt hatte. Hier, wo sie in Einsamkeit zu dunkeln Zwecken bewacht wurde, hatte sie Muße genug gehabt, sich mit den wechselnden Bildern

schmerzhaft zu befreunden, welche Vergangenheit und Zukunft ihrer wühlenden Phantasie zeigten.

Ein Bewußtsein war es, welches, wie ein Licht auf bewegtem Meer, so oft es auch verschwand, doch immer wieder auftauchend, das Steuerzeichen ihrer Gedanken bildete: das Bewußtsein, daß die Rache für Felicetto in ihr die einzige Vollstreckerin hatte. Hätte er Anverwandte gehabt, es wäre noch anders gewesen. Aber so schrie sein vergossenes Blut nach dem ihren allein, das noch lebenskräftig in Herz und Armen pulste. Auch war dies sein Blut für sie vergossen, und seit jenem Augenblick erst glaubte sie zu wissen, daß sie ihn geliebt habe, wußte sie, was Leidenschaft war. Es war ihr Versprochener und ihr Rächer zugleich, der für sie gestorben — ihr war die Vendetta. So sprach das Blut in ihr.

Als sie damals floh aus dem väterlichen Hause, lag diese Last nicht auf ihrer Seele. Damals galt der Curat noch für einen toten Mann. Es war das Grauen, welches sie hinausstieß aus der Heimat. Ueberall der tote Felicetto, überall, wo sie ihm früher mit den Augen begegnet war; überall auch die blutigen, unsauberen Hände der Sbirren, Gendarmen und geistlichen Richter, die, wie sie wähnte, auch nach ihr griffen. Schon der Selbsterhaltungs- und Freiheitstrieb jagte sie hinaus in die freie Luft der weiten neuen Welt, nach Rom.

Dort hatte sie im Studio Giovannis eine Art dumpfer Ruhe wiedergewonnen, bis sie plötzlich die Nachricht aufrüttelte, daß ihr Verfolger lebe, daß der lebe, um dessen Schändlichkeit Felicetto gestorben, geschlachtet war. Und mit dieser Nachricht — Gott weiß, woher sie kam — trat der blutige Geliebte wieder hart und deutlich in ihre Seele. Sie erwachte, ihr Leben hatte Zweck und Ziel — ihr war die Rache.

Das war die Zeit, wo sie dem neuen Freunde zu seiner Todsünderin saß. Und dann — dann sah sie eines Tages das Messer gegen ihn zücken, sein Blut fließen. Felicetto und er verschwammen in eins vor ihrer Seele, — sie wußte, daß sie den Mann lieben mußte, bei dem sie, die Verlassene, schon so lange eine sichere, ehrliche Freistatt gefunden hatte, den Mann, der sie tagtäglich in seiner Gewalt hatte und diese auch nicht ein einziges Mal zu einem Wort mißbrauchte. Nur seinen Augen hatte er gestattet — dem toten Felicetto gleich — ihr seine Neigung zu gestehen. Und als nun sein Blut floß, für sie, die Arme, da schlug das verhaltene Feuer über dem wieder wach gewordenen Herzen leidenschaftlich zusammen — als sie aus der erlösenden Ohnmacht erwachte, waren die dunkeln Bilder verschwunden; es schien, als ob das Gewitter ihres Herzens ausgetobt habe und eine neue, erfrischte Welt zurückgeblieben sei. Sie konnte wieder lächeln — still in sich hinein, wo ihr Herz in warmer Sonne lag.

Aber dieser schöne Traum sollte nicht länger währen, als Sonnenschein in den Regenmonaten. Als sie schimpflich weggeschleppt war und sich zu des Pfaffen Zwecken eingesperrt sah, brauste es in ihr auf, düsterer, wilder denn je. Nun hatte der Mörder Felicettos ihr auch die Freiheit geraubt — das war die Strafe dafür, daß sie die Stimme des Blutes einen seligen Augenblick lang überhört hatte. Sie wollte keinen Fluchtversuch machen, sie wollte bleiben und ihr Gericht an dem Schändlichen vollziehen.

Aber auch dieser Sturm legte sich mit der langsam fließenden Zeit, in der tötenden Einsamkeit. Wieder und wieder kamen Augenblicke, wo sie Erniedrigung und Gefahr vergaß und nur des Freundes dachte, oder andere, wo sie vor allem die Freiheit und das Leben wiederzugewinnen trachtete. Aber im nächsten Augenblick schlug nach kaum bemerkbaren Uebergängen das Wetter wieder um. Und immer

häufiger siegte in ihr das Pflichtgefühl, wie sie es nannte. An den stets greifbaren, beengenden Stäben ihres Gefängnisses, an der gespenstisch wachsenden Klostergefahr, am Anblick dessen, der nur auf den Augenblick wartete, wo sie ihm widerstandslos in die Hände fiel, sog sich der Entschluß groß, der ursprünglich nur der Rache für Felicetto gegolten hatte. Und die neue Liebe ward mit plötzlichem Sprunge aus einem Hindernis ein Stachel mehr für ihr leidenschaftlich verwirrtes Herz: sie gab ihr das Hochgefühl einer Märtyrerin hinzu zu dem dumpfen Rachedrang, den ihr Blut und Sitte heilig befahlen.

Da plötzlich erschien er, Giovanni selbst — um ihretwillen! Und sie sah, daß die Liebe mächtiger werden wollte als alles, daß ihr ganzes pflichtgemäßes, instinktives Martyrium wieder in Frage gestellt war.

Aber alle ihre Kraft drängte sich in diesen Augenblick zusammen, und was eine Sekunde lang als die Rettung des Priesters erschien, war sein unverzüglich zu vollstreckendes Todesurteil geworden. Nein, die Liebe sollte sie nicht ihrer heiligen Pflicht entreißen. Sie hatte keine Zeit zum Glück.

Sie wollte nicht noch einen geliebten Menschen unglücklich machen; und was konnte sie ihm, dem Lebensfrohen, sein, mit ihren düsteren Erinnerungen, mit ihrer Rachepflicht. Nur eine Sekunde zitterte sie, als sich ihr von drüben die Hand zur Rettung bot und sie dem Freund in das heitere, siegesgewisse Auge sah. Aber sie schloß die Lider, und während Hans sie mit den Augen suchte, kehrte sich ihr Blick nach innen und sah das Bild des blutigen Felicetto, wie sie ihn sah am Morgen ihrer Flucht, wie ein geschlachtetes Tier auf dem Marktplatz liegend. — Und mit hastiger, aber fester Stimme sagte sie darum: „Es geht nicht. Nein — ich kann nicht.“ — Sie wollte sich jede Umkehr abschneiden.

Noch klammerte sie sich an die Bilder ihres Elends, als der Priester heuchlerisch und faunisch wie immer ins Zimmer trat. Sein Schicksal, Entscheidung und Rache ward damit von der Madonna in ihre Hand gelegt. Sie sollte den Entschluß nicht ändern, die Vollziehung nicht aufschieben.

Von nun an sog sie sich Kraft aus dem Anblick ihres Opfers. Sie vollzog das Gericht an ihm wohl zwanzigmal, bis sie sicher war, daß keine Scheu ihre Hand zittern machen werde. Und als sie dessen gewiß war, schloß sie sich ganz ab mit ihrem Innern. Nicht, daß eine Regung des Gewissens ihr das Bild des bereits so gut wie Ermordeten furchtbar gemacht hätte. Sie hatte kein böses Gewissen, sie gehorchte ja nur einer höheren Stimme. Ihre Phantasie hatte jetzt für die Zukunft keine Zeit mehr. Hastige Gedanken an die Mittel zur schleunigen Erfüllung hielten ihre Seele vollauf in Beschäftigung. Sie sah nichts und niemand mehr von diesem Augenblick an.

* * *

Als sie sicher zu sein glaubte, daß alles schlafe, nahm sie Lampe und Messer. Ruhig ging sie der Thür zu, hinter welcher sie ihren Feind wußte. Schlief er? Ja, wenn er auch nicht schlief — und sie verbarg bei diesem Gedanken das Messer in ihrem Busen — sie wollte heute handeln. Mochte er noch einen Augenblick glauben, daß sie komme, weil ihr Widerstand gebrochen sei, um sich vor dem Kloster zu retten, — vorwärts! Als sie aber an der Schwelle stand, lauschte sie doch, und da sie drinnen Geräusch vernahm, ging sie langsam zurück, um eine spätere Stunde abzuwarten.

Sie hatte keine Ahnung, daß es der Freund war, den dort die Gedanken an sie nicht schlafen ließen.

Eine Art von unruhigem Halbschlaf hatte sich inzwischen auf die müden Sinne des Malers gelegt. Mehr aber konnten

seine gesunden Glieder nicht über den außergewöhnlich bewegten Geist erreichen.

Er träumte allerlei verworrenes Zeug: sie und immer wieder sie war das Eins und Alles dieser um ihn wechselnden Bilder. Da war es ihm plötzlich, als empfinde er einen matten Lichtschimmer; — er war in einem weißgetünchten, dorfkirchenartigen Raum; dort neben ihm lag die dunkle Masse des schnarchenden Pfaffen, und hinter ihm stand in roter Flamme der Racheengel, dem Marmor gleich, wie er ihn so oft bei Fackelbeleuchtung in den kapitolinischen Sälen beobachtet. Aber jetzt sah er, daß die Gestalt die Hand vor die Flamme einer Lucerna hielt, und immer mehr und mehr fing sie an, der Stella zu gleichen. Jetzt bewegte sich die Marmorfigur, zog ein Messer aus dem Busen und befühlte die Spitze. Es waren lauter steinerne Bewegungen, und sonst rührte sich keine Falte ihres Gewandes, kein Zug des gemeißelten Antlitzes. Aber nun beugte sich die Statue vornüber, wirklicher Lampenschein blendete ihm die leichtgeschlossenen Augen. Er hörte einen Schrei — das war ein wirklicher Schrei, dort fiel wirklich etwas, und die Gestalt, die dort floh, war wirklich von Fleisch und Blut.

Hans war im Nu aus dem Bette. Eine brennende Lampe stand neben dem unruhig gewordenen Priester auf dem Nachttisch. Er ergriff sie. Ihr Schein fiel auf ein Messer, welches auf dem dunklen Teppichstreif vor dem Bette glänzte. Seine Schlaftrunkenheit wich einer jähen Ahnung. Er stürzte hinaus und rief leise ihren Namen: „Stella! Stella, mein armes, süßes Herz!“ Etwas wie ein leichtes Schluchzen antwortete ihm. Er hob die Lampe und sah ihre weiße Gestalt auf den Stufen der Bodentreppe sitzen.

„Stella,“ flüsterte er, — „um Gottes willen, Stella!“ — und seine Hände rissen die ihrigen von den überströmenden Augen, und während sie immer heftiger schluchzte und willen-

los an seinem Herzen lag, küßten seine Lippen die Thränen von ihren Wangen.

Sie ließ ihn mit seinen Küssen ruhig gewähren. Ohne Herzklopfen hatte sie ihr Werk zu vollziehen gedacht; sie hatte, ohne zu zittern, nach der tödlichen Stelle geschaut — da hörte sie ein Stöhnen, — sie hob die Lampe und sah ihn, den Geliebten ... Kraftlos ließ der Arm das Licht auf den Tisch sinken, ein dumpfer Schrei entrang sich ihrer Brust, und das Messer fiel zu Boden. Einen Augenblick starrte sie noch hinüber zu dem teuren Manne — sie konnte nicht, was sie wollte, was sie auf immer von ihm und dem Leben schied; der Wille schmolz ihr dahin wie Frühlingseis, die Falte wich zwischen ihren Brauen, leise begann es über ihre Wangen zu tropfen. Jetzt bewegte sich der Freund, und schluchzend wie ein Kind stürzte sie hinaus, kraft- und gedankenlos niedersitzend, wo es eben ging. Es waren Thränen der Erlösung, die aus ihr hervorbrachen. Und nun kam er — und sie fand es so natürlich, wie in einem Traume, sie fühlte nur seine erlösende Nähe, sie hielt so still unter seinen Küssen, als falle ihr plötzlich all das betäubende Glück der ersten Liebeserfüllung in den Schoß und ihre Seele sei noch unberührt, heiter und klar. Wie Nacht war die Vergangenheit, waren die letzten Sekunden vor dieser Sonne versunken. Warum dauert die Seligkeit nur so lange wie die Besinnungslosigkeit!

„Willst du fliehen, mit mir fliehen, meine Stella?" fragte Hans.

Und schon tauchte es wieder wie ein Gespenst der Angst auf in ihrem armen Herzen. Sie umschlang ihn heftig, und ein hastiges „Ja, ja" entrang sich ihrer Brust.

„Gleich jetzt, Stella?" fragte er dagegen.

Ihr kehrte allmählich das Bewußtsein zurück. Sie bemerkte den Zustand ihres Anzuges — aber vor wem hatte sie sich zu verbergen!

„Nein, das geht nicht, Liebster," sagte sie, ihn von neuem umschlingend, — „sie halten alles verschlossen, und nicht allein die Hunde wachen des Nachts. Geh — es ist schon ein Glück, wenn sie uns bis jetzt nicht gehört haben. Geh zurück in — in dein Zimmer, Giovanni, — die Gelegenheit such morgen, und ich will, wie du willst."

„Auf morgen!"

Damit schob sie ihn hastig von sich.

„Die Madonna wache über dir, Geliebter!" Hinter ihm klang das Schloß — Hans stand wieder in dem halbdunklen, weiten Zimmer und hörte den Pfaffen aufschnarchen wie ein Pferd. Mechanisch nahm er das Messer vom Boden und verbarg es in seinem Bett. Ihm war es noch immer wie in einem wilden Traum; aber seine hin und her springenden Gedanken, die jetzt bald zu dem getäuschten Manucci, bald zu der entsetzlichen Erscheinung Stellas zurückjagten, bald sich wieder an die letzten Augenblicke klammerten, lösten sich allmählich in selige Bilder und Träume auf. Er schlief ein und schlief bis zum späten Morgen. Die Frauen mußten ihn wecken und an sein versprochenes Bild erinnern.

* * *

So wenig ihm die Arbeit jetzt recht war, so wenig erwies sie sich doch im stande, ihm die Laune dieses Morgens zu stören.

Kaum aber saß er pfeifend an dem ersten besten Platz vor dem Hause, als Ersilia mit schlecht verborgenen Zeichen der Ungeduld auf ihn zukam.

„Was sitzt Ihr hier in der Sonne," sagte sie, „kommt wenigstens dort unter die Büsche. Ich will nicht sagen, daß der Platz günstiger sei, aber Ihr habt doch Schatten dort."

Und damit nahm sie ohne weiteres seine Feldstaffelei und ging voran.

Der Maler sah sie an und folgte ihr lachend.

„Du bist närrisch, Silia,“ sagte er lustig; „wo gibt's denn bei dem dunstigen Tag Sonne oder Schatten?“

„O, müßt ihr schwerfälligen Maler denn alles sehen? Fühlt Ihr denn nicht, daß dort Sonne lag?“ entgegnete die andere laut. „Ja, ihr Deutschen! Wie lange habt Ihr zum Beispiel gebraucht, um vom Scirocco krank zu werden, wie wir!“ — Und als sie in ihrem vorgeblichen Schatten standen, setzte sie leise, aber heftig hinzu: „Begreifst du nicht, daß man uns dort jedes Wort, das wir sprechen, von den Lippen absieht, und daß ich wissen will, was mit euch langweiligen zwei Menschen ist, und wie du bei dem Herumschlafen denkst, daß die Entführung vor sich gehen soll? — Soll ich vielleicht wieder, und mit Gewalt ...“

„Sei ruhig, Silia,“ sagte Hans, während er sein Malgeschirr zurechtsetzte; „hast du mir nicht selbst die dumme Skizze auf den Hals geladen? Sei nur gut, — ich weiß, es ging nicht anders. Wenn die fertig ist, stehe ich zu deiner Verfügung und die Geschichte kann losgehen. — Du glaubst das nicht? Nur die Gelegenheit fehlt, Teuerste ...“

Ersilia klatschte in die Hände.

„Ah,“ sagte sie, „bei der keuschen Susanna! So ist's recht. Thut die so eiskalt, daß einen friert, und ehrbar wie eine Nonne vor den Leuten, und dabei trifft man sich des Nachts ... ah! Aber, was geht's mich an. Vorwärts mit dem Pinsel! In zwei Stunden hab' ich die Gesellschaft zu einem Frühstück unter den Eichen von Torre di Nerone beisammen — weißt du, wo die schöne Aussicht ist, auf dem halben Weg nach Hause — wir kehren dann später von dort aus direkt heim, — du hoffentlich zu Fuß, Aermster, verstanden? Addio für jetzt; ich muß überall die Hände rühren, damit die Stella mitdarf.“

Und damit lief sie davon. Nach einer Viertelstunde war sie wieder da.

„Vorwärts, vorwärts!“ sagte sie, „alles ist in bester Ordnung. Ich habe mich hinter das Vaterherz gesteckt, hinter diesen gierigen Geldsack, daß er für die Stella gebeten hat. Der Curat hatte sonst gar keine Lust. Er war schlechter Laune, wahrscheinlich hat er schlecht geschlafen. Nun kommt's nur auf dich an, daß du sie auf dein Pferd schaffst.“

Dann schwieg die kleine Frau und starrte dem Maler über die Schulter auf das Bild.

Plötzlich begann sie wieder, halblaut, wie vor sich hinsprechend.

„Wie närrisch es doch in dieser Welt zugeht,“ sagte sie, „heute bin ich wieder mit ihm, und in meinem lieben Chia, und ich bin närrisch wie damals. Morgen nicht, morgen bin ich schon wieder zu Hause und mit ganz andern Leuten, und ich bin dann wieder so verständig wie eine Heilige. — — Auch mit dir sind andere . . . die jetzt noch eingesperrt sind . . . hm . . . ah bah,“ — und im nächsten Augenblick tanzte das hübsche Geschöpf davon, während Hans stillvergnügt weiterpinselte.

Er hatte seine Arbeit bereits fertig und ging pfeifend davor auf und ab, als er den Stall öffnen und einen Knecht mit aufgeschirrten Eseln und seinem Gaul herauskommen sah. Ihm schlug keine Ader; er wußte nur, daß sein Entschluß ausgeführt wurde, daß er kein Mittel der Welt kannte, ihm die Stella vorzuenthalten. Er that nur noch den Brief an den herzoglichen Förster in Sermoneta in die Satteltasche. Bald kam auch die Gesellschaft zum Vorschein, und ein Blick genügte dem Maler, wenn er noch gezweifelt hätte, um die Veränderung zu bemerken, die in dem Mädchen geschehen war. In ihrem Herzen war die Sonne aufgegangen, und wie zuerst die Höhen im Morgenlicht erglühen, so ließen sich ihre

Strahlen droben auf Stirn und Augen für ihn bereits nicht mehr verbergen, trotzdem Stella sich alle Mühe gab, die alte Eingefrorenheit der Züge zu bewahren.

Sie trug heute ein graues Mieder, einen einfachen, mit wenig Gelb besetzten Rock und kein Ueberkleid. Ihr erster Gang war zu dem Pferd des Freundes, und während die andern plapperten und die Skizze lobten oder um die Esel stritten, machte sie sich streichelnd mit ihm zu schaffen.

Dann kam Ersilia herab.

„O du, auf dem Pferd reite ich," sagte sie mit einem Blick, welcher Stella bewies, daß sie hier eine Bundesgenossin habe. Das Mädchen trat ruhig zurück, als der Pfarrer herankam, der jungen Frau grinsend hinaufhalf und die Steigbügel kürzer schnallte.

Darauf ritt die Gesellschaft ab, Ersilia lustig vorauf. Dann kamen die Weiber, hinter ihnen der Maler mit Ersilias Mann, und zum Schluß Don Elia und der Prossimo. Der Alte grüßte gewohnheitsmäßig jeden Vorübergehenden, und als ihnen zwei Gendarmen vorbeiritten, salutierte er an seinem weißen Cylinder. Er konnte das nicht mehr lassen, trotzdem der Herr Curato meinte, daß solche Höflichkeit in seiner Gesellschaft nicht nötig sei. Den gestrengen Herrn, der die Grüße der andern abzuwarten gewohnt war, ärgerte das endlich, er ließ den Alten allein und ritt an die Spitze des Zuges, wo sich Hans zu ihm gesellte.

Nach einer halben Stunde etwa, als die Straße bequemer wurde und für einige Zeit in den Wald trat, kam die Ersilia, die ein gutes Stück vorausgetrabt war, zurück. Ihr war das Reiten plötzlich zuwider, und der Herr Pfarrer illustrierte dies Bekenntnis mit einigen Witzen über ihre Wohlbeleibtheit.

„O," sagte die junge Frau, „meint Ihr, daß ich allein Euch zum Spott gedient haben will? Jetzt komme ich

ans Lachen und andere ans Reiten. Euch setzen wir auch noch auf den Gaul und sehen zu, ob Ihr Talent habt zum Sankt Georg. Aber erst kommen die Damen — alle zusammen." „Tante Nena!" rief sie, und damit trabte sie den etwas zurückgebliebenen Frauen entgegen.

„Die Leute sagen immer, daß die Welt so bevölkert sei," lachte sie, als sie die andern traf, „und von hier bis Torre di Nerone zum Beispiel ist keine Menschenseele. Ich habe eben dort oben um die Felsecke gesehen. Also könnt Ihr ruhig reiten, so gut wie ich, Tante Nena. Vorwärts! Ihr kommt an die Reihe."

Aber Tante Nena wollte nicht und auch Sora Pascuccia lehnte lachend ab. Nur Stella blieb übrig, und auch die that furchtsam. Aber ein Ruf der Ersilia hatte bereits die andern zum Stehen gebracht. Sie bestand darauf, daß sie nicht Lust habe, allein die Kosten der Unterhaltung zu tragen, und wenigstens Stella müsse auch noch ihre Künste zeigen. Die Weiber lachten, der Maler war mit ermunterndem Zuruf schon aus der Ferne bei der Hand, und Ersilias Mann war bereits daran, das Mädchen auf den Gaul zu heben. So fand es denn der Pfarrer, der jetzt herankam, nicht mehr angemessen, Einwendungen zu machen. Auch sah er, daß Stella sich nicht, wie Frau Ersilia, und wie es der Sitte gemäß war, rittlings zu Pferde setzte, sondern so gut es ging, sich quer im Sattel hielt, und das beruhigte ihn augenscheinlich, wenn ihm der Gedanke an einen möglichen Fluchtversuch überhaupt durch den Kopf gegangen war.

„So," sagte Silia ausgelassen, als jene Zügel und Steigbügel gefaßt hatte, „könnt ihr reiten in Chia? Zeigt's mal!" Und damit hieb sie auf den Gaul los, wie man's wohl bei Eseln thut.

„Haltet Euch an die Satteltasche, verstanden? die Satteltasche!" rief Hans, „dann geht alles gut."

Die Frauen schrieen. Der Alte, der aus Langerweile oder gewohnheitsmäßig irgend ein unverstandenes lateinisches Gebet vor sich hinleierte, betete laut auf, während der Pfarrer, offenbar in der Hoffnung, das Mädchen hinabgleiten zu sehen, sein Gesicht zu einem breiten Lachen verzog. Weg ging der Gaul, die gerade Straße hinauf — aber Stella fiel nicht. Man sah, daß Mähne und Steigbügel ihre guten Dienste leisteten.

Sie war bereits ein tüchtiges Stück entfernt, da stand plötzlich das Pferd. Wenn dem Pfarrer einen Augenblick das Herz geschlagen hatte, — nun konnte es höchstens noch zu lachen geben, denn Stella saß offenbar ab. Sie war fast eine halbe Miglie entfernt und man sah nicht recht genau, was los war. Nur Hans verstand, daß sie ihn begriffen hatte und über das Wohin Aufschluß in der Satteltasche suchte.

Aber jetzt ... dem Pfaffen schoß alles Blut in die Augen, er schnappte zwei-, dreimal so heftig, daß man seine weißen Zähne sah, und hieb auf seinen Esel, der daraufhin einen gewaltsamen Ansatz nahm und sich in Galopp gesetzt hätte, wenn nicht das dumme Tier der Ersilia ihm vor die Beine gekommen und dessen Herrin bei dem heftigen Stoß hinabgekugelt wäre.

Als man aus dem Geschrei und Lärm wieder aufsah, war die Stella verschwunden. Der Pfarrer schäumte und fluchte, ohne recht vom Fleck zu kommen, die Frauen sahen sich an, Ersilia zuckte die Achseln, und der Alte betete so laut er konnte seinen lateinischen Unsinn wie zur Abwehr.

Hans seinerseits konnte es nicht lassen, sich dem angeführten Pfaffen in den Pelz zu setzen. So gut sein Esel wollte, hielt er mit dem unbarmherzig Einhauenden Schritt. Sein Pferd sei gutmütig wie ein Heiliger, versicherte er unschuldig, — und an ein wirkliches Unglück sei darum nicht zu denken.

„O — ich hab' es wohl gesehen, wie sie nur hielt, um sich rittlings aufzusetzen, und wie Euer vermaledeites Tier in Carriere davonging."

„Nun also! Um so fester wird sie sitzen."

„Jawohl, um so sicherer wird sie uns entkommen. Das ist Flucht, nichts als Flucht."

„Flucht? Aber ich versteh' Euch nicht."

„So?" sagte der andere, mit einem bösen Blick auf seinen Nachbarn, „Ihr habt wohl nicht gewußt, daß ihr Vater das Mädchen in ein Kloster schicken will, was? Und umsonst ist die nicht hier mitten auf der Landstraße, eine Stunde von Chia und von jeder Tenute, wo man ein Pferd finden könnte, aufgestiegen."

Der Maler bedauerte unendlich, wenn er, mit einer solchen Lage der Dinge unbekannt, seine Hand oder vielmehr sein Pferd zu etwas Unrechtem geboten. Wenn die Sache so stehe, gewinne der Herr Pfarrer an ihm einen natürlichen Verbündeten, der nicht nur sein Versehen wieder gut zu machen habe, sondern darauf bedacht sein müsse, sein Eigentum, das Pferd, wieder zu erlangen.

Im übrigen sah er die Sache nicht so ernst an, am wenigsten für den Herrn Pfarrer, dem doch nicht, wie ihm, ein teures Stück Eigentum in Gefahr sei. Solche Seelsorge imponiere ihm wohl, aber er meine, eine Seele gehe doch nicht so leicht verloren, wie zum Beispiel ein Gaul. Im schlimmsten Falle aber seien sie Leidensgenossen, und es ergebe sich von selbst, daß es dem Herrn Pfarrer in jeder Beziehung zu Diensten stehe. Dabei klopfte er auf seinem und des Pfarrers Tier herum, daß es für jeden, nur nicht für die Betroffenen, komisch sein mußte.

Der Curat erwiderte nichts. Er schnappte nur fortwährend und bearbeitete auch seinerseits den Esel mit dem Stecken. Während er vor Wut hätte platzen mögen, hatte

Hans nicht übel Lust, aus der Rolle zu fallen, ihm ins Gesicht zu lachen und zu sagen: „Siehst du, wie wir dich Halunken angeführt haben? Addio! . . .“ Aber die Klugheit siegte über den Uebermut, und er begnügte sich damit, innerlich über das Bild zu lachen, welches der Flügelhut und die langen wehenden Rockschöße des ehrwürdigen Herrn mit seinen und des Esels heftigen Bewegungen zusammen bildeten. Schade, daß er die Karikatur einstweilen nur im Gedächtnis zeichnen konnte.

Wie er sie anfangs stillschweigend zugegeben, so nahm der Curat allmählich offen die Begleitung und Mithilfe des Malers an. Wenn er sich alles überlegte, war hier doch an kein Komplott zu denken. Alles war so natürlich zugegangen, — nur er war der Dumme, daß er dem Mädchen diese dreiste Flucht nicht zugetraut hatte. Der fremde Herr war offenbar der Geschädigte. — Ohne die Aufregung des Hochwürdigen dürfte es jenem indes kaum geglückt sein, seine Laune so ganz zu verbergen, wie es notwendig war.

* *
*

Inzwischen saß der Advokat bereits vierundzwanzig Stunden in der Klause des Einsiedels und unterhielt sich unter Herzklopfen mit dessen Vogelhecke. Er hatte in Fra Girolamo einen eifrigen Bundesgenossen gefunden, um so mehr, da er weder mit leeren, noch mit trockenen Händen kam. Der Eremit fluchte auf den Mädchenfänger von Pfarrer, daß es eine Freude war. Der kleine, weißbärtige Mann richtete sich ordentlich auf, als er begriff, daß er dem Verhaßten Schaden zu thun vermöge, oder, wie er sich ausdrückte: daß er seiner schönen, guten Stella, von der er viel zu rühmen wußte, nützlich sein könne. Wie manchen Soldo, den das liebe Mädchen seinem Kirchlein zugewandt hatte, freute er sich schon hier auf Erden durch seine Beihilfe heimgezahlt zu sehen.

Er übernahm sogar mit Sor Andreas Wein zusammen die zweite Nachtwache, als dieser sich wenigstens einen Augenblick niederlegen wollte.

So ward es Mittag, und Manucci, der vor dem Kirchlein auf und ab schritt, begann unruhig zu werden; obgleich er sich sagen mußte, daß gerade diese Zeit, wo die Straßen still und leer sind, von allen die günstigste sei. Da klang endlich Hufschlag. Im nächsten Augenblick war Stella bei den Wartenden. Sie war gerötet von dem hastigen Ritt und der Freude des Gelingens, ihre Haare waren über das ganze, schöne Gesicht zerweht, ihre Augen funkelten so triumphierend, ihr Mund war wieder so stolz aufgeworfen wie nur je. Und zum erstenmal war es auch für Sor Andrea eine Nachtigall, die aus diesem Mädchen sang. Aber der Schlag der Nachtigall stimmt gar manchen traurig — und wie sie so herzlich und gut mit ihm that, so sicher sich auf ihn stützte, so unbefangen ihm die Hand reichte und mit so unbeschränktem Dank zu ihm redete, lächelte Sor Andrea schmerzlich dazu, wie durch Thränen.

„Schäm dich, Alter,“ sagte er sich, — „wußtest du's nicht längst, daß sie ihn liebt, daß ihr Glück nicht deines ist?“

Dann eilte er, sie in die Zelle des Mönches zu führen, wo Kleider bereit lagen, die Ersilia am Abend vor der Chiapartie ihm geschickt hatte — zu dem bewußten Zweck, hatte der Junge, der sie brachte, gesagt, denn schreiben konnte sie nicht.

Manucci hatte keine Mühe, dem Mädchen deutlich zu machen, daß sie in dem städtischen Anzug der Freundin sicherer sei, als in ihrer Tracht, so einfach sie auch gewählt war. Und während Fra Girolamo an seinem „Hochaltar“ für das weitere glückliche Gelingen betete — ein Ave für jeden Bajocco und ein Paternoster für jeden doppelten, den er von Manucci empfangen — während Manucci sein Pferd aus

dem Apfelgarten hinter dem Kirchlein hervorholte, kleidete sich Stella um.

Der Advokat ritt, indes der Einsiedel die Kleider des Mädchens verbarg, noch einmal bis zur nächsten Biegung der Straße hinauf, aber noch zeigte sich keine Spur von Verfolgung. Als er zurückkam, saß Stella bereits im Sattel, kaum kenntlich in dem langen Kleide und dem schwarzen römischen Tuch, welches sie über den Kopf gezogen. Und fort ging es unter den Segnungen des kleinen Einsiedels, der ihnen vor der Thür seines Kirchleins die Straße hinab nachschaute, bis die beiden im Unterholz verschwunden waren. Er lächelte vergnügt, da er sie nach links ins Gebüsch einreiten sah. Er hatte begriffen, als Manucci den Weg zur Eisenbahnstation vermied, daß für eine sichrere Fluchtlinie vorgesorgt sein mußte.

Fra Girolamo war noch lange nicht fertig mit seinen Gebeten. Er hatte sich die Kupfermünzen auf den Fliesen, wo er kniete, wie einen Rosenkranz zusammengelegt, und es blieben noch wenigstens ein Dutzend Aves und zwei bis drei Paternosterstücke zu dem beträchtlichen Haufen zu schieben, den er bereits treulich abgearbeitet hatte, — da horchte er auf, schob das Geld unter das schmutzige Leinentuch des kleinen Altars und sank wieder in seine betende Stellung zurück.

Richtig — er täuschte sich nicht: das war Galopp unbeschlagener Esel, und er kam von Chia her. Aber es waren zwei — wer war denn noch in der Begleitung seines „Freundes", den in voller Wut zu sehen er nun gleich das Vergnügen haben sollte? Richtig, die Esel hielten, und Fra Girolamo sah mit einem flüchtigen Seitenblick den hochwürdigen Herrn Curato mit einem Fremden eintreten.

„He, Fra Girolamo! Per crist . . .! Mangiagnocchi! . . ."

„Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Amen. . . . Was wünscht Ihr von meinem armen

Kirchlein? Ich habe noch die Hälfte meines Kranzes zu beten ... Ave Maria, gebenedeite unter den Weibern, gebenedeit ... —"

Der Pfarrer stampfte mit dem Fuß.

„Per crist ... allina! Jetzt laßt die Jungfrau einen Augenblick zufrieden. Und Eure verdammten Vögel sollen die Schnäbel halten. Habt — Ihr — nicht ein Mädchen vorüberreiten sehen?"

„Ja," sagte der Maler, „hier handelt es sich um eine Jungfrau zu Pferd. Oder um einen weiblichen San Giorgio — ohne Drachen freilich."

Der Einsiedel schlug ein Kreuz und neigte sich tief gegen den Altar.

„Ich habe gebetet und zu beten, Don Elia. Was kümmern mich die Weibsbilder? ... Gebenedeit sei die Frucht deines Leibes — Jesu! Ave Maria, gebenedeite ..."

Der Curat biß sich auf die Lippen und drehte sich wütend um. Mit den Thüren werfend, durchsuchte er, ohne weiter zu reden, das kleine Gemach des frommen Bruders, schlug nach den Vögeln, von denen er eine schlingenlahme Amsel tottrat, stieß einen Scherben mit Veilchen um und schoß fluchend ins Freie. Der Maler, den die Scene höchlichst vergnügte, wartete in sich hineinlachend, was nun werden solle; denn nur wenige Schritt, und man hielt am Kreuzweg ohne irgend eine Spur.

„Wohin jetzt?" fragte er den Pfarrer, der, wie nach Luft schnappend, wieder auf seinen Esel stieg.

„Nach der Station," sagte der, mühsam sein Tier herumzerrend.

Hans machte auch dieses Unternehmen willig mit, wartete auf die Züge nach Rom und Neapel, half die Bahnbeamten ausfragen, kurz erwies sich dem Herrn Pfarrer auf jede Weise behilflich — die Zeit zu verbringen.

Es war schon dunkel, als die Verfolger auf lahmen Tieren daheim ankamen. Der alte Prossimo stand bereits wieder an der Kirchenthür und stritt sich mit seinem Stellvertreter, wer das Recht habe, noch die letzten verspäteten Kirchgänger abzufangen. Fast ohne Gruß warf ihm der Pfarrer die Zügel der beiden Esel zu. Er hatte es eilig, die wenigen Leute, die noch auf der Straße waren, anzurufen. Aber nirgends erhielt er eine befriedigende Antwort. Hastig durchkletterte man die Gassen, der Pfarrer stets zwei Stufen mit einemmal nehmend, während der Maler fand, daß diese Stiegen bereits wieder anfingen, lebensgefährlich zu werden. Richtig, — jetzt bog der Hochwürdige in den Corso, und das war Manuccis Haus, an das er klopfte — vergebens. Der Herr Curat rief und lärmte. Er bewirkte nur, daß sich aus den Nachbarhäusern einige Köpfe hervorstreckten und zu schimpfen anfingen. — Wenn die Hausthür verschlossen sei, liege Sor Andrea bereits im Bett und werde sicherlich nicht aufmachen.

Trotz seiner Wut besaß der Pfarrer die Höflichkeit oder die Vorsicht, den Maler für die Nacht in sein eignes nahes Haus zu bitten, — wahrscheinlich werde man seine Wirtin, die Ersilia, noch da finden.

Richtig traf man die ganze Weibergesellschaft beisammen, — auch Sora Pascuccia war mitgekommen — jede auf ihre Art klatschend und jammernd. Der Pfarrer jagte sie ärgerlich auseinander, ließ Wein aus dem Keller holen, aß mit dem Maler allein zu Abend und erwirkte sich bei der Gelegenheit das Versprechen desselben, ihm morgen noch bei einer Nachfrage in der Umgegend behilflich zu sein. Hans sagte mit der größten Gemütsruhe zu, und der dunkle Verdacht des Pfarrers gegen ihn verlor wieder für einige Zeit allen Boden.

Am nächsten Morgen trat ihnen Manucci unbefangen entgegen. Er sah etwas angegriffen aus, aber er hatte sich auch, wie er sagte, schlecht befunden und war eben darum

gestern früh zu Bett gegangen. Er machte übrigens diese Entschuldigung nur dem „Fremden" gegenüber, war sonst erstaunt über den Zweck ihres Kommens und erklärte dem Curaten, er sei der Ansicht, sein Wort genüge, um ihn zu überzeugen, daß er niemand bei sich habe. Des mitbeteiligten Herrn wegen hatte der Advokat jedoch trotzdem nichts dagegen, wenn man Zimmer und Ställe besichtigen wolle. Natürlich verzichtete Hans darauf, von der höflichen Erlaubnis einen unhöflichen Gebrauch zu machen, obgleich er längst aus den Augen des Freundes begriffen, daß alles in Ordnung sei.

Inzwischen waren Pferde bereit, die der Curat bestellt hatte, und es begann ein Jagen und Fragen, welches ohne Aufhören bis zum andern Tag währte. Es blieben noch immer mancherlei Städtchen und Tenuten in der Umgegend abzustreifen, aber der Pfarrer mußte seines Amtes wegen notwendig zurück. Der Maler dagegen hatte, wie er sagte, Zeit in Menge und nicht die geringste Lust, sein Pferd zu verlieren. Er ließ sich von dem Herrn Curaten mit Empfehlungen in alle möglichen Bergnester ausstatten, um die Nachsuchungen auf eigene Hand bis ins kleinste ausdehnen zu können. Das Pferd, das er bisher geritten, sandte er mit einem Buben zurück, nachdem er sich ein anderes gemietet hatte. Darauf trennten sie sich nach Süden und Norden.

Hans Helm, wie er so auf seinem Gaul dahintrottete, war sich über die Zukunft völlig im klaren. Stella liebte ihn, und nicht erst seit gestern. Er hatte sein Gefühl für sie nicht als Liebe gelten lassen wollen — bis zu jener Nacht. Als er aber plötzlich die Gewalt begriff, die er über diesen energischen Mädchencharakter ausübte, als er sah, daß unter seinen Händen die arme Seele zum zweitenmale zu blühen anfangen wollte, da schien es ihm auch klar, daß er sie wieder liebe. Er hatte bereits den Gedanken an eine Heirat aufgegeben, denn nirgends in der Welt war es ihm so lang-

weilig gewesen wie in der Gesellschaft. Niemand ging er mehr aus dem Wege, als den dorthin gehörenden Fremden. Aus diesen Kreisen dachte er nicht daran sich eine Frau zu holen. In kleinen Bürgerfamilien hatte er nie verkehrt; aber dort würde sich seine Furcht vor Schwiegermüttern und Verwandten auch nur gesteigert haben.

Eine Waise von der Straße war eine Zeitlang sein Ideal gewesen; aber er selbst hatte bald wieder über sich als Weibererzieher gelacht. An ein Modell zu denken, war ihm nie eingefallen, denn das, was er unbedingt verlangte und brauchte: Leidenschaftlichkeit und Keuschheit des Gefühls, fand sich in diesen Kreisen so wenig wie eine stolze Energie des Willens, deren Beugung unter das Joch seiner Liebe aber das einzige war, was ihn reizen konnte, und was ihn denn nun auch gewonnen hatte. Er wollte ihr die Rachegedanken schon aus der Seele küssen. Dessen war er sicher!

Mit dem Augenblick, wo er seine und ihre Neigung begriffen, war auch von einem Zurücktreten zu gunsten des Freundes nicht mehr die Rede. Konnte er doch, da ihre Liebe wechselseitig war, mit seinem Glück nicht einmal das Glück des andern, sondern höchstens einen allgemeinen Jammer erkaufen. Er glaubte noch vor wenigen Tagen mit vollem Recht und ohne Hinterhalt sagen zu dürfen: ich liebe sie nicht. Er hätte sie lieben können, meinte er, aber er hatte nicht gewollt. Erst eine That, dieser für sie thätige Wille, hatte den Anstoß gegeben, und durch jene Nacht war die Klarheit völlig über ihn gekommen.

Auch außerdem war er doch wirklich niemals der Störende. Denn, daß dies schöne, stolze Mädchen den guten Freund nicht liebe, nicht lieben könne, hatte er von Anfang an erkannt und darum oft den begeisterten Sor Andrea so mitleidig angesehen.

Hans besaß zwar neben seiner kräftigen, leichtsinnigen

Gesundheit ein reiches Gefühlsleben, gehörte aber doch nicht zu jenen, die sich den „Schmerz der Welt" mitzutragen berufen fühlen, oder die sich durch Sentimentalität zu falschen Opfern hinreißen lassen. So ritt er als ein sicherer Mann, der wieder einmal mehr erreicht hat, als er ausgegangen zu suchen, auf das neue Leben zu.

Als er der Burg von Sermoneta ansichtig wurde, kam ihm ein Reiter entgegen, die Flinte quer über den Sattelknopf gelegt: Nicolante Saracelli, der Förster des Herzogs. Die beiden Männer erkannten sich ohne jede Erklärung. Hans gab seine Empfehlungen ab, der andere meldete die glückliche Ankunft der Stella, ohne weiter neugierige Fragen zu thun, und übergab einen Brief Manuccis, in welchem dieser über das Abenteuer berichtete.

„Nehmt sie," schrieb der Brave zum Schluß, „sie ist Euer wert und sie liebt Euch. Seid Ihr doch auch jung, hübsch und kräftig — ihresgleichen. Eure Rücksicht gegen mich ist ein Verbrechen an ihr. Macht sie glücklich, Ihr allein könnt es. Noch einmal erlaubt einem alten Freunde, daß er sich an Eurem Glück erfreue. Erlaubt mir zu kommen, um eure Hände ineinander zu legen. Wenn's Euch recht ist, erwartet mich morgen."

Dieser prächtige Brief bewegte den Maler aufs tiefste.

Auch der arme Manucci hatte also die Hoffnungslosigkeit seiner Lage verständig durchschaut. Und darum fühlte sich Hans durch diese Zeilen schließlich eher beruhigt, als in seinem Gewissen beschwert.

Den Rest des Weges benutzte unser Maler zu Verhandlungen, die er mit seinem neuen Gastfreund über die Möglichkeiten eines Weiterrittes an die Grenze pflog. Der Abend schien ihm dann für ein entscheidendes Zusammentreffen schlecht gewählt, und so begab er sich erst am folgenden Morgen zu Stella, die er als seine Braut betrachtete.

Das Herz des Mädchens ging indessen in hohen Wogen. Noch einmal zogen die wechselvollen Aufregungen der letzten Tage durch ihre Seele. In jener furchtbaren und doch erlösenden Nacht war das, was sie bisher dunkel als leidenschaftlichen Drang fühlte, die Liebe, in seinen Armen etwas ganz anderes geworden. Die Liebe des Mädchens hatte nach all der verzweifelten Aufregung unter seinen Händen die Schranken einer strengen Sitte spielend umgeworfen, aus dem träumenden Mädchen war ein Weib, ein liebeverlangendes Weib geworden. Aber Liebe und Pflicht trennten sich auch immer klarer und selbständiger voneinander. Sie wollte beides: ihr Recht an das Leben und die Rache.

Schnell war die Flucht auf dies Erwachen gefolgt. Unterwegs hatte sie die Freiheit, das Grundelement ihres Daseins, das sie sich so lange versagt, mit vollen Zügen genossen. Wie einer, der auftaucht aus Macchiahohlwegen, feucht, grünbewachsen und schlüpfrig wie das abgelaufene Becken eines Brunnens, tief und eisig wie ein Keller, — und nun plötzlich schaut er über die Wipfel ins endlose städtebebaute Gold der Ebene hinab, hinaus aufs Meer, — so blickte die Stella geschwellten Herzens in die Zukunft, als sie die steilen Felsen ihres Berglandes hinabritt, in die Ebene, die nach Neapel führt. Selbst Manucci ritt in ihren Augen vor ihr daher stolz und siegreich wie ein Paladin.

In Sermoneta angekommen, an der Freistätte, die Er ihr geschaffen, — wo sie ihn erwarten sollte, damit er das letzte Wort über ihr Schicksal spreche, — hatten sich ihre Gedanken sofort einzig auf den Befreier gerichtet.

Der Gewißheit, daß er an nichts anderes als die Ehe denke, stand für die stolze Volskerin, die sich ihrer Schönheit und Selbständigkeit bewußt war, nichts entgegen. Um so weniger, da sie ihn liebte. Gewiß, sie liebte ihn — aber ... mehr als jenen Toten? Kann man Tote lieben, wie sie seit gestern

die Liebe zu kennen wähnte? — Aber war Felicetto nicht für sie gestorben? Hatte sie ihm nicht Treue geschworen, hatte sie ihn nicht geliebt? Und nun wollte sie ihn in den Armen eines andern vergessen können, ihn, für dessen Rache niemand anders da war als sie? Und sie war vor dieser Pflicht entflohen, um glücklich zu sein! Bei Gott! Darauf hatte sie noch immer ein Recht, wenn sie's konnte, — aber ihre Rache durfte das nicht stören. Ging denn aber diese nicht an den Geliebten, an den Gatten über? Er, Giovanni, rächte ihn. Aber nein, er war ein Deutscher, — sie empfand, er begriff das nicht. Und dann, — er hätte ja auch ein Narr sein müssen. Einen Menschen rächen, ohne dessen Tod er nie in den Besitz seiner Liebsten hätte kommen können, einen toten Nebenbuhler! Und that er's dennoch, — er würde unglücklich darüber. Sie aber wollte ja glücklich mit ihm sein. Ja, sie wollte glücklich sein, schon um ihn glücklich zu sehen, dessen Blut auch um sie geflossen. Und sie konnte glücklich sein und glücklich machen; wenn sie ihre Rache hinausschob, konnte ihr und ihm und Felicetto, allen konnte ihr Recht werden. So ging es, — erst das Leben, dann den Tod. Es half kein Wollen und Täuschen, der Lohn für Giovanni und die Rache für Felicetto ruhten beide auf ihr. Ihr Blut forderte beides.

„Das Glück ist für alle Christenmenschen," sagte sie sich. „Also nimm dir dein Teil und gib es dem, der es um dich verdient hat. Lieb ihn und laß dich lieben, aber binde dich nicht, ihn nicht, denn deine Zeit wird kommen, muß kommen."

In solchen Gedanken starrte sie hinaus über die wenigen Dächer Sermonetas, ein kurzes Gebet murmelnd, wenn sie die Glocke des nahen Kirchleins wieder zur Messe läuten sah und hörte. Da trat er ins Zimmer, und leidenschaftlich flog sie ihm entgegen.

Er trat mit ihr ans Fenster vor die weite, wunderbare Aussicht über die waldigen Sümpfe, auf das Kap Circello

und in die blinkende Ferne des Meeres, strich ihr das Haar aus dem dunklen Gesicht, und sie auf den schönen geöffneten Mund küssend, sagte er:

„Stella, mir däucht, wir sind wie zwei Vögel, die von der weiten, wilden Reise heimgekommen sind und denselben Baum gefunden haben, wo sie über der ganzen bunten Welt pfeifend und singend im Grün hocken und ihr Nest bauen könnten. Willst du mein Weib sein, Stella?"

Sie hatte mit geschlossenen Augen auf seinem Arm geruht, weich hintenüber gelehnt, wie er ihr den schönen Kopf für seine Küsse zurechtgelegt hatte. Jetzt umschlang sie ihn gleich einer Ertrinkenden, — ohne ein Wort barg sie ihr Gesicht an seine Brust. Wieder nahm ihr seine Gegenwart alle Kraft.

Er hielt ihren Schmerz für Glück, und fröhlich sprach er weiter, bis es ihn wieder nach ihren Lippen gelüstete und er ihr Gesicht emporhob ...

„Was ist dir, mein süßes wildes Herz? Noch immer Fieber, noch jetzt keine Ruhe?" sagte er, klar und zuversichtlich in ihre groß aufgeschlagenen Augen blickend, — „ich weiß ja, es wettert an deinem Himmel ... du brauchst ein Nest ... was will dein kleines, eigensinniges Herz draußen im Sturm ... es fürchtet sich doch vor dem Donner, so kühn und trotzig es thut — und gegen das Gewitter macht es mit alledem doch nichts. Steck dein Köpfchen unter meine Flügel, und vorüber ist's."

Erstaunt sah er sie an, als jetzt heiße Thränen über ihre Wangen stürzten und sie den Kopf wieder an seine Brust barg, so fest, daß er ihn kaum zu lösen und aufzuheben vermochte.

„Aber Kind, Kind," sagte er —

„Nein, nein, nein" — schluchzte das Mädchen, an ihm hinabgleitend, und fiel ihm zu Füßen — „ich kann nicht, kann nicht, — ich darf nicht deine Frau werden."

Lächelnd zog er sie zu sich empor und küßte sie auf das thränenfeuchte Gesicht, während ihre Arme willenlos herabhingen.

„Wart," sagte er, sie neben sich aufs Fensterbrett hebend, — „ich sehe, daß ich aufräumen muß in deinem Köpfchen. Fürchtest du, daß mir ein Mädchen vom Dorf leid werden könnte? Willst du die Großmütige, die Klügere, die Entsagende spielen?"

Er achtete nicht darauf, wie wunderlich ihn Stella durch ihre Thränen ansah. Dachte er an das deutsche Gretchen, oder warum sprach er so — in Italien!

„Oder meinst du, närrisches Herz, ich könne nicht darüber hinweg, daß du schon einmal geliebt hast? Meinst du, daß der Tote mir im Wege steht? Kind, ich bin Maler und kein Dichter. Die Mädchenherzen sind wie die Rosen — ich sehe ja, daß das deine zum zweitenmal blüht. Was kümmert's mich, daß schon eine Knospe an dieser lieben Ranke verwelkt ist!"

Er könne darüber hinweg, sagte er! Er! Aber sie nicht. War er denn blind vor Stolz und Glück? In Stellas armes, schwankendes Herz fielen seine Worte nur wie eine neue entschiedene Mahnung. Sie richtete sich auf, küßte ihn hastig, und als sie sich neben ihn setzte, schien ihr Entschluß gefaßt.

Nur noch einmal griff das arme Kind nach einem Strohhalm, den es kurz vorher selbst als solchen verworfen hatte. Vor sich niederschauend, sagte sie:

„Wenn dir in deinem Lande jemand einen Verwandten erschlägt und du bleibst allein übrig von seinem Blut — was thust du? — Kennt ihr die Vendetta?"

Er blickte sie an wie ein kräftiger Mann, der schon gesiegt hat und dem das letzte hoffnungslose Aufbäumen des Gegners den Genuß seiner Kraft nur verdoppelt. Er

hielt es nicht für nötig, im geringsten auf ihre Ideen einzugehen.

„Mein wildes, krauses Herz," sagte er, — „das sind jetzt keine Fragen und Gedanken mehr für dich, die eine deutsche Malersfrau werden soll. Die Toten ruhen, und von heute an doppelt. Nein, wir überlassen die Sühne dem Staat, oder, wenn du willst, dem Himmel."

Ein heftiger Zug flog um den Mund des Mädchens, und indem sie dem Freunde unwillkürlich ihre Hand entzog, sagte sie:

„Du bist ein Deutscher, und ihr habt ein anderes Herz als wir. Dem Himmel! Bah, der ewige Vater ist auch einer von den großen Herren. Die hören uns nicht, wenn Thürsteher und Kammerdiener nicht wollen. Und meinst du, daß diese um Vendetta gegen sich selber bitten werden? Nein, Giovanni," sagte sie, ihm wieder leidenschaftlich in die Augen sehend, — „du bist gut und ich weiß nicht, wie ich dir danken soll, du warst mein Glück, und du sollst es auch sein, bei allen Heiligen! Aber ich darf es und kann es nicht fest halten. Unsere Wege gehen bald, bald auseinander."

„Warum erstachst du ihn denn damals nicht?"

„Ich konnte nicht, als ich dich sah. Das nahm mir die Kraft."

Sie sprach das wie eine Träumende, langsam vor sich hin.

„Siehst du!" sagte er, ihr den Kopf hintenüberbeugend, „o, ich will die dunklen Gedanken schon aus deiner Seele küssen."

Sie schloß die Augen und zitterte heftig. „Nein, nein," rief sie dann, „keinen Priester zwischen uns." Sie versuchte, sich loszumachen, aber er hielt sie nur fester. „O, ich bin keine Frau für dich, ich darf mich nicht binden, mich nicht und dich nicht."

„Das muß ich besser wissen, wildes Herz.“

Sie riß sich los und umschlang seine Kniee.

„Laß mich, um Gottes Barmherzigkeit, laß mich . . .“

Er zog sie wieder zu sich empor.

„Ich kann nicht, nie. Sein blutiges Bild wird zwischen uns treten am Altar . . . Mein ganzes Blut denkt nur an ihn.“

Er ließ sie los. Es flog wie unterdrückte Ungeduld über sein Gesicht.

„Du liebst ihn mehr als mich?“ fragte er, sich zusammennehmend und ihre Augen suchend.

„Ja,“ antwortete sie hastig, ohne seinen Blick auszuhalten.

„Du lügst, Stella.“

Da klopfte es leise. „Manucci!“ sagte Hans ärgerlich, „er kommt, uns zu beglückwünschen. Aber er kommt zu früh, Stella, was sagst du?“

Für sie erschien der Advokat vielmehr, durch sein bloßes Auftreten schon, als ein Mahner und Helfer. Er, der jetzt wie ein Stück ihrer Vergangenheit und Heimat dem dunklen Willen ihres Blutes, ohne daß er's ahnte, zu Hilfe kam. Sie preßte heftig die Hand des Malers und sagte leise:

„Ich schwöre dir, daß ich dein Weib nicht sein kann. Willst du mich wahnsinnig machen? Sprich nicht mehr davon.“

Und während Hans mit plötzlichem, kaum verbissnem Schmerz dem Freund entgegenging, mußte sie sich abwenden — Thränen stürzten über ihr Gesicht. Hans glaubte in dieser Sekunde die Vernichtung seines Traumes, an die seine gesunde Ueberlegenheit trotz aller Weigerungen des Mädchens keinen Augenblick hatte denken wollen, mit dem Herzen begriffen zu haben.

„Ihr macht einen Beileidsbesuch, Sor Andrea,“ sagte er, dem Eintretenden, der die beiden erstaunt ansah, die Hand

reichend, und der Scherz klang sehr wenig scherzhaft. „oder" — ein anderer Gedanke fuhr ihm plötzlich durch den Kopf — „oder wir haben nur die Rollen zu wechseln, um das Stück, das wir uns vorgenommen, zu Ende zu bringen ..."

Stella reichte dem alten Freunde die Hand. „Er ist wahnsinnig, Manucci," sagte sie. „Ihr wißt, daß ich Euch nichts sein kann, daß ich Euch nur das Unglück ins Haus trüge. Nie!"

„Was redet ihr, was macht ihr!" sagte Sor Andrea; „ich denke, ich komme noch gerade recht zu einem verständigen Wort. Laßt mich mit ihr reden."

„Nein, Freund," entgegnete der Maler, „um Auseinandersetzungen und Zureden handelt es sich hier nicht."

„Heilige Cäcilia, bitt und spiel für uns!" fluchte der Advokat. „Ihr könntet euch alle zwei verrückt sprechen lassen! Da möchte man ja blind dreinschlagen, wie der liebe Herrgott. Stella, willst du dein und sein Glück, willst du deine Ruhe und Sicherheit mit Füßen treten ..."

„Was wißt Ihr!" sagte das Mädchen heftig, — „was wißt Ihr von meinem Glück! Dafür laßt mich allein sorgen. Aber ich will keinen Priester zwischen uns. Nie!"

Der Maler stand an die Wand gelehnt und sah stumm mit dem innigen Blick seiner hellen Augen auf das Mädchen. Der kleine, nun doch erschrockene Herr hatte sich seufzend auf einen Stuhl gesetzt und blickte bald vor sich nieder, bald auf die Stella, welche im Fenster wie ein scharfer Schatten gegen den hellen Himmel saß.

„Und es ist keine Aussicht mehr, Sor Giovanni?"

„Sie sagt es, keine, mein Freund," antwortete dieser, ohne die sinnenden Augen von ihr abzuwenden.

Da pochte es wieder. Alle drei fühlten sich peinlich berührt und unterbrochen, als ob sie ganz ein Herz gewesen wären.

Und das, was jetzt kam, sollte diese Herzen wirklich so zusammenschmelzen, wie es überhaupt noch möglich war. Jene finstere Gewalt warf ihren Schatten von neuem über sie, welche die Rolle des Schicksals in Stellas Leben spielte.

Allerdings war es nur der harmlose Nicolante; aber was er brachte, war die Entscheidung.

„Mit Dunkelwerden lasse ich satteln, Sor Giovanni; daß die da reiten kann, habe ich gesehen. Die Gendarmen sind auf Eurer Spur, sie haben zwei von meinen Leuten nach dem Mädchen gefragt, draußen in der Macchia. Bei Gott, Ihr habt Glück, daß Ihr bei den kurzen Weihnachtstagen im Dunkeln in diese Hauptstadt des Fiebers einreiten konntet, und vielleicht auch, daß gerade ein Waldmensch, wie ich, Euch bis Torre dell' Epitafia an die Grenze bringen kann, bevor Euch jemand die Paßrevision erschwert. Seid Ihr mit Papieren versehen, Manucci? Oder reitet Ihr nach Hause zurück?"

Und Manucci erklärte wie mit einem Hurra, daß ihm nichts anderes übrig bleibe. Damit war ja die Sache wieder in das einzig mögliche Licht gerückt. Jetzt *mußten* die zwei zusammen. Die Gendarmen des heiligen Stuhles hatten kommen müssen, um sie alle drei wieder verständig zu machen!

Der kleine Mann war anzusehen, als ob mit diesem neuen Schlag ein ganz anderer, wilderer und nötigenfalls blutdürstiger Geist über ihn gekommen sei, als ob er nur noch den Rückzug zu decken und einige Sbirren zu erschlagen habe. Wieder einmal stimmten seine Augen zu dem wilden Aussehen seines Bartes. Auch unser Paladin Hans schüttelte es wie einen Schleier von den Augen, und seine Brust weitete sich. Was half ihr all das Weigern! Hier war ihres Bleibens nicht länger, und sie hatte nichts anders mehr als ihn. Diese klare Thatsache, welche durch ihre Weigerung,

sein Weib zu werden, einen Augenblick verdunkelt war, beherrschte auch für ihn wieder die Lage. Sie war nun doch sein Weihnachtsgeschenk. Alles andere wollten die Zeit und er schon machen.

In der Stella hatte es inzwischen gebrodelt und gekocht, nun kam der Ausbruch unwiderstehlich. — Als die Thür sich hinter ihrem Wirt geschlossen, hing sie an Giovannis Hals, als habe sie ihn wiedererrungen, für sich gerettet auf einen Augenblick, für eine kurze Seligkeit, die nun aber ihr gehörte. Kurz? Was ging sie das Ende an!

„Nimm mich, du lieber Narr," sagte sie, „aber sprich von keinem Priester mehr. Wenn du auch nicht dein Weib zu retten hast, — lässest du deine Sache liegen für die andern, oder wirfst du deine Sklavin diesen Sbirren Gottes hin?"

Hans griff zu, wie zu einem guten Recht und einer Pflicht, freilich in anderer Voraussetzung als das Mädchen. Er reichte die eine Hand dem Freunde, der die beiden in ehrlicher Erregung in die Arme schloß.

„Und nun kommt," sagte er, „ihr habt euch noch nicht. Sor Nicolante wird angerichtet haben. Denn der Weg in die Freiheit führt zunächst durch ein gründliches Mittagessen. Und dann begleite ich euch bis ans Gitter des Käfigs."

Als mit Dunkelwerden die wenigen Neugierigen, die es in Sermoneta geben konnte, unter ihren Thüren verschwunden waren, stieg man drunten vor dem Städtchen zu Pferde.

Und Sor Nicolante behielt recht: in den Sümpfen regierte nicht Seine Heiligkeit, sondern die Malaria, — auch wenn sie, wie jetzt, kaum zu fürchten war, — der Brigantaggio lohnte sich nicht über Winter, und so weit auch die Stille der Nacht den flüchtigen Hufschlag hinaustrug, er rief niemand herbei, der die kleine Truppe verhindert hätte, mit Vorsicht und Muße Terracina und die nahe Grenze zu erreichen.

Drüben, hoch über dem Fondi-See und den phantastischen Bergen von Itri lagerten zwei schmale krause Wolkenstreifen, — wie rotköpfige, rosige Puttenchöre, die den jungen Tag aus der Höhe bereits erblicken und begrüßen, — als Stella, mit lautem Freudenschrei, ihren Gaul antreibend, ins Neapolitanische hinübersprengte. Sie winkte grüßend mit der Rechten zurück; aber ihre Augen glänzten unentwegt den großen Galoppsätzen voraus, mit denen sie, der neuen Sonne entgegen, hinaus in die Freiheit ritt.

Dann war auch Hans, der die Männer zum Abschied umarmt hatte, an ihrer Seite. Und von drüben klang der alte ehrliche Hochzeitsgruß ihnen nach: ‚— Salute e figli maschi!‘

* * *

Es ward Sommer und Winter und wieder Frühling, ein hastiger, lebenquellender Frühling, aber die Sonne Neapels schien weiter auf die zwei, ohne daß ein Segen in Manuccis Sinne ihnen erblüht wäre, um diesem Glückstraum eine minder weltvergessene dauerhafte Gestalt zu geben.

Nach stürmischen Wochen war ein lautloser Abend hinter den Gartenhäusern des Posilipp verglommen.

Schlank, — wie ein Bild aus farbiger Bronze mit leuchtenden Edelsteinaugen, hätte Manucci gesagt, — lehnte Stella an einem Pfeiler ihrer Pergola und blickte über den sich entfärbenden Golf nach dem Vesuv hinüber.

Ihre Hände hingen in gürtelhohen Levkojen, die Reben blühten zu ihr herab, von allen Seiten quoll junges Leben auf sie ein; auch sie hatte in dem gewaltigen Sprossen und Blühen geglaubt, daß die Madonna sie gesegnet habe und der jungen Mutter durch neue Pflichten von den alten helfen wolle. Und nun wußte sie, daß es Täuschung gewesen war. Das Blut, das Blut allein behielt recht. Es verlangte anderes

als weiche Mutterpflichten. Sie hatte vergessen können und wollte weiter vergessen; aber immer tauchte es wieder auf, zwang es sie, auf ihr Blut zu hören. Sie war wie der Berg drüben, wie das Meer . . .

Zu ihren Füßen lag es, still und freundlich, und war doch die gefräßige Bestie, die hier gestern noch das Land verödete und weit hinein auf die Reben und Artischocken ihr brennendes Salzgift spie. Grau und schillernd, wie der Hai, lag das Meer da, und selbst im Schlaf fuhr es von Zeit zu Zeit auf dem Kieselstrand zischend in die Höhe, schnappte nach ihren Füßen und zog sich knurrend wieder zurück.

In Neapel wurden die Lichter angezündet; ein weiter Bogen glänzte auf. Auch der Rauch des Berges begann zu leuchten. Lautlos rollte ihr die See den Wiederschein vor die Füße. Wie harmlos das brannte und schwälte, und wie leichtsinnig diese Napoletanacci solchem Lindwurm den Kopf in den Rachen steckten!

Wilde, düstere Gedanken flatterten in ihr auf und umschatteten ihre Sinne. Sie glich wirklich einem Erzbild. Aber nun kam Hans aus der Stadt zurück, heiter, erhobenen Hauptes. Unter seinen Händen löste sich alles Starre in Miene und Haltung, und als er ihr mit seinen Küssen den schönen Kopf bis auf die Brüstung beugte, öffnete ein Gefühl der Erlösung ihre starren Züge.

Mit beiden Händen nahm sie seinen Kopf: „Du darfst mich nicht allein lassen,“ flüsterte sie, ihn heftig an sich ziehend, zu ihm hinauf, „nicht allein lassen mit dem Meer. Das Meer ist fürchterlich. Gott sei gelobt, daß du da bist.“

Und während er sie fest umfing und liebkoste, redete sie weiter:

„Schau den Berg an, wie schön er ist, und doch muß er eines Tages vernichtendes Feuer auswerfen. Und der Himmel, — ist er nicht hoch, hoch und hell in seinen tausend

Sternen, und morgen sinkt es von dort herab wie Blei, oder Feuer fällt, oder es zerreißt die Hoffnung unserer Gärten. Und das Meer! Du siehst nur Lichter und Sterne, die sich schaukeln und spiegeln, aber wer sieht das, was in seinen um so dunkleren Tiefen schwimmt und lauert? Das Meer ist unheimlich schön, schön wie der Versucher, — rette mich vor dem Meer, vor mir, Giovanni."

Hans hatte sich inzwischen auf die Brüstung der Pergola gesetzt und lächelnd der sich immer festlicher schmückenden Nacht zugeschaut. Jetzt zog er die Geliebte ganz auf seinen Schoß.

„Also, laß uns von deiner Heimat reden," sagte er und küßte sie auf die Stirn.

„O, meine lieben Berge!"

„Nämlich," schmeichelte er, „hör zu, mein Christkind, diesmal bring' ich die Bescherung, viel mehr als du mir erlaubt hast. Vom Standesamt weniger als früher, da du noch nicht wolltest: mit hundert Lire ist da nichts mehr zu machen, du brauchst Papiere und Konsens, seit eure Berge königlich sind. Aber dafür, da sieh her, — ist Manucci Sindaco geworden bei euch, und mit seiner Hilfe und seit uns deine Madonna das Antlitz zugewandt hat, wirst du bald vor Gott und deinen Leuten, — und für alle Fälle," setzte er lächelnd hinzu, „meine richtige kleine Frau werden müssen."

Stella schüttelte den Kopf, den sie an seiner Brust verbarg.

„Bin ich nicht dein?" sagte sie; „warum denn drängst du noch? Kannst du noch mehr wollen? Die Madonna will uns nicht mehr bescheren."

„Doch," erwiderte Hans, — „denn einmal hat sie mein Christkind geheilt und zu einer ruhigen kleinen Frau gemacht, die in der Hoffnung so klug geworden ist, daß Standesamt und Priester nicht mehr viel zu thun haben, und dann siehst

du, dein Vater wird sich auch nicht länger weigern, — hör auf, du Wilde, mit deinen Küssen, — warum soll ich nicht weiter sprechen? — Da sieh her — die letzte Nummer des ‚Piccolo' — dein und sein böser Geist, Don Elia, ist mit dem, was sein Dom Bewegliches und Wertvolles hatte — um es vor den Piemontesen zu retten natürlich — in die Berge gegangen und spielt mit etwa zwanzig Mann den Verteidiger des Glaubens oder den Banditen, wie man's bei uns heißen würde. Er macht die ganze Gegend zwischen Cori, Velletri und Valmontone unsicher. Aber von Rom ist bereits eine Compagnie Bersaglieri unterwegs, um ihn aufzuheben. Da lies selber . . . Nun ist alles, alles gut."

Während er sprach, hatte sie das Gesicht wieder an seine Brust gepreßt. O, er sah die Schlange nicht in ihrem Paradiese. Aber sie. Da war sie, wuchs sie heran . . . Misericordia!

Wie ein erstickender Wirbel, wie eine körperhafte Angst stieg es in ihr auf, bis in die Augen, als ob sie blind würde und ihr Leben gerönne. Es schwamm vor ihr wie das leuchtende Meer, in dem der Sturm schläft: plötzlich wird es schwarz aus der Tiefe heraus, dann hebt es zu brüllen an, und der kalte Tod steigt auf, alles Leben vernichtend, lässig mordend, wie die apokalyptischen Gewalten. Ihre Arme lockerten sich um seinen Hals, ihre Augen wurden hart und verblichen.

Er sah nichts mehr. In der Dunkelheit hob er sie ganz auf seine Arme und trug sie, wie eine seltene Beute, durch den Garten, gehobenen Hauptes, wie jemand, der's erreicht hat, oder, das Blut voll edeln Weines, einherschreitet durch eine vergoldete Welt.

„Laß mich nicht allein, Giovanni," wiederholte sie mit geschlossenen Augen, „nur nicht allein."

„Niemals! Ich habe dich und halte dich. Und sieh, jetzt

übernehmen die Bersaglieri deine Rache — du gehörst mir, mehr als je."

Er trug sie in das offene Haus. Der gewohnte Feuerschein des Berges leuchtete ihm auf das Lager, wo er sie bettete.

* * *

Am anderen Morgen fühlte er sich wachgeschüttelt. Die Magd stand vor ihm mit fragenden, entgeisterten Augen.

„Die Signora ist nicht mehr da, Padrone."

Er starrte sie an. „Du bist verrückt," wollte er sagen, aber er konnte nicht. Ein furchtbarer, gräßlicher Druck betäubte ihn. Er brauchte die arme hilflose Person ja nur anzusehen, sich umzusehen . . .

„Heute früh, vor Tag, hat sie der alte Toto, der nimmer schläft und nichts begreift, mit der braunen Reisetasche fortgehen sehen. Er freut sich, denn sie hat ihm einen Rosenkranz geschenkt und er soll für sie beten. Herr, Herr — unsere gute Frau . . .!"

Mit flehenden großen Augen starrte sie ihn an, wie um Aufklärung und Hilfe.

Hans war aus dem Bett gesprungen und kam auf den kalten Fliesen des Fußbodens äußerlich zur Besinnung.

„Geh, geh," sagte er, „und frag, wer noch sie gesehen hat, frag nach der Richtung, und ob sie jemand hinübergefahren hat. Hast du Geld? Also, fahr nach dem Hafen, ob nicht ein Dampfer nach Civitavecchia fällig war. Ich will gleich auf die Bahn."

Und nun war er wieder allein — ganz allein. Wie bei einem Erdbeben mitten im Sonnenschein, als wäre das Haus, in dem man just noch tanzte und lachte und das er auf einen Augenblick verlassen, hinter ihm zusammengestürzt —: du siehst nichts, wie eine Staubwolke, der Luftdruck springt dir

als eine ungeheure fremde Bestie ins Gesicht, an die Kehle, du siehst, aber begreifst noch nichts, nur das schnellere Gefühl weiß bereits das Ungeheure — so stand der starke Mann zitternd, mit vorquellenden Augen und gelähmtem Fassungsvermögen vor der kalten, leeren Eisenbettstelle, in den kahlen dumm getünchten Zimmern — seinem Paradies. Er warf die Thüren und starrte in alle Winkel, als könne sie hinter irgend einer Staffelei verborgen sein, obwohl er ja längst empfand, daß sie fort war. Er wußte es, ja, aber es reichte noch nicht bis auf den in süßer Gewohnheit ruhenden Grund seiner Seele.

Aber als er angekleidet war, war er auch mit sich fertig. Es ging nicht, es ging einfach nicht. Alles in ihm sträubte sich, an einer solchen Thatsache zu erschlaffen. Eine gesteigerte, trotzige Lebenskraft stieg in ihm auf und drängte zu sofortigem Handeln. Er sah sich um nach Spuren von ihr — im Flur fielen ihm die Lorbeerbüsche auf, die er gestern abgeschnitten und neben dem Spiegel in Wasser gestellt hatte, und die wiesen ihm den Weg. Sie streckten ihre Zweige, fast wagerecht, dem Lichte des Fensters zu, welches auf die Straße hinausführte und sonst geschlossen war — da hinaus, — also nicht zu Wasser, war sie entflohen, die Aermste. Und nun fand er auch ein Blatt Papier, das groß und sichtbar dalag ... ihren Abschied.

„Mein Liebster," schrieb sie, „Du Herr meiner Seele, ich muß vor Dir fliehen. Verzeih mir, wenn Du kannst, — habe ich Dir nicht alles gegeben, was ich zu geben hatte? Habe ich geduldet, daß Du Dich bändest an mich? Aber ich darf nicht leben, so lange jener lebt, und ich will nicht leben ohne Dich. Mit blutbefleckten Händen mag ich Dich nicht liebkosen, Dich nicht. Darum leb wohl, such mich nicht, verfolg mich nicht. Lebendig siehst Du mich doch nicht wieder."

Hans warf sich in die nächste Droschke und fuhr auf

das Telegraphenamt, um an Manucci zu berichten. Antwort konnte er nicht erwarten, auch nicht auf der letzten Bahnhaltestelle. Er war schneller dort und zu Pferde weiter, als der Bote zurück. Dann eilte er aufs Generalkonsulat, aber er kehrte wieder um, — sie waren ja nicht verheiratet, welches Recht besaß er auf eine Unterstützung der Behörden! Nein, er mußte sich selber helfen, und mit dem nächsten Zuge fuhr er nach Valmontone.

Unterwegs hatte er Zeit genug, sich selbst wiederzufinden. Immer mehr gewann er die Kraft zurück, mit den Thatsachen, seinem Wollen und Können zu rechnen.

Er dachte zurück, wie das alles gekommen sein mußte; es war eine harte, traurige Arbeit, aber er schenkte sich nichts; denn gerade darin sah er den Anfang zur Heilung, den Unterbau für die Zukunft, an die er glauben wollte.

Mit der Leidenschaft einer, die das nahe Ende kennt und es inzwischen vergessen will, war sie also untergetaucht, während er sie geheilt wähnte. Untergetaucht — auf wie lange? Was ging das sie an, die belohnen und genießen, hastig genießen wollte: Dein Tag wird schon kommen! Und er war gekommen. Er selber, Hans, hatte ihn gebracht, seine Siegesgewißheit hatte das Schicksalswort gesprochen, auf das ihr Blut wartete, er selber, der Erfolggewohnte, hatte sie aus dem leidenschaftlichen Traum geweckt und in ihr unseliges Verhängnis zurückgestoßen. So sehr hatte er sich über die Macht des Blutes verblendet. Nun sah er deutlich, warum sie die Schwierigkeiten, die ihrer Ehe entgegenstanden, vergrößerte, ihm jedes Wort darüber von den Lippen küßte. Sie hatten dazu keine Zeit, das hatte Zeit. Sie wollte ihn nicht binden, sich nicht binden! — Alle seine Instinkte, seine ganze Kraft, bäumten sich auf. Er war sich jetzt seiner Pflicht geradeso bewußt, wie früher seines Genießens. Es galt wieder zu handeln, das Richtige erst und dann das Rechte zu thun.

Für ihn war es nie zu spät, denn er glaubte an sich. Der Traum war aus und die Wirklichkeit begann.

Aber anders, als er hoffte.

In Valmontone standen Carabinieri auf dem leeren Bahnhof und besahen den einzigen Aussteigenden von unten bis oben. Im Ort wollte man ihm kein Pferd geben. Wieder sah man ihn an. Kein Mensch wagte sich zum Stadtthor hinaus, so unsicher war die Gegend. Er mußte verrückt sein, oder ...

Vergebens bewies er — unklugerweise — seine Bekanntschaft mit der Gegend durch Erwähnung Manuccis, den hier unten in dem klerikalen Nest niemand kennen wollte. Es war im Frühling 1871. Die Italiener hatten längst Rom genommen. Aber wieder knäulten sich diese eigensinnigen Bauernstädte des alten Latiums den „Piemontesen" und „Fremden" gegenüber mißtrauisch zusammen wie die Igel. Manch einer war, wie Don Elia, direkt in die Berge gegangen, um, wie er sagte, das neue, gottlose System nach Kräften zu schädigen, in Wahrheit aber, um bei der allgemeinen Unruhe seine Pfeifen zu schneiden.

Carabinieri und Soldaten, auch ihrerseits mißtrauisch, waren des Landes unkundig, und ihnen als „Spion" oder „Verräter" zu dienen, direkt oder indirekt, fiel trotz der eigenen Unsicherheit niemand ein.

Hans bestand auf seinem Willen und ging zu Fuß, ohne der vorgerückten Stunde zu achten. Ob er Don Elia fürchte oder nicht, das gehe ihn allein an, sagte er dem Führer einer Patrouille, die ihm begegnete. Aber nun fragte dieser nach seinen Papieren, und da er solche in der Aufregung oder im Vertrauen auf die Neugestaltung der Dinge unklugerweise vergessen hatte, wurde er verhaftet. Eine Berufung auf Manucci verfing auch bei den Piemontesen nicht. Es war weit bis hinauf, und alle diese Gebirgsnester galten als wenig

königlich gesinnt. Sein Aussehen und das römische Italienisch sprachen ebenso wie seine Bewaffnung ohne Waffenpaß und die fast völlige Gepäcklosigkeit gegen ihn, etwa für einen päpstlichen Zuaven oder Parteigänger. Zudem war das Standrecht erklärt und alles eingeleitet, um dem Banditenunfug in solcher Nähe der Hauptstadt endlich ein Halali zu blasen. Kurz, Hans, der sich in der Aufregung zur Wehr setzen wollte, mußte mit nach Rom und konnte froh sein, daß er dort lediglich bis nach gelungenem Ausweis festgehalten wurde.

Aber noch vor seiner Entlassung kam die Erlösung. Er erfuhr, daß Don Elia und seine Bande wenige Tage nach jener verfehlten Ankunft in Valmontone vernichtet worden seien. Und als man ihn kurz darauf höflich freigab und ein neuer Paß ihn sicherstellte, ritt er, verhältnismäßig ruhig, in die Berge. Don Elia war tot, die Stella demnach frei von dem wahnsinnigen Alp, der sie erdrückte, — nun erst recht mußte alles werden wie vordem. Er hatte da oben in ihrer Heimat nichts zu fragen, als ob sie dort sei. Und wo anders sollte sie sein? Höchstens zurück nach Neapel. Ein Telegramm an Manucci blieb unbeantwortet — der Herr Bürgermeister sei in Rom, ohne daß man seine Adresse kenne. Also ritt er hinauf.

* * *

In zwei riesigen Kolonnen rückte das Gewitter mit dem Abend zugleich über die tiefe, unheimlich gefärbte Campagna auf das Städtchen zu, dessen Häuser sich wie eine Herde ängstlicher Schafe an den Felsen drängten, — rotbraun wie die schwarzen und schmutziggelb wie die weißen. Wie ein ängstliches Blöken klang das Läuten der Glocken stoßweise und vom Sturm zerrissen herüber. Hans, der auf steilen Waldwegen dem Städtchen entgegenstrebte, sah sich überall gehemmt. Bald scheute sein Pferd vor einem nahfallenden Blitz, bald drückte der Wind das dichte Gezweig der Nuß-

büsche zu beiden Seiten fast bis auf den Weg hinab. Zudem begannen schwere Tropfen zu fallen, so schwer, daß das junge, breitgeschichtete Laub sie nicht mehr aufhielt. Auch wenn er Galopp hätte reiten können, es wäre noch eine halbe Stunde bis zu einer Unterkunft gewesen; Zeit genug, um mitsamt dem Mantelsack zu durchnässen. Darum, als er scharfes Läuten zu seiner Rechten vernahm und darauf zutrabend ein Kirchlein am Wege fand, dessen mit Levkojen und Iris geschmückter Thorbogen weit offen stand, ritt er getrost hinein. Wie hatte er nur die Nähe des kleinen Heiligtums vergessen können!

„Ich denke, die gute Muttergottes braucht hier draußen nicht auf Etikette zu halten," sagte er, als eine Art Mönch bei dem Stampfen des Pferdes aus dem Seitenraum herbeikam, — „warum sollte sie — aus Freundschaft für Sant Antonio — hier, wo's niemand sieht, nicht auch einen Platz haben für mein erhitztes Tier und meinen noch trockenen Sattel. Und Euer San Giorgio ist ja so wie so der Patron aller Reitersleute. Was meint Ihr, Fra Girolamo?"

Der brave Waldbruder, der sich Angst und Einsamkeit so lange mit dem Ziehen seiner kleinen Glocke vertrieben hatte, war derselben Ansicht.

Er half seinem Gast vergnüglich, den nassen „Capotto", den großen Reitermantel der Campagnolen, über die Altarschranken breiten, und holte Feuerzeug herbei, da er bemerkte, daß die Schwefelhölzer, die jener hinterm Hutband getragen hatte, feucht geworden waren und zum Anzünden einer Zigarre nicht behilflich sein wollten.

Als der schwarze Rattenschwanz glimmte, rückte sich der Fremde einen Stuhl in die Kirchthürecke, um dem Wetter, das sich jeden Augenblick über ihren Häuptern entladen mußte, besser zuzuschauen. Aengstlich sah der weißbärtige Alte, der sich auf die Stufen seines Altars gesetzt hatte, nach ihm hin.

„Aber, teurer Herr, — bei der Seele Gottes!“ murmelte er — „nicht zu nah, nur nicht zu nah! Seht Ihr nicht, wie dicht sie fallen, und bei wem einer niederfährt, den verbrennt er zu Asche, so daß man nicht sieht, ob er lebt oder tot ist; wenn man ihn aber anrührt, zerfällt er wie Staub.“

„Wer denn, was denn?“ fragte Hans, zerstreut in das Regengeprassel schauend. Es fiel ihm nicht ein, daß das Volk sich scheut, das Wort Blitz auszusprechen.

Der Einsiedel murmelte den „trisagio angelico“, das Schutzgebet, welches man, sich bekreuzend, bei Blitz oder Donner hersagt: „Sanctus Deus, sanctus fortis . . .“, als zwei kleine Mädchen in die Thür gesprungen kamen, halb durchnäßt, die Röckchen über den Kopf gezogen. Die eine hielt ein rotes Band in den Zähnen, die zweite, kleinere, trug das andere Ende des Zügels in der Hand.

„Oëh! Mangiagnocchi,“ schrie die erste, — „der ewige Vater kommt zu Wagen, brr, wie das poltert . . .“

Indem wurden die beiden des Fremden ansichtig und blieben verblüfft stehen, ohne ihren Zaum fallen zu lassen.

„Gesegnet sei die Jungfrau, daß ihr da seid. Aber nun macht, daß ihr hinauskommt, ihr Rangen. Seht ihr nicht, daß ein ‚Herr‘ da ist? Wer so spät zur Vesper kommt, kann draußen beten. In meiner Kammer da hängt auch eine Madonna, die ist gut genug für euch, marsch! — Das sind meine regelmäßigen Gäste morgens und abends,“ sagte Fra Girolamo, zu seinem Besuch gewandt, — „die Mutter schickt sie heraus zu mir, seit es wieder sicher ist und man sich aus der Stadt wagen kann. — Was gafft ihr den Herrn an? Hinaus mit euch in die Kammer — vorwärts! Ihr seid viel zu häßlich für einen solchen fremden Herrn.“

„Aber laßt doch die Kindlein zu mir kommen,“ sagte der Maler halb scherzend und streckte dem größeren Mädchen die Hand entgegen. — „Wie heißt du, hübsches Pferdchen?“

Das Kind war noch immer scheu. Es nahm die Hand nicht, sondern zog das kleinere an sich und sagte, von der Seite nach dem „Herrn“ hinübersehend:

„Pferdchen können nicht sprechen.“

In diesem Augenblick hörte man draußen durch das Prasseln des Regens den Galoppschlag eines Esels, und gleich darauf ritt eine kleine, bewegliche Frau unter riesigem hellblauem Regenschirm in die Kapelle ein.

„Gott sei Dank, daß die Kreaturen da sind — dio mio — Giovanni!“

„Ersilia! Wo kommst du her? Und bei dem Wetter!“

„Ja,“ lachte sie, „wie das närrisch ist! Einer ging aus, seine Eselin zu suchen, weißt du, und fand — nun ja, irgend etwas ganz anderes. Wie war die Geschichte doch noch? Ich werde alt, Schatz, und vergesse alles,“ sagte sie, ihre schönen Haare ausringend und neu flechtend.

„Ich finde dich und suchte nur meine Puppen, die ich nicht allein lassen mochte bei dem Wetter. Sie weichen zwar nicht auseinander wie jene, die du mir damals aus Deutschland mitbrachtest, aber wer ist nicht bange um sein Blut!“

„Hm,“ machte sie dann, ihm die nasse Hand reichend, „das ist gut von dir, daß du deine alten Freunde nicht vergißt. Oder kommst du wieder mal nur, um die Stella zu suchen?“

„Gewiß,“ sagte Hans.

Ersilia lachte. — „Die kannst du nahe haben; hier in der Macchia steckt sie schon. Sie hat ihren Willen, aber auch ihr Teil dabei weggekriegt. Du weißt, daß sie Don Elia umgebracht hat? Natürlich! Allen Respekt, aber ...“

Hans trat unter die Thür. Er sah den Blitz kaum, der krachend neben ihm niederging. Aber er hörte, was die Ersilia weiter plauderte, trotz der Mühe, die er hatte, seine Empfindungen niederzuhalten und ruhig zu werden.

Also sie war die Richterin gewesen; sie selbst die Vollzieherin. Ihn schauderte fast vor solch wilder Energie, vor diesem Erfolge. Aber er drückte seine Empfindungen mit fester Hand zu Boden. Sein Herz hing wie je an ihr. Sich gar hinter ihre That zu verstecken, hätte er für die erbärmlichste Feigheit gehalten. Niemand außer ihm konnte jetzt noch retten, heilen, was zu heilen war. Er hielt sich mehr als je für nötig in ihrem Leben.

Während Hans also den neuen Schlag verwand und sich über sein unverändertes Herzens- und Verstandesverhältnis zur Stella klar wurde, hatte die Ersilia neben ihm zu plaudern und zu erzählen fortgefahren. Mit halbem Ohr hatte er sie sagen hören:

„Hm, Giovanni, kennst du die Aloe? Siehst du, davon gibt es hunderte überall, die zeitlebens nicht zur Blüte kommen und alt dabei werden. Und das ist die Regel. So bin ich zum Beispiel und viele andere.

„Wenn aber eine aufbricht, ist es schön und fast ängstlich anzuschauen, aber es ist zuviel für die Pflanze und mit der Blüte stirbt ihr Leben. So ist die Stella — ihre Seele meine ich. Sie hat wohl geliebt wie keine andere und gehaßt, wie nur der ewige Vater hassen kann; aber nun sie erreicht hat, was sie wollte, ihre Liebe wie ich glaube, und ihre Vendetta, nun ist's aus. Ich bin noch heute lustig und zufrieden, wie von Anfang her, so lange ich denken kann, — ich bin immer ein gewöhnliches Mädchen gewesen, wenn auch lebendiger als die andern. Sie ist in die Berge und Thäler der Leidenschaft gestiegen, sie ist hoch oben und tief unten gewesen mit ihrem Herzen, aber dabei sind ihr die Nerven gerissen und die Sehnen erschlafft: ihre Seele hat sie verbraucht.

„Aus dem Neapolitanischen kamen diese Banden von Gesindel, die dem heiligen Vater helfen wollten und dabei gute Geschäfte machten, Gott weiß es! Don Elia, sagte man,

habe diese Verfluchten auf jede Weise unterstützt, mit Absolution und Spionage, und sie mögen recht haben; denn als die Piemontesen kamen, ging er mit dem Kirchenschatz in die Berge. Bald darauf war er an der Spitze jener, der Rabbiatesten einer, — er war doch ein Krokodil, wie du sagtest, Giovanni. Aber so hart er uns auch zusetzte, keiner wollte den Fremden helfen. Da, siehst du, eines Tages in der vorletzten Woche, ist die Stella wieder da gewesen. Uns allen ahnte nichts Gutes, denn sie antwortete niemand und sah drein wie zum Versteinern — und es ward schlimm oder gut, wie du willst, kurz, es ward das Ende. Nachdem sie zwei Tage in der Macchia herumgestrichen, hier, wo sie jede Weggelegenheit kennt, ist sie hingegangen und hat ihn an die Königlichen verraten."

„In der folgenden Nacht," sagte Fra Girolamo, „hatten sie die Bande umstellt. Es war ein Schießen, geradeso und aus derselben Richtung wie damals, als sie ihren Felicetto — Gott habe seine Seele! — erlegten."

„An allen vier Ecken," fuhr Ersilia fort, „brannte der trockene Buschwald, der die Elenden verbarg — du mußt die geschwärzte Hügelkuppe gesehen haben, als du heraufkamst — und wo sie durch Feuer und Rauch ausbrachen, liefen sie in die Kugeln der Bersaglierikette. Mir graust es noch, — war das eine Jagd! ‚Stellas Jagd,‘ sagt man hier. Ihn aber, den Pfaffen, fing sie sich lebendig. Mit der Verschlagenheit einer Verrückten hat sie ihren Zweck erreicht. An einer der unwahrscheinlichsten, ganz halsbrecherischen Stellen erwartete sie ihn mit dem Offizier, dem persönlich sie diesen Braten versprochen hatte. Und er kam, der geistliche Herr, um jetzt ihr Knie auf seiner Brust zu fühlen und dann ihr Messer — sie hat es ihm in die Kehle gestoßen.

„Am andern Morgen hat sie ihn dort liegen sehen, auf dem Markt, wo einstmals Felicetto lag.

„Wie ein Satan stand sie neben der Leiche, aber dann verblichen ihre Augen. Sie sah und verstand das Leben nicht mehr. Ich fragte sie, ob ich ihr das frische Grab des alten Prossimo, der doch immerhin ihr Vater war, zeigen solle, ich fragte nach dir, Giovanni, und ob sie deine Frau sei. ‚Gott sei Dank, nein,' sagte sie, und ging.

„Auch Manucci hatte schön reden. Sie ist in die Macchia gegangen als eine Abgethane, wie ein Tier des Waldes."

Zur größten Verwunderung der Sora Ersilia drohte nicht Giovanni mit dem Finger, sondern der kleine Bettelpriester hob die Augen auf und wagte zu sprechen.

„Du täuschest dich, meine Tochter," sagte er bescheiden, „so wahr mir die Heiligen beistehen sollen, wenn ich sterbe, du täuschest dich und andere. Sie hat nur die Flammen ihres Herzens nie so hoch aufschlagen lassen, daß sie ihren Willen schmelzen konnten. Aber sie bewahrt die Glut unter der Asche, unter vieler Asche."

„Im Walde wird man dumm," erwiderte Ersilia kurz; „was wißt Ihr von Menschen! Kümmert Euch um Eure Heiligen."

Das abgerissene Männlein ließ sich nicht stören.

„Ich habe sie gesehen," sagte er ruhig, „als sie damals, damals — ich werde alt und stumpf, und weiß nicht mehr wann — als sie damals hier durchjagte, um vor Eurem Hund von Pfaffen — verflucht sei seine Seele! — zu fliehen. Wie einem Sankt Georg oder dem Erzengel Michael leuchteten ihr die siegreichen Augen. Hinter solchen Augen erlischt das Feuer nicht. Ich habe sie auch gesehen, die Aermste, als sie, es sind kaum zehn Tage, aus der Fremde zurückkam, ihres Amtes zu walten und den Mörder des armen Felicetto zum Teufel zu schicken. Ich sah die Stella, vor jedem, der in Häusern oder Städten lebt. Dort lag sie, vor dem Bilde — heilige Barmherzigkeit! — und schlug die Stirn auf den Boden —

denn sie glaubte sich allein in dem leeren Heiligtume, oder kümmerte sich nicht um mich armes Priesterlein, sie unter ihrer großen Last — und blieb liegen, als ob sie erwarte, daß die Madonna selber herabsteige, sie aufzurichten und ihr recht zu geben, oder ihre arme Seele in Empfang zu nehmen. Aber nicht ein Sonnenstrahl rann durch die Apfelbäume, um der Trostbegehrenden seine himmlischen Oblaten auf die Altarstufen zu legen.

„Ich nahm meinen Rosenkranz und begann laut zu beten. Sie achtete nicht darauf. Aber, als ich das ‚gebenedeit sei die Frucht deines Leibes‘ aussprach, da plötzlich stand sie auf — heiligste Jungfrau, bitt für uns — und wandte dem Bild den Rücken. Zugleich strich sie mit der Hand langsam über die Augen, als ob sie einen Schleier wegzöge. Groß und stolz stand sie dabei aufgerichtet. Und nun sah ich wieder ihre Augen, Augen, die trotzig nach innen blickten, wie in eine Hölle, heiliger Gott! was für Augen! Augen — misericordia! — wie sie der schöne Engel Luzifer gehabt haben mag nach seinem Sturze von Gottes Thron, Augen, die Gott und seine Herrlichkeit geschaut hatten und nun den Abgrund widerspiegelten, Augen voll Stolz und Trotz zugleich, wilde, sehnsuchtsvolle, verzweifelte Augen, wie die einer Todsünderin, wenn ihr der Kardinal-Großpönitentiar die Absolution versagt und sie verdammt ist in alle Ewigkeit ...“

Ersilia sah mit komischem Erstaunen auf den kleinen Graubruder.

„Auch Dichter?“ sagte sie, „Ich dachte, das sei Manuccis Spezialität in der Ciocciaria. Aber ich sollte meinen, wenn Eure Seele Gott schauen will, so thäte sie besser, die Madonna zu besingen, als dergleichen Abenteurerinnen. Und wozu das alles? — Ihr redet von neulich und ich von heute. Heute hat sie ihre Rache, und damit ist es aus. Sie hat ihn

liegen sehen, wo Felicetto lag, wie ein geschlachtetes Tier. Aber ihre Kraft, ihre Seele sind darüber verbraucht. Sie ist tot, und Ihr seid verrückt, Mangiagnocchi."

Der Bettelpriester nickte in trauriger Unterwürfigkeit mit dem Kopf. Dann kniete er vor seinen Altartisch und begann halblaut zu beten.

Das Wetter hatte sich inzwischen mit großartiger Heftigkeit entladen. Hans schaute tief erregt in die verrauschende Regenflut. Aber er war mit sich ins klare gekommen und äußerlich ruhig. Er wußte, was er zu thun hatte.

Er hatte bis dahin kein Wort gesprochen. Jetzt drehte er sich um.

„Also bei euch ist sie nicht?" fragte er.

„Keine Idee! Frag die Carabinieri nach ihr, sie sind gerade nach der Station hinunter patrouilliert."

„Du hast recht, Ersilia."

„Aber zu was? Sie ist tot, interesselos wie ein wildes Tier. Sie wohnt bei den Heiligen der vier Winde zur Miete, obgleich sie doch nur zu Manucci gehen konnte, der seit vier Wochen Sindaco geworden ist und patriotische Gesänge verfertigt. Ich sah sie gestern durch die Büsche streichen, sie maß mich mit den Augen, aber erkannte mich nicht. Was geht sie dich an!"

„Sie ist meine Frau."

Ersilia starrte ihn an.

„Ich reite den Carabinieri nach und setze alles in Bewegung. Grüß du mir Manucci, falls er zurück ist, und er soll das Seinige thun."

Sprachlos trat Ersilia mit ihm hinaus vor das Kirchlein in die erfrischte Luft. Einige Minuten standen die zwei Hand in Hand und sahen schweigend durch die regenschweren, glänzenden Büsche ins dampfende unendliche Thal. Noch etwas bewegte Luft, und dort tauchte wieder die gewaltige

Bergrunde aus den Nebeln, wie sie kein Gott jemals größer geschaffen hat.

Dann schwang Hans sich auf sein Pferd, das der Eremit ihm zuführte. Er gab diesem noch einen Scudo — „um Seelenmessen dafür zu lesen,“ sagte er, aber für wen, vergaß er hinzuzufügen. Er küßte noch die beiden Kinder, die sich neugierig an die erstaunte Ersilia schmiegten, grüßte zum letztenmal und sprengte davon, woher er gekommen.

Ersilia stand noch lange auf der Höhe und schaute nach der Stelle, wo er im Busch verschwunden war — ihr standen Thränen in den Augen.

Dann schüttelte sie plötzlich den Kopf und lachte.

„Willst du mit einemmal noch närrisch werden, Alte? Pah — seht nur, Puppen, wie schön die Sonne dort auf dem Meere schwimmt, und so hübsch macht sie's morgen wieder und alle Tage. Und das da ist das Kap Circello, wo eine kluge Zaubrerin einstmals die Leute in Tiere verwandelt hat; die Maler in Rom haben es mir erzählt. Hütet euch vor der Leidenschaft, Puppen, sie verbrennt die Herzen. Aber, was versteht ihr davon! Gehen wir; vorwärts, ich will euch unterwegs auch eine hübsche Canzonetta singen.“

Und den alten Mangiagnocchi grüßend, hob die muntere kleine Frau die Mädchen vor sich auf den Esel, der sich gewohnheitsmäßig in Bewegung setzte, dem Städtchen entgegen. Ersilias lustige Weise scholl noch durch die Bäume, als Fra Girolamo endlich den Scudo, den er noch einmal wieder von allen Seiten betrachtet, einsteckte. Der Thaler erinnerte ihn an jenen einzigen, den er einmal auf seinem Altartisch gefunden, nachdem der fremde Herr, mit welchem zusammen Don Elia der entflohenen Stella nachfragte, seine Klause wieder verlassen hatte.

Dann schloß er die Pforte seines Kirchleins. Gleich

darauf klang das „Ave Maria" der Einsiedelei über dem stillen Buschwald mit den Glocken der alten Volskerstadt zusammen.

* * *

Inzwischen ließ Hans den Gaul ausgreifen. War seine Leidenschaft denn nur ein bezähmtes wohlgehütetes Wärmfeuer, das keine Verwandtschaft besaß mit dem gewaltthätigen Brande dieses südlichen Herzens, das sich triumphierend selbst verzehrte? ... Konnte er nicht so leidenschaftlich werden wie sie, — um so dauerhafter und ausschließlicher war seine Empfindung, und all sein Pflichtbewußtsein und seine Thatkraft standen dieser zur Seite. Hans sprengte dem letzten Abendschein entgegen, als gölte es, das goldne Vließ zu erjagen, das der Tag noch einmal über die schimmernden Sümpfe und das Meer in den hellgrünen, herrlich geflockten Abendhimmel emporreckte: greif zu oder es versinkt.

Und dann ward es plötzlich Nacht.

Währenddessen hatte bergabwärts, auf der Lichtung des „Fontanaccio", ein junges Weib vor der kleinen Madonna gekniet, die hier in ihrer hohlen Kastanie für das Seelenheil eines ungebeichtet Dahingefahrenen, — des Felicetto — Gebete sammelt.

Mit stürmischer Heftigkeit küßte sie die Himmlische. Dann schwang sie sich leicht auf die jenseitige Böschung, mit der Hand wegaufwärts grüßend, und streckte sich unter die Büsche, sich vor dem großen Regen zu schützen.

Stella lächelte glücklich. Sie hatte keinen Augenblick gezweifelt, daß er, Giovanni, sie suche, suche seit dem Tage ihrer Flucht. Wenn er nicht eher kommen konnte, so hatte das also sein sollen: er hatte ihr Zeit lassen müssen, ihres Amtes zu walten. Und als sie es vollbracht, hatte sie ihre Augen nach innen gekehrt und sah dort das ganze große

Glück, das sie selber sich geschaffen und das sie nun an ihre Pflicht, an ihren Haß dahingegeben. Aber noch einmal wollte sie die stolze Genugthuung haben, auch ihn wiederzusehen, der noch immer ihrer begehrte.

Sie hatte geduldig gewartet, und höchstens die Sorge, daß ihm etwas zugestoßen sein könne, war ihr zuweilen genaht. Jetzt war er da, sie war ihm in den Büschen gefolgt, als er mühsam bergauf ritt, der Stadt zu, und hatte mit Händen gegriffen, wie sehr sie — trotz alledem — geliebt war. Und sein Bild füllte wieder ganz ihre Seele. Aber nur wenige Augenblicke. Dann stiegen aus ihr selber die alten, blutgestärkten Schatten auf, die es immer dichter umschleierten und ihm seinen sänftigenden Schein raubten . . .

O, wie sie ihn liebte und sein Glück wollte! Nur sein Glück auch jetzt, wo sie ihm den größesten Schmerz seines Lebens bereiten mußte. Armer, Liebster! Aber ein kurzer Krampf, der Verlust eines Gliedes, war für ihn, den Lebensmutigen, unendlich besser als eine qualvolle Kette für alle Zeit. Er täuschte sich, als er glaubte, ihr Blut überwunden zu haben; er täuschte sich wieder, wenn er jetzt wähnte, die erfolgstrahlende „Mörderin" an seiner Seite ertragen zu können. Triumphierend wäre sie heimgekehrt zu einem Gatten ihrer Rasse. Diesen erdrückte ihre That, ihn, den lieben Fremden mit den milden blauen Augen, der die Instinkte ihres Blutes, die sie zwangen und die ihr die Brust schwellten, nicht nachempfinden konnte.

Nein, was war, konnte und konnte nicht noch einmal werden. Freilich, nicht sie hatte ihn getäuscht, sondern er sich selber. Aber das war für den Mann gleichviel. Sie hatte den ahnungslosen, siegbewußten Freund verlassen, um gegen ihn ihren Willen auszuführen; sie gehorchte ihrem Blute mehr als ihm. Gewiß zwang er sich darüber hinweg und ließ sich von blutbefleckten Händen liebkosen. Er würde das Opfer

seines jungen starken Lebens bringen und sie ehrlich machen, ehrlich machen aus Mitleid ...

Aber wahrlich, sie brauchte, sie ertrug kein Mitleid — sie, die nun alles an ihre Pflicht geopfert hatte und die keine Pflicht mehr band. Wäre sie noch zu weiterem bestimmt gewesen, die Madonna hätte ihren Schoß gesegnet. Sie hatte Felicetto gerächt und ihren Liebling fürstlich beschenkt. Ein königliches Bewußtsein des Belohnens und Richtens durchwärmte sie plötzlich und ließ sie das schöne Haupt erheben. Sie hatte aus dem Vollen gewährt und genossen, was es für sie auf Erden gab: Liebe und Rache. Sie selber hatte ihr Glück von eignen Gnaden auch wieder zerbrochen — und das halbe wollte sie nicht. Was sie ihm noch sein konnte, war nicht genug für ihn, aber auch nicht genug für sie. Für alles, was nun käme, hätte sie zu danken, zu danken, wenn auch dem Geliebten, dem bisher sie rückhaltslos sich selber geschenkt hatte ... Nein, sie wollte nichts zu danken haben. Heute noch stand sie auf der Höhe und mit einem kurzen Ende zahlte sie dem Geliebten auch das noch zurück, was er für sie weiter zu thun entschlossen war, für sie, die „Unselige“ in seinen Augen.

„Gute Nacht, Giovanni!“ rief sie, sich aufrichtend und die Hand zum Abschied ausstreckend, „sei ruhig, meine Seele, ich thu' es nicht für dich, sondern für mich!“

Das Gewitter hatte ausgetobt, die Natur atmete auf; die weite steinerne Ferne, die feucht dämmernde Tiefe enthüllten sich noch einen Augenblick, als Stella sich gegen den Abhang zu durch die nassen Büsche ins Freie drängte, die Regentropfen von Stirn und Schultern streifend; dann hielt sie sich, hinabschauend, an dem letzten Haselstrauch und streckte die schönen Glieder in den duftenden Blust am Boden hin. Mit scharfen, glänzenden Augen suchte sie drunten die Hügelkuppen zu unterscheiden. Und als nun das Abendrot aus

der geheimnisvollen Tiefe des Meeres hervor auf sie zu und über die breite Sumpfebene dahinschritt, brachte es in seinem Feuer die Wollust mit sich, die letzte, nach der sie noch lechzte, eine stolze, wilde Wollust, die ihre Augen aufflammen machte, zugleich mit jener kahlen Felskuppe drunten im Buschwald, die in der letzten Sonne zu brennen schien, wie sie brannte am Tage ihrer Rache.

Stella richtete sich triumphierend auf: dort hatte sie den Feind ihres Lebens, den Mörder Felicettos und all ihres Glücks zu Tode gehetzt wie einen Wolf, und niedergestochen wie einen Hund, der er war. Gerächt, gerächt! In immer wilderer Genugthuung leuchteten ihre Augen, in denen sich die letzten Flammen der Sonne spiegelten. Das waren jene Augen, vor denen Fra Girolamo so erschrocken war, trotzige, triumphierende Augen, wie die eines gestürzten Engels.

Nun ward es dunkel unter den Sträuchern. Im Buschwald lag bereits die Nacht. Die Glocken aus allen Fernen begannen zu summen und zu klingen. „Ave Maria!“ Gerade wie neulich, als die Bersaglieri den Hügel umstellt hatten und zum Angriff schritten mit dem alten Kriegsruf „Savoia! Savoia!“ Noch immer stand die Stella groß und stolz auf der rotgoldenen Ferne und genoß ihren Triumph in vollen Zügen: „Savoia! Savoia!“

Sie schrie es über die Tiefe hinaus, als sie plötzlich stockte und zu zittern begann.

Das war Hufschlag, droben in der lautlosen Stille des Waldes. Mit einem Schrei fuhr sie zusammen und horchte dem ersterbenden Schalle nach.

Als sie wieder um sich blickte, war der flammende Berg versunken. Es war völlig Nacht. Nur die Nebel der Tiefe begannen zu schimmern. Mit angehaltenem Atem, wie abwesend, starrte sie in das geheimnisvolle Nichts, aus dem die Nachtigallen zu schlagen anhuben. Kein Laut mehr aus der

Höhe, von der uralten Felsenniederlassung her, deren Tochter sie war, pochte an ihre Seele. Sie hatte sich getäuscht.

Aber nun scholl noch einmal der gespenstische Hufschlag erschreckend klar hinter einer Waldecke hervor. Ihr klopfte das Herz zum Zerspringen. Das war Giovanni, der sie zu suchen kam — o und unter seinen Händen schmolzen ihr Stolz und Wille dahin, schlief ihr Blut, das wußte sie aus jener Nacht in Chia, aus der langen Seligkeit an seiner Seite. Sie fürchtete ihn — und jetzt klang es ganz nah, kam es gerade auf sie zu. — Wie wahnsinnig streckte sie beide Hände vor: „Laß mich, Giovanni, um Gottes willen, laß mich, — es geht nicht, um unserer Liebe willen, um deinetwillen laß mich! Leb wohl, mein Leben!“

Und mit einer hastigen Bewegung trat sie zurück . . .

In der Ferne verklang der Galoppschlag von Giovannis Pferd. Diesmal schoß es nicht, wie in jener Nacht, als Felicetto dahinjagte, um hier ein klägliches Ende zu finden. Aber, als der Mond die einsame Lichtung erreichte, war die Platte leer.

Stellas Augen hat niemand wiedergesehen.

Denn als der schlaflose Fra Girolamo im Frühlicht nach seinen Vogelschlingen den Felsen hinabstieg, fand er sie unter den Zweigen eines wilden Feigenbaumes, den sie im Sturz zerbrochen, die unheimlich schönen Augen für immer geschlossen, den schwarzen Kopf tief im gelbblühenden Ginster, als ob der scharfe Duft sie erstickt habe.

Droben, in trotziger Einsamkeit, an den unbegreiflichen Mauerblöcken der „Einäugigen“, — wie das Volk für „Cyklopen“ sagt — deckt die Sterndistel mit silbernen Blüten den Rasen eines urvolskischen sagenvergessenen Burgringes. Dort, im Tempelfrieden des unbekannten Gottes, hat Hans sein totes Glück begraben.

(1873.)

Ende.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Dichterwerke in Einzelausgaben.

Sämtlich in geschmackvollen Einbänden.

Grimminger, Mei Derhoim. Gedichte in schwäbischer Mundart	M. 4. —
— — Lug-in's-Land. Neue Gedichte in schwäbischer Mundart	„ 4. 50.
Grüneisen, Christliches Handbuch in Gebeten und Liedern	„ 4. —
Gudrun, Deutsches Heldenlied. Neudeutsch von Simrock	„ 5. 50.
Günthert, Gedichte	„ 3. —
Gutsche, Torald, der Hohenzollern Ahnherr unter Christi Kreuz. Roman. 2 Bände	„ 18. —
Hartmann, Mor., Adam und Eva. Idylle	„ 2. —
— — Reimchronik des Pfaffen Mauritius	„ 3. —
— — Gedichte	„ 4. 50.
Hemans, Das Waldheiligtum. Deutsch von Freiligrath	„ 2. 50.
Herder, Der Cid	„ 2. 40.
Herzfelder, Gedichte	„ 4. —
Heyse, Neue Novellen	„ 6. —
— — Thekla. Ein Gedicht	„ 4. 20.
Hoefer, Allerhand Geister. Geschichten	„ 7. —
— — Fünf neue Geschichten	„ 6. —
Hölderlin, Gedichte	„ 3. 50.
Kerner, Lyrische Gedichte	„ 8. —
— — Winterblüten	„ 3. —
— — Der letzte Blütenstrauß	„ 3. 60.
Kinkel, Gedichte	„ 5. —
— — Gedichte. II. Sammlung	„ 7. —
— — Otto der Schütz	„ 3. —
— — Der Grobschmied von Antwerpen	„ 3. —
Kinkel, Gottfried und Johanna, Erzählungen	„ 7. —
Knapp, Alb., Geistliche Lieder	„ 3. 50.
— — Gedichte in Auswahl	„ 6. 20.
Kobell, Hochdeutsche Gedichte	„ 4. —
— — Gedichte in oberbayerischer Mundart	„ 6. —
— — Der Hausl vo' Finsterwald u. s. w. Drei Gedichte in oberbayerischer Mundart	„ 3. —
— — Gedichte in pfälzischer Mundart	„ 4. —
— — Jagd- und Weinlieder in oberbayer., pfälz. u. s. w. Mundart	„ 4. —
Kruse, Seegeschichten. Kleine Dichtungen. Erste Sammlung	„ 4. —
— — Seegeschichten. Kleine Dichtungen. Zweite Sammlung	„ 4. —
Lazarillo von Tormes, Der erste Schelmenroman. Deutsch v. Lauter	„ 4. —
Lenau, Gedichte	„ 4. —
Lening, Dree Wiehnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart	„ 6. —
Lingg, Gedichte. Erste Sammlung	„ 4. 70.
Zweite und dritte Sammlung à	„ 4. —
— — Jahresringe. Neue Gedichte	„ 6. —
— — Violante. Trauerspiel	„ 3. —
Löwe, Feodor, Gedichte	„ 5. 25.
Matthisson, Gedichte	„ 4. —
Milton, Das verlorene und wiedergewonnene Paradies	„ 6. —
Müller, O., Der Stadtschultheiß von Frankfurt. Ein Familienroman	„ 6. —
Nibelungenlied, übersetzt von K. Simrock	„ 4. 50.
Niethammer, J. Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus	„ 5. —
Oswald von Wolkenstein, Gedichte	„ 3. —
Redwitz, Hermann Stark. Deutsches Leben. 2 Bände	„ 11. —
— — Odilo. Poetische Erzählung	„ 6. 50.
Riehl, Geschichten aus alter Zeit	„ 10. —
— — Kulturgeschichtliche Novellen	„ 6. 50.
— — Neues Novellenbuch	„ 6. 50.
— — Geschichten und Novellen. 2 Bände	„ 8. —

Fortsetzung siehe auf der 4. Seite.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.